



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

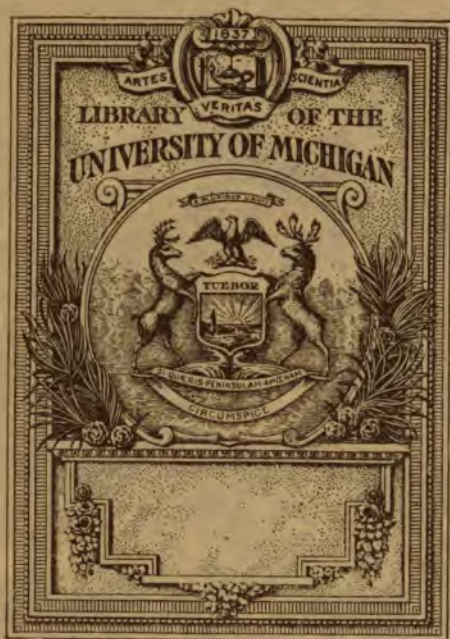
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

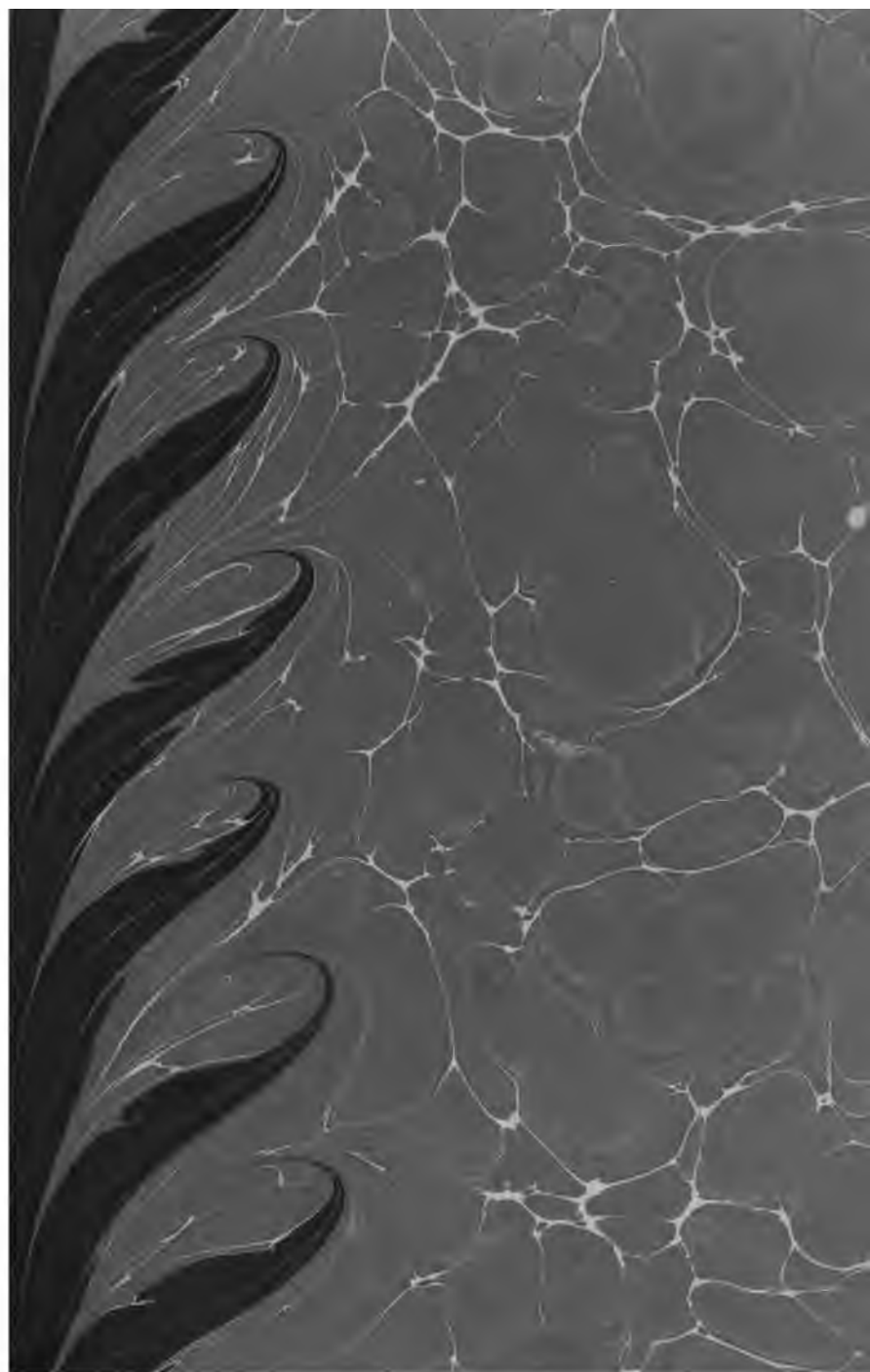
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Georg von Bunsen





THE GIFT OF
PROF. ALEXANDER ZIWET



10
B
E

Georg von Bunfen





G. Bunsen
1883.



Geometrie

von Dr. Wilhelm Gertz

Lehrbuch der Geometrie

für die oberen Klassen der Schulen

und zum Selbststudium

von Dr. Wilhelm Gertz

Lehrbuch der Geometrie

für die oberen Klassen der Schulen

und zum Selbststudium

von Dr. Wilhelm Gertz

Lehrbuch der Geometrie

für die oberen Klassen der Schulen

und zum Selbststudium

von Dr. Wilhelm Gertz

Lehrbuch der Geometrie

für die oberen Klassen der Schulen

und zum Selbststudium

Es gibt eine Geometrie, die die
die Welt der Geometrie
und die Geometrie
gerade die Geometrie
Gefühl der Geometrie

Berlin, 1911. Verlag von
Wilhelm Gertz (Herausgeber)



Alexander Ziwet

Georg von Bunfen

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten

gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunfen.

Es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen als wieder der Mensch. . . Es bereichert beständig, eine Gestalt zu kennen. . . Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht; denn gerade das wahre Glück bauet sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksal macht. ~~ausgew. von~~ Wilhelm von Humboldt.

Berlin 1900. * * * * * Verlag von
Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).

B u c h f c h m u c k

von

Marie von Bunsen



**✻ ✻ Alle Rechte, insbesondere das der ✻ ✻
Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.**

Prof. Alex. Ziwet

1^{te}.

10-20-1923

Inhalt

	Seite
I. Kindheit	1
II. Schul Pforta	12
III. Universität	51
IV. London	83
V. Burg Rheindorf	158
VI. Abgeordnetenhaus	186
VII. Reichstag	237
VIII. Letzte Jahre	296



Vorwort.

Georg von Bunsen gehört zu den Naturen,
die fühlen durch das was sie sind.

„Nation“ 7. 11. 1894.

Was mein Vater war, möchte ich schildern. Kein Typus, wohl aber eine Individualität. Seine gründliche, weltmännische Bildung war mit unermüdlich schaffender Güte gepaart, seine ästhetisch-vornehme Beanlagung mit unerschütterlichem Freimuth. Diese Verquickung gab ihm das eigenartige Gepräge. Sein Leben ist ohne aufregende Momente, doch nicht ohne Abwechslung, nicht ohne einen etwas ungewöhnlichen Rahmen des Daseins verlaufen. Er kannte nicht nur viele Länder, sondern, was wichtiger ist, viele Welten, war in keiner ganz heimisch, wenn auch in wenigen fremd.

Ich will nicht polemisch schreiben; jedoch jetzt, wo der Gewaltigste seiner Zeit, eine vulkanische Natur, mit vollendet dialektischer Feder, seine machtvolle Anschauung den Aber-

tausenden einprägt, ist es vielleicht richtig, vielleicht nothwendig, die Gesinnungen einiger Gegner der herrschenden Weltanschauung zu kennen, sich im Lager der Besiegten umzusehn.

Ich will auch ganz offen schreiben, ohne die Gestalt meines Vaters mit fremden Lichtern zu schmücken; sein Leben verbirgt keine Geheimnisse, kann ruhig aufgerollt werden.

So meine ich, dürfte Mancher sich am Bild erfreuen und Mancher daran lernen. Trifft dies nicht zu, liegt die Schuld sicherlich an mir.

M. v. B.



Palazzo Caffarelli.

I.

Kindheit.

Wer wäre im Stande von der Fülle der
Kindheit würdig zu sprechen.

Goethe.

The child gathers the food on which
the adult feeds to the end.

Olive Schreiner.

„Er ist auf einem der merkwürdigsten Plätze in der Welt geboren, grade auf der Stelle, wo die alte Burg der Römer und der berühmte Tempel des Jupiter stand . . . Es war auf diesem Hügel, an der Westseite unseres Hauses wo einst die Gallier hinaufstiegen und das Kapitol erobert hätten. . . . Noch jetzt sieht man unten am Berg ein Stück des Felsens, grade unter dem Hause und man denkt an die schönen Zeiten, wo die großen Helden der Römer auf diesen Berg im Triumph einzogen, wenn sie einen Theil der Welt erobert hatten.“ So verkündete mein Großvater die Geburt seines Sohnes, hier, in dem „von Orangendüften durchzogenem Palazzo Caffarelli“ kam Georg Bunsen am 7. Nov. 1824 zur Welt.

Sein Vater war der drei und dreißigjährige Legations-
Bunsen.

rath Christian Karl Bunsen. Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend, machte sich der hochbegabte Korbacher Gymnasiast bald auf der Universität bemerkbar, trieb als Begleiter und Freund des amerikanischen Millionärensohns Astor orientalische Studien, plante als gewaltiges Lebenswerk eine Geschichte des göttlichen Geistes, wie dieser im Orient, im Hellas, im neuern Europa erkannt worden sei. Nach Rom hatte ihn Niebuhr's väterliches Interesse gezogen, ein Jahr nach seiner Ankunft, 1817, heirathete er Frances Waddington, wurde bald darauf Legationssecretär, obgleich er die „diplomatische Carriere verabscheute“ sie „im günstigsten Fall ein glänzendes Elend“ nannte und seine Stelle nur als eine durch die Verhältnisse gebotene, vorübergehende betrachtete. Meine Großmutter war etwas älter als ihr Mann, sie entstammte väterlicherseits einer guten, mütterlicherseits einer vornehmen englischen Familie, ihr Vermögen gab Bunsen eine gewisse Selbstständigkeit, wenn auch die große Kinderzahl ihn, neben andern Rücksichten, an seine amtliche Thätigkeit fesselte. Es waren zwei ganz verschiedene, aber ebenbürtige Menschen. Sein Göttinger Studienfreund, der Dichter Ernst Schulze, schilderte ihn 1815 in folgenden, auch für den späteren Menschen zutreffenden Worten: „Bunsen, mit königlichem, herrschendem Geist, der alle Zweige des Lebens und der Erkenntniß nur als Mittel ansah um zu einem einzigen großen Ziele zu gelangen, der für jeden Eindruck zu jeder Zeit empfänglich, mit unbeschreiblicher Kraft auch das Widersprechendste sich zuzueignen wußte, der mit der höchsten, zuweilen schauerhaften Klarheit das tiefste Gemüth verband und bei unaufhörlicher, getheilter Regsamkeit dennoch

nie seinen Zweck aus den Augen verlor.“ Dazu kam die strengste religiöse Sittlichkeit, verbunden mit einer kindlich heiteren Fähigkeit zu jeder harmlosen Freude; trotz eines bereits früh bemerkten „herrscherischen Wesens“, ein impulsiv optimistisches Gemüth, ein überschwellend zärtliches Hingebungsbedürfniß. Endlich, die äußeren Vorzüge der Schönheit, wie der gewandten, einnehmenden Formen. Sie, meine Großmutter, war nicht schön, nicht unbedingt „liebenswürdig“ im üblichsten Sinne des Wortes, besonders in der ersten Lebenshälfte stellte sie Andern gleich strenge Forderungen als sich selbst. Für eine Frau ihrer, auch unserer Zeit, ungewöhnlich gebildet, hatte sie einen klaren, festen Verstand; ohne Ueberschwenglichkeit, hatte sie eine warme Liebe zum Schönen, ein echtes Kunstverständnis, welches nur selten durch allzu streng sittliche Anschauungen eingeengt wurde. Wie ihr Mann mehrmals wiederholt, hatte sie den Begriff der Pflicht schon von der Geburtsstunde an inne. Im Verkehr nicht glänzend, wirkte ihre ruhige, stete, selbstlose Güte überaus sympathisch, neben der grenzenlosen Liebe der Familie hat sie sich ungewöhnlich warme Freunde erworben und erhalten. Ohne Bunsens „instinctvolle Gabe“, sich in anderer Leute Gefühle und Interessen hinein zu versenken, mit einer, wie sie selbst zugiebt, etwas pessimistischen Ader, hatte sie eine klarere Menschenkenntniß, einen praktischeren Sinn, welcher ihres Gatten sanguinisches Zuvielerhoffen, Zuvielversprechen oft wohlthuend einschränkte. Gewiß, zwei fesselnde, bedeutende Menschen, welche das vollendetste mir bekannte Beispiel einer „Ergänzung“ boten, sich in ihrer Ehe nicht nur beglückten, sondern auch bereicherten und hoben.

So die Eltern und so die Verhältnisse, und beide scheinen mir ungewöhnlich maßgebend für seine Zukunft. Geistig wie körperlich ähnelte er in auffallend gleichmäßiger Weise den beiden Eltern, kein Zug, der sich nicht auf einen derselben zurückführen ließe, was ja durchaus nicht bei allen Kindern der Fall ist, auch bei den Geschwistern keineswegs immer zutrifft. Seine Individualität bestand in der Verschmelzung zweier so grundverschiedener Temperamente, Charaktere, nationaler und gesellschaftlicher Vorbedingungen. Wie ich mehrfach gehört habe, war er das Lieblingskind der Eltern; sie empfanden, vielleicht unbewußt, ihr Aufgehn in diesem Kind.

Reich und schön, aber complizirt, war also das geistige Erbtheil, ungewöhnlich und begünstigt, aber kaum normal, waren die äußerlichen Bedingungen des Lebens.

Diese Constellation blieb ihm treu.

* * *

In den Briefen der Eltern finden sich manche Erwähnungen des kleinen Georg. Die üblichen, für zärtliche Großmütter und Tanten berechneten Anekdoten ließe ich gewiß beiseite, aber das Bunsen'sche Ehepaar beobachtete ihre Kinder außerordentlich fein; trotzdem ihnen zwölf geboren wurden, bringt ihre Correspondenz nie allgemeine Eindrücke, sondern immer nur präcisirte kleine Portraitszüge. Und wo dieses der Fall ist, kann man ja eine fast unglaublich früh, leider meistens nur zu ungenügend beobachtete Characterentwicklung feststellen. In einem Brief beschrieb mein Großvater den Unterschied des damals noch nicht zweijährigen Heinrichs und des noch nicht einjährigen

Ernst in einer Weise, die Allen, welche beide als ältere Männer gekannt haben, vollkommen zutreffend erscheinen würde. Im September 1826 schrieb die Mutter über den noch nicht zweijährigen Georg*): „Niemand könnte Eindrücke lebhafter empfinden, als dieser liebe Junge. Er zeigt mir die Wolken der untergehenden Sonne, weist auf den (Tiber) Strom und betrachtet denselben unverwandt, er beobachtet den Flug der Vögel und freut sich besonders an der grasenden Heerde . . . Seine Brüder kann er nicht weinen hören, und das einzige, was er mir übel nimmt, ist, wenn ich Karl (das dritte noch lebende Kind) bestrafe.“ Nach seinem zweiten Geburtstag schrieb sie*): „Ich liebe ihn nicht mehr als meine anderen Kinder, aber er ist zweifellos derjenige unter ihnen, welcher mir die vollste Befriedigung zu verheißen scheint. Bei ihm ist so viel Kraft, körperliche wie geistige, eine so reiche Harmonie, so viel Intelligenz und ein so zartes Gemüth.“ Die Atmosphäre des Hauses zeigen auch weitere Auszüge. Im Winter 1827 — 28 beschreibt sie ihre Spaziergänge mit den kleinen Knaben nach dem Colosseum, dem Palatin und S. Clemente, während dessen viel über die Geschichte der Römer und dieser Alterthümer gefragt, erzählt und geplaudert wurde. Am Tempel der Venus und Roma hob der kleine Georg Steine auf und meinte „questo é bello, antico.“ (Es war das Schicksal der Bunsen'schen Kinder, immer in mehreren Sprachen zu verkehren. Außenstehende halten dieses fast regelmäßig für ein unbeschreibliches Glück, die Betroffenen erkennen erst später wie nachtheilig gleich-

*) Uebersetzt.

berechtigte Sprachen wirken, wie nachtheilig es ist, wenn nicht einer Sprache fraglos das Uebergewicht zukommt.) Im Februar 1828 schreibt die Mutter: „Georg hat einen ungeheueren Verneifer. Sowie das Frühstück vorbei ist, quält er mich, bis ich die Zeit finde ihm seine „lettere“ abzuhören, ist er unartig gewesen, weigere ich ihm dieses zur Strafe.“ Dann aus der schönen alten Villa Piccolomini in Frascati, wo die Familie viele Sommer verbrachte: „Sept. 1829. Abeken*) nahm freundlichst die Knaben nach Grotta Ferrata spazieren. Sie gingen bereits um dreiviertel sechs fort und kehrten gegen acht Uhr Abends zurück. Dann las Abeken über Odysseus und Circe, aber bald mußte Georg bewogen werden schlafen zu gehen, trotzdem er bestimmt versicherte ganz gut mit geschlossenen Augen zuhören zu können.“ . . . „Mit Karl und Georg war ich in der Rusinella, wo ich Pinien und Cypressen zeichnete.“ Dann im nächsten Jahr, ebenfalls aus Frascati: „Georg ist gesund und stark, läuft und reitet viel und lernt mit unermüdblichem Eifer. Wenn er zu Hause ist, aber frei hat, liest er Märchen oder Reisebeschreibungen, als in letzterem Kamtschatka erwähnt wurde, suchte er es sich in der Karte auf.“ (Auch im spätesten Lebensalter blieb diese Gewohnheit ihm treu.) „Oder er nimmt sich

*) Der spätere Legationsrath Abeken, welcher als Bismarcks vertrauter Hülfсарbeiter 1872 starb. Einige Jahre lang Lehrer bei den Dunken'schen Kindern, war das Verhältniß zwischen ihm und meiner Großmutter wie das zwischen Mutter und Sohn. Mein Vater war ihm herzlich ergeben, als jener am Tode lag schrieb er: „Es wird mir allzu schwer an den treuen Freund zu denken, an sein sanftes Wesen, an seine ungewöhnlichen Gaben.“

einen Briefumschlag und Blei und schreibt sich englische Worte nebst deren Uebersetzung aus dem Wörterbuch auf. Dies ist kein vereinzelter, tugendhafter Anfall, denn fast die ganze Zeit über ist er so gewesen. Simon (der Lehrer) hat ihn kürzlich zu den botanischen Stunden zugelassen und seitdem copirt er eifrigst die botanischen Namen, mit ihren Deutschen, Englischen und Italienischen Bezeichnungen, und mit der betreffenden Klasse und Familie. Hieran schreibt er manchmal so lange, daß ich ihn zum Spielen fortschicke."

Im Herbst 1830 reisten die Eltern mit den vier Knaben nach Neapel; hier brachten sie mehrere Wochen zu. Graf Platen besuchte mit ihnen die Inseln, dichtete und las das eben Erschaffene vor. Der sechsjährige Georg führte ein Tagebuch; es sollen sehr drollig altkluge Bemerkungen über seine Eindrücke darin gestanden haben, leider ist es jetzt verschwunden. Als sie zurückkehrten, fanden sie Felix Mendelssohn in Rom vor und mit Entzücken beschreibt meine Großmutter sein *Adagio-Spiel*. Nicht nur war das Haus auf dem Capitol Mittelpunkt der deutschen Malercolonie, gingen Cornelius, Overbeck, Koch, Führich, Schnorr und Veit dort ein und aus, aber es wurde auch viel und gut musiziert. Nur, wie Bunsen schreibt, „einen einzigen Luxus“ (denn als solcher galt ihnen niemals ihre allerdings einfach gehaltene Gastfreundlichkeit) hat sich das kinderreiche Ehepaar gestattet; öfters sangen im Palazzo Caffarelli Mitglieder des auf voller Höhe stehenden päpstlichen Chors die damals fast in Vergessenheit gerathenen altitalienischen Kirchengesänge. Lange nachher, 1873 traf mein Vater in Rom mit einigen damaligen Freunden des

Hauses zusammen und schreibt darüber seiner Schwester Francis: „Der gute alte Dressel bemerkte sehr richtig, nachdem er beklagt hatte, daß er damals die unglaublich günstigen Gelegenheiten dieses Verkehrs so wenig auszunutzen verstand — „Andere in und außerhalb Roms haben Bunsen's damalige Stellung angestrebt, auch eingenommen. Aber einzig ihm war es ganz natürlich sich den verschiedensten Menschen zu geben, ohne Gesuchtheit, ohne Eitelkeit, nur als selbstverständlicher Ausfluß seines Wesens. — Ferdinand Platners Anhänglichkeit an Mama hat mich wirklich gerührt. „Wie eine Mutter ist sie mir gewesen,“ sagte er zu seiner Frau, und Thränen rannen ihm das jetzt sehr blaß gewordene Gesicht herunter.“

1831 beschreibt die Mutter, wie Georg eine kleine Geschichte des Alterthums im Zusammenhang mit dem geschichtlichen Theil des Alten Testaments mit ihr lese*). „So bald er angezogen ist, kommt er auf mein Zimmer, betet und liest dann ein Kapitel, manchmal nicht so viel, denn da er mich über alles ausfragt, was er nicht ganz versteht, kommen wir nicht rasch vom Fleck . . . Er, wie seine Brüder schwärmen für die Architecturstunden, welche Knapp ihnen giebt, neulich bemerkten sie, Sonnabend sei der aller schönste Tag, da hätten sie Vormittags Knapp, Nachmittags einen langen Spaziergang mit Simon und Abends die Tanzstunde.“ Wir besäßen einen Grundriß, den der sechsjährige Knabe damals vom Herkulestempel in Cora selber, wenn auch wohl unter Anleitung, zeichnete. Sorgfältig hat die Kinderhand „Prostylos-Phnostylos“ hingemalt, die Größenverhältnisse unten angegeben und

das Blatt dann stolz mit Namen und Datum versehen. Sie hatten es aber auch gut; da vor ihnen lag das damals noch uneingehegte, umwucherte Forum; ihr Lieblingsspielplatz lag zwischen den zertrümmerten Säulen, bei den Geschichtsstunden konnten sie den Schauplatz so mancher Momente von ihren Fenstern erkennen.

Trotz seines Fleißes war Georg aber kein sanfter Musterknabe, viele langwährende Eigensinn-Krisen werden erwähnt; wie die meisten seiner Geschwister, war er ein temperamentvolles „schwieriges“ Kind. Dann heißt es jedoch wieder*): „Georg schwelgt in neu zu erwerbenden Kenntnissen, ein natürlicher Instinkt treibt ihn auf den Grund der Dinge zu gelangen Es ist ein wahres Vergnügen ihn Fragen stellen zu hören, er fragt ohne Neugierde, aber mit einem fast befehlenden Ton, als hätte er ein persönliches Anrecht auf das gesammte menschliche Wissen. Dann ist er, Gott sei Dank, noch immer in der guten Gemüthsverfassung. Der Ernst, welchen sie am Sylvesterabend bekundeten, war sehr erfreulich. Georg hatte Thränen in den Augen, was bei ihm um so mehr sagen will, als er niemals sich durch Unempfindung einzuschmeicheln versucht, im Gegentheil eher seine eigene Stimmung störrisch hervorkehrt. Diese Thränen kamen nachdem er einige Zeit ruhig dageessen hatte und als ich ihn später nach der Ursache fragte, antwortete er: „Ich dachte . . . ich wünschte so . . . daß ich gut werden möge.“ Noch oft gedachte er dieser Neujahrsnächte. „Wir beide haben die Glocke des Kapitols gehört“ schreibt seine Mutter ihm nach vielen Jahren. In gesammelter Stimmung hatten sie immer auf den eigenen tiefen Ton gewartet, dann traten

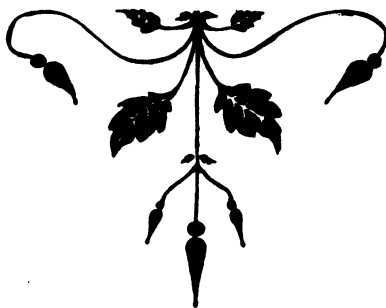
sie heraus auf die Terrasse, um auf Rom und die Campagna herab zu schaun.

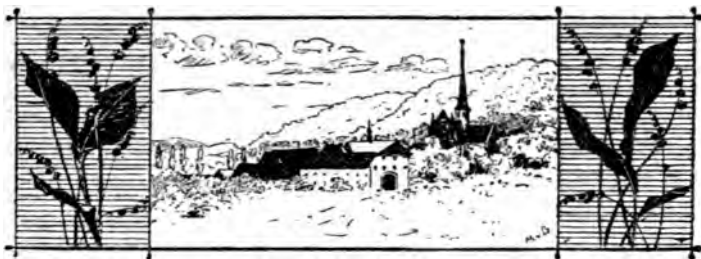
Einige seiner Briefe an die Eltern sind aus dieser Zeit aufbewahrt worden. Allerdings würde ich auch aus ihnen nichts anführen, wenn es sich um die bekannten, durchcorrigirten Schulstuden-Pflichtbriefe handelte. Aber diese machen einen absolut sorglos, naiv-echten Eindruck. Oft sind es reuige Sündenbekenntnisse, die Sprache ist deutsch, englisch, französisch, italienisch oder lateinisch und keine ist richtig. 1832... „avec l'assistance de Dieu, je ne veux pas quereller avec mes frères, si les ne me irritent pas“ ... 1830... „Es wird Dir auch wohl recht leid thun, daß ich gestohlen habe, denn es thut auch Gott leid. Ich muß es deswegen auch nicht mehr thun.“ Dann etwa 1834 schreibt er über die Freuden seines ersten Glases Mersteiner und einer besonders gelungenen Mehlspeise, darauf eingehend über den Stand seiner lateinisch-griechischen Stunden. 1834. „Ich sollte Dir schon letzten Posttag geschrieben haben, aber statt zu schreiben, spielte ich.... Wir sind eben, mit Mutter, in S. Lorenzo fora di mura gewesen. Was ist die Kirche verdorben und doch verbessert. Die Fläche erhöht, die Säulen fast überdeckt und doch die obere Fläche zu schön“.... 1834. „Ueber alles! alles! freute es mich als ich die Buchstabenrechnung anfang (d. h. heute), Herr Kellermann sagt, es ist der Grund zu allen Rechnungen. Ich finde es auch wenn ich weiter im Buch nachschlage. Nur verstehe ich nicht“... und nun kommen ausführliche Fragen.... 1834. „Aber auch Du verzeih mir die Sünden, die großen, vielfältigen... Sei wo Du willst, ich bin immer Dein Dich liebender Georg.“

1835. „O if I think of what I have done to Grandmama I don't think she can and will pardon me! I should very much like to give you a present, but I have none at all.“

* * *

So verliefen die Kinderjahre.





Schul Pforta.

II.

Schul Pforta.

Bildung ist das Leben im Sinne großer
Geister mit dem Zwecke großer Ziele.
Mitsche.

Im Sommer 1837 verließ mein Vater als dreizehn-jähriger Knabe das Kapitol. Mein inzwischen zum Gesandten ernannter Großvater reiste mit seinem dritten und vierten Sohn nach Deutschland, um Karl dem Blockmann'schen Institut zu überweisen und Georg nach Schulpforta zu bringen. Einige Jahre früher hatte er Heinrich und Ernst, die beiden ältesten Knaben, ebenfalls nach Deutschland geleitet und die damaligen ausführlicheren Briefe an seine Gattin schildern den Ton und die Stimmung einer solchen Reise.

Florenz, 17. März 1833. „Hier ist auch meine unvergeßliche Voggia d'Orcagna und Du kannst Dir denken, daß ich die lieben Jungen dahin führte und was ich ihnen für ihr eigenes Leben darin sagte, daß sie sich nie überheben sollen ihres Glückes, noch als ein Recht achten die begünstigte Stellung aus der sie in's Leben treten, sondern gedenken wie ihr Vater hier, ein verlassener Fremd-

ling, ein hilfloser Wanderer stand, und nur durch Gottes Hülfe und Gnade von dieser Verlassenheit aus seinem Glück entgegenging. Zweitens aber, daß sie im Unglück und Kreuz nie verzagen sollen, sondern ihres Vaters gedenken, dem Gott hier Muth gab, Undank der Menschen und Unmuth nichts zu achten, sondern dem in's Auge gefaßten Ziele mit verdoppeltem Muth entgegenzutreten und zugleich Eltern und Geschwister mit sich der Gnade dessen zu empfehlen, der allein hält und schützt und dessen Himmel, wie der liebe Großvater bei seinem Segen sagte, allenthalben über uns ist. Wir traten dann heraus in die Welt des Plazes, meine beiden Jungen zu meiner Seite, gerührt und liebeich." Dann besahen sie die Kirchen und Gallerieen, der Vater machte sie auf die Sonderart der toskanischen Basilika aufmerksam, erklärte ihnen Stilunterschiede, wies sie besonders auf die älteren Meister. Die Knaben bewiesen sich sehr empfänglich, den vierzehnjährigen Ernst begeisterte San Marco, Fra Angelico hielt er für den allergrößten Maler, meinte an den Ghiberti'schen Pforten könne man sich garnicht satt sehn. Dabei wurde die praktische Erziehung nicht vernachlässigt, die Knaben mußten alles selbständig packen. Heinrich besorgte die Geldsachen, Ernst sah nach Wagen und Pferden.

Ganz ähnlich verlief die Reise mit Karl und Georg. . . . Nürnberg 1837. „Wir gingen sogleich zur geliebten Sct. Lorenz-Kirche und erfrischten uns daran von der vierzehnstündigen Fahrt. . . . Um 7 Uhr heut, nach erfrischendem Schlaf und kaltem Bad“ (noch ehe es selbst in England üblich geworden war, hielt man im Bunsen'schen Haus auf das allmorgendliche kalte Bad) „gingen wir

zum Frühgottesdienst in die Lorenzkirche und dankten Gott, zum ersten Mal in einer evangelischen Kirche, für unsere über alle Begriffe glückliche und herrliche Reise, hörten eine christliche Predigt und die Jungen zum erstenmale eine ordentliche Orgel und Gesang.“ Dann wurde Georg nach Schulpforta gebracht, von dem Vater allen Lehrern vorgestellt und dem Dr. Schmieder besonders warm empfohlen. Dieser war 1819 Gesandtschaftsprediger in Rom gewesen, und begeistert hatte Bunsen damals geschrieben: „Er ist wirklich einer der ausgezeichnetesten und seltensten Menschen . . . ein so rechter evangelisch gläubiger Christ, als wenn er von S. Augustinus und Luther erzogen worden wäre. Seine Sanftmuth und sein liebevolles Betragen mit einer natürlichen Würde verbunden, erwerben ihm allenthalben Hochachtung und Vertrauen“ . . . (dann während einer Epidemie) „ein wahrer Heiliger. Tag und Nacht geht er bei den Kranken und Armen herum, sie zu trösten und zu erquickten.“ Auch in Schulpforta muß er sich in besonderen Maße die Herzen gewonnen haben; im Chor der alten Kirche meldet eine Erinnerungstafel seinen Namen. Sehr gut bestand Georg die Prüfung, kam in die Obertertia und sein Vater durfte schreiben: „man ist erstaunt über seine Leistungen und freut sich über eine solche Acquisition“.

So war er *Alumnus portensis*. Der Gegensatz zur Vergangenheit war groß; nicht nur litt er wie gewiß viele seiner Mitschüler an jammervollem Heimweh, aber er fühlte sich vereinzelt. Seinen andern Brüdern war es ebenso ergangen; Heinrich in Schulpforta, Ernst im Berliner Kadettencorps, Karl im Bloßmann'schen Institut — sie

alle hatten über den rohen und gemeinen Ton geklagt. In keiner Weise möchte ich diese vier Brüder als etwas an und für sich Besseres hinstellen — ich denke an einen Bloßmann'schen Schulkameraden des einen Onkels, den ich später als einen der edelsten und vornehmsten Charaktere verehrte — aber die Knaben hatten eben eine ganz ungewöhnlich sorgfältige, sie von allem Gewöhnlichen fernhaltende Erziehung genossen. Nur mit einander hatten sie gespielt, der schließlich überall, wo viele Knaben zusammenkommen entstehende „Gassenjüngerton“ war ihnen gänzlich fremd. Sie traten reiner, harmloser, empfindlicher in die Schulwelt als die Andern. Daß dies ohne weiteres ein Vorzug wäre, möchte ich keineswegs behaupten; vielleicht gewinnen Knaben durch den rauhen Verkehr mit einander soviel — vielleicht noch mehr, als sie verlieren. Georg wurde gründlich gehänselt und geadelt. Man lachte über sein correctes Deutsch, zu Hause hatte er eben immer nur die gewählte Ausdrucksweise der hochgebildeten erwachsenen Menschen gehört, viele kleine Spitznamen, nachlässige Wendungen, bequem-scherzhafte Ausdrücke waren — ja blieben — ihm fremd. Dann, wie leicht begreiflich, wurde er, wie anderswo seine Brüder, als „Pietist“ verschrien.

Sein religiöses Gefühl war sehr lebhaft entwickelt, kein Spott konnte ihm sein leidenschaftliches Religionsbedürfnis rauben. In der offensten Weise schüttet er sein Herz den Eltern aus und Beide gehen ausführlich auf seine Gewissensbedrängnisse ein. „Zweifel und Bedenken“ so schreibt seine Mutter „können den Gott der Wahrheit und des Lichtes nie trüben, wenn nur das Verlangen

nach Licht und Wahrheit dazukommt Erinnerst Du Dich meines letzten Gespräches mit Dir und Karl, als wir zum letzten Mal in jener herrlichen Juli-Mondnacht auf dem Kapitol standen und die Aussicht besahen? Ich sagte, daß es Euch vielleicht schwer fallen würde Gottes Wege zu verstehen, daß vielleicht Jahre lang Bedenken auf Eurem Gemüth lasten könnten, wenn Ihr aber geduldig und ergeben auf den Augenblick der Erleuchtung warten würdet, ehrlich angestrengt, aber auch ohne Empörung, falls Eure Bemühungen erfolglos sein sollten, schließlich auf unerwartete Weise das Licht herannahen und die Schwierigkeiten verschwinden würden.“ Trotz aller guten Vorsätze war der Alumnus Georg jedoch zu dieser Zeit ein wilder, unbotmäßiger, zu allen bösen Streichen aufgelegter Knabe.

Der jetzige Geh. Reg.-Rath, Professor Karl Schaarschmidt, Oberbibliothekar in Bonn, war sein nächster Freund und hat mir über jene gemeinsamen Jahre geschrieben. „Ihr Vater war außerordentlich munter und beweglich, immer zu lustigen Streichen aufgelegt, aber dabei nicht minder eifrig in der Klasse vorwärts zu kommen und sich hervorzuthun. Im Umgang mit seinen Freunden und Genossen zeigten sich in der Jugend diejenigen Eigenschaften, welche ihn später ausgezeichnet haben: Aufopferungsfähigkeit, selbstloser Edelmuth und Charaktertätigkeit. Immer war er ein treuer Kamerad und hilfsbereiter Freund . . . so bei den oft halbsbrecherischen Dienstleistungen, welche das Gelingen unserer Gesetzesübertretungen nöthig machte. Da bei der strengen und hier und da überstrengen Schulzucht auch ganz harmlose Ge-

nüsse, welche der Jugend sonst allermwärts zu Gebot stehn, uns versagt waren, lehnte sich grade bei den energischen Geistern der Sinn dagegen auf . . . da überkletterten wir die hohen Mauern und lagerten uns im Wald . . . kochten uns auf Spiritusflammen, was schon der Feuergefahr wegen verboten war, des frühesten Morgens Kaffee. Tabak zu rauchen war schwer untersagt, um so eifriger gaben wir uns diesem nicht immer bekömmlichen Genuß hin . . . brachen in die schattigsten Gärten der Lehrer ein, um dort ungestört der Lust zu fröhnen, ja wir bestiegen zu diesem Zweck selbst mit Lebensgefahr den Kirchturm, wo noch über dem Glockenstuhl ein kunstreicher Genosse ein kleines Gemach hergerichtet hatte, in dem wir uns bei Kartenspiel und Cigarren wohl sein ließen. Ihr Vater zeichnete sich bei allen Unternehmungen durch Redlichkeit und Uebermuth aus . . . Es waren grade die kräftigeren, besseren Elemente unter den Schülern, die sich gegen den oft übergroßen Zwang der Schulzucht am ehesten auflehnten, während die sogenannten „guten Schüler“ meist aus Schlafmützen und Feiglingen bestanden.“ So milde beurtheilten die trotz aller Ungezogenheit doch gewissenhaften Knaben sich selber damals nicht. Einmal erwähnt Georg zerknirscht, daß Schaarschmidt ebenfalls empfinde wie ungünstig er, Georg, auf ihn einwirkte und die heißeste Reue spricht aus seinen ausführlichen, überaus zärtlichen, überaus offenen Briefen.

Mit dem Vernen ging es besser; als er in die Untersecunda versetzt wurde, war er bei weitem der Jüngste, war so jung noch keiner in die Klasse gelangt. Professor Schaarschmidt schreibt hierüber: „Ihr Vater war der talent-

vollste unter den Brüdern, mehr als die andern hatte er den wissenschaftlichen Sinn des Vaters und insbesondere die Lust zu philologischen Studien geerbt. Das meine ich also beeinflusste den Vater, seinen Georg der Schulpforta zu übergeben, weil keine andere Schule in Deutschland und vielleicht in der Welt überhaupt . . . für das Studium der Philologie eine bessere Vorbereitung bieten konnte. Da er sehr elastischen Geistes und vom besten Eifer beseelt war . . . fand er sich . . . schnell in die neuen Verhältnisse. Besonders fesselten ihn die alten Sprachen, zumal das Griechische; wir haben manches miteinander gelesen, besonders Homer und in Prima die Tragiker. Auch in der Mathematik, worin er anfangs sehr zurück war, arbeitete er sich schnell herein und leistete darin bald recht Tüchtiges. Als Drittes worin er sich vor uns Allen auszeichnete, will ich hier nur gleich das Hebräische nennen, dessen er in der Prima so sehr Meister wurde, daß er mit Leichtigkeit aus dem Matthäus Evangelium in's Hebräische übersetzte und selbst an das Syrische ging. Ueberhaupt hatte Ihr Vater eine große Begabung für sprachliche Dinge. Als ich auf der Universität in Berlin mit ihm Sanskrit trieb, überholte er mich sehr bald, obwohl ich fleißiger und regelmäßiger mich damit beschäftigte als er."

Wie ich gehört habe, schrieb mein Vater mit sechs Jahren lateinische Briefe und las mit zwölf Jahren Plato. Als er mit drei andern Untersecundanern am Ziegenpeter erkrankte, lasen sie zum Vergnügen im Krankensaal in der Ilias. Lebhaft interessirte er sich für das Nibelungenlied, wie für die sprachlichen und ethymologischen Er-

klärungen des Lehrers, über Goethe schreibt er mit „schwindlich werdender Bewunderung“. In den Ferien unternahm er kurze Fußreisen, deren kleine Erlebnisse er mit fließender Feder beschreibt. Oft packt ihn das Heimweh, besonders nach Frascati und dem Zauber der alten Villen, mit der anhänglichsten Liebe gedenkt er seiner Eltern und Geschwister, er spricht dankbar aus, wie sehr er durch seine Erziehung, durch seine häusliche Umgebung vor Andern bevorzugt worden sei. Viel selbstquälende Grübeleien kommen vor; gewiß neigt das Uebergangsalter mit dem viel Wollen und dem wenig Können und Bedeuten zur Selbstzerstückelung, zu einer sich halb unter-, halb überschätzenden, nie ganz natürlichen Haltung, mit einem Wort, man wird „self-conscious“. Wie bei vielen fein besaiteten, gewissenhaften Naturen hat sich bei ihm ein Rest dieser quälenden Selbstzergliederung nie vollständig verloren.

Ein anderer Schulkamerad, der jetzige General der Artillerie von Voigts-Rheß gab mir folgende Schilderung meines Vaters. „Große Gutmüthigkeit und Treue in der Freundschaft zeichnete ihn aus . . . Ein recht unbedeutender Mathematiker, mit dem Spitznamen „Kleiner Mathes“ hatte sich Georg's Mißfallen zugezogen. Eines Tages entdeckte jener Professor, daß mit einem harten Gegenstand ein höchst mißachtendes Urtheil über ihn in der Tafel eingeritzt war. Große Entrüstung seiner-, großer Jubel unsererseits. Umfassende Untersuchung, welche schließlich damit endete, daß man mich als Delinquenten muthmaßte, der ich ebenso unschuldig als unwissend war. Ich sollte mich durch Abgabe des Ehrenwortes vom Verdachte rei-

nigen. Obwohl ich bei einem Alter von etwa vierzehn Jahren von solcher Zumuthung nach vernünftigen Grundsätzen hätte verschont bleiben sollen, so bestand man aber so fest darauf, als ich auf der Weigerung, weil ich von der jugendlichen Ansicht ausging, daß man mich nicht zwingen könne. Vor die Synode gefordert, bedrohte man mich mit dem Consilium. Ich beharrte aber eigensinnig bei meiner Ansicht und hatte schon vor, meiner Mutter und meinem ältesten Bruder zu schreiben, als ich nochmals vor die Synode citirt wurde, wo mir eröffnet wurde, daß ich unschuldig befunden sei, da sich der Thäter genannt habe. Es war mein Freund Georg Bunsen, der mich nicht für ihn leiden lassen wollte. Hätte ich eine Ahnung gehabt, ich hätte es nicht so weit kommen lassen. Das war sein erster Freundschaftsdienst."

Herr von Voigts-Rheke spricht, ganz anders als Herr Schaarschmidt, von seinem „ungemein ruhigen Temperament", auch ein Lehrer wunderte sich, wie mein Vater selber schrieb, wie wenig ihn die Nachricht einer bevorstehenden Reise zu den Eltern erregte, dagegen hoffte er, Georg, ein anderes Mal sein „leidenschaftliches Temperament" etwas überwunden zu haben. Er war eben eine complizirte Natur, eine Verbindung von heiter sanguinischer Beweglichkeit und einer gefaßten, verträumt sensiblen Ruhe. Auch äußerlich kamen diese beiden Strömungen zum Ausdruck. Im Gespräch war er sehr lebhaft, seine Augen leuchteten, er hatte ein heiteres Lachen, gestikulirte für einen Nordländer viel mit den Händen, dagegen war die Gesammterrscheinung, wie ich gehört habe auch in der Jugend, eher gemessen und würdig. Damals war er

mittelgroß, hatte einnehmende regelmäßige Züge, blaue Augen, braunes Haar und frische, klare Hautfarben. Bald erreichte er eine ganz stattliche Größe und war bis an sein Lebensende eine entschieden schöne, männliche Erscheinung.

Um diese Zeit, 1840, schrieb Dr. Jakobi I, welcher nach Dr. Schmieders Abgang sein besonderer Lehrer war: „Die Eigenthümlichkeiten seines ganzen Wesens scheinen mir so groß zu sein, daß er unter allen seinen Mitschülern kaum einen hat, mit welchem er auch nur annähernd in eine Kategorie gebracht werden könnte.“

Ostern, 1840, wurde er eingesegnet. In viel späteren Jahren erzählte er einer Schwägerin, dies sei vielleicht die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Nach seinen ausführlichen Briefen zu urtheilen, kam ihm damals diese Empfindung wohl nur zeitweise zum Bewußtsein. Religiöse Gewissensbisse bedrückten ihn und inständig verlangt er die fürbittenden Gebete seiner Eltern. Ein schönes Zeugniß stellt er dem leitenden, warnenden Einfluß der Lehrer, besonders des Dr. Jakobi, und zu seiner großen Freude kam er in das Haus dieses Väteren als Extraneer. Hiermit ist seine Sturm- und Drang-Periode beendet. Krisen und niedergeschlagene oder zerfahrene Perioden kommen noch vor, aber von jetzt an hat er innerlich Fuß gefaßt und Boden gefunden.

Auf das Lebhafteste erfüllen ihn seine Studien und eingehend berichtet er seinen Eltern über deren Verlauf. So schreibt der fünfzehnjährige Knabe am 28. Juli 1840: „Vater, da ich einmal dabei bin, muß ich Dir noch sagen, so wie die Hebräische Sprache klingt doch keine Sprache, die ich lesen gehört oder kenne, es müßte denn das Ita-

lienische an Anmuth, wenn auch nicht an Großartigkeit ihr gleichkommen. Und diese Sprache dazu so einfach, so kindlich und dabei so großartig, so sehr möchte ich sagen der Sprache noch ähnlich, die vor dem Entstehen der Sprachenverschiedenheiten — der Babylonischen Sprachverwirrung — gesprochen sein muß — man merkt ihr an, daß noch keine unnützen Hobler und Novellenschreiber darüber gekommen sind. Wenn dieses Hebräische Feuer in mir noch fortlobert, was ich glaube und hoffe, so soll es auch die Stufe sein zu dem Studium der Sprachen, welche die Entwicklung des Menschen in ihren Anfängen uns vorführen, der semitischen. So könnte ich denn wohl, meiner schwachen Einsicht nach, ein Philologe werden. Oder ist mein Begriff vom Studium der Wissenschaft und der Künste unrichtig? Ist es nicht das Einzubringensuchen in die Offenbarungen Gottes oder in das Wesen Gottes als des Schöpfers und Erhalters? — Der Naturhistoriker, der Maler, der Bildhauer, der Astronom nimmt die Schöpfung wie sie sich äußerlich in der Natur, in ihren Kräften, ihren Ausdrücken, als Körper und Pflanzen und in dem weiten Weltgebäude ausspricht; der Welthistoriker, wie das von der Vorsehung geleitete Schalten und Walten der Menschen ihnen die Offenbarung Gottes ist, der Philosoph, wie ihm das Nachdenken, auf diese Offenbarungen gewandt, sie ihm vorstellen läßt, der Philologe betrachtet wie sich Gott selbst ausspricht in den herrlichen Ausdrücken für den Geist des Menschen und bringt so in den über der Welt und über ihren Bewohnern schwebenden Gottesgeist — der Theologe endlich faßt die Sache, wenn er sie überhaupt so nimmt, am gradesten an, und ist am sicher-

sten von allen dem Volke, daß dieses Wesen Gottes zu verstehen begehrt, vor dem Vergessen, daß die Geschöpfe die Werke um ihres Schöpfers, nicht um ihrer selbst willen da sind.“ Dann entschuldigt er sich wegen solch unreifer Definition. „Du hast ganz Recht wenn Du sagst, daß ich vielleicht in zehn Jahren zu denken anfangen.“

Wer erkennt nicht in des Knaben allumfassenden Gesichtspunkten, neben dem starken väterlichen Einfluß, den charakteristischen Geist jener erst ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit; „There is a history in all men's lives Figuring the nature of the times deceased“ (Shakespeare).

„Die Meinung von unseres Rectors Gelehrsamkeit,“ so schreibt er im November desselben Jahres, „welche ich Dir nach dem was ich gehört hatte aussprach, habe ich durchaus bestätigt gefunden, die Art wie er in die Geheimnisse der lateinischen Synonymik der Wort- und Satz-bildung durch eine ungeheure Lectüre eingeweiht ist, scheint erstaunenswerth. Aber seine Art zu interpretiren mag zwar eine unvergleichliche Tölpelmühle für unsere unbändigen Geister sein — aber sie ist fürchterlich und führt recht schön in diesen Wust stockphilologischer Wortklauberei ein. Vor allem aber, nimm mir den Ausdruck nicht übel — sieht man aus jedem Worte, aus jeder Bewegung, den Pedanten. Ein viel freieres Treiben in der Klasse schafft Steinhardt.“ Dann später, 6. Jan. 1841: „Von Steinhardt bin ich ganz begeistert, eine solche Frische des Behrens und Wärme des Gefühls habe ich noch bei keinem gefunden. Er ist ganz hingerissen von den Schönheiten seiner Klassiker und weiß auf eine bewunderungswürdige Weise

seine Gefühle andern mitzutheilen. Er ist sehr freundlich gegen mich und sucht mich auf alle mögliche Weise anzuregen. . . . Jetzt muß ich Dir erzählen, daß ich den Ole Bull in Naumburg gehört habe. Sehr vieles von seinem Spielen kann, meiner schwachen Einsicht nach, dem Vorwurf nicht entgehen, daß er mehr seine Kunstfertigkeit zeigt, als das Herz hinzureißen vermag, besonders wenn er auf seiner Geige ganz allein ein Quartett spielt, ein Glockenspiel und den Ruf der Nachtigall nachahmt und dergl. Jedoch sonst ist er so zart und in fast jedem Ton so hinreißend, daß man, wenn man's nicht sucht, nichts Kalt lassendes in seinem Spiel findet. Schon sein ganzes Wesen gefiel mir so sehr. Anspruchslos und unbefangen trat er auf, nicht die mindeste Steifheit oder gekünstelte Feinheit in seiner Haltung, nicht die eines Norwegers unwürdigen *captationes benevolentiae* der Franzosen. — Lieber Vater, bist Du ein Freund dieser modern philologischen Ausgaben der alten Klassiker? Du wirfst mich hoffentlich nicht ganz verdammen, wenn ich gestehe, daß sie mir jetzt schon zum Gtel sind," und des weiteren läßt er sich hierüber aus. Immer heller wird seine Freude an den griechischen Dichtern, während er, wie fast alle Deutschen dieses Jahrhunderts, die lateinische Litteratur eher unterschätzte. Mit englischen Bekannten, denen Virgil und Horaz noch heute lebende Kulturelemente sind, hat er oft hierüber gestritten. Wie es mir scheint, erwacht im Jungen Deutschland, dank dem bewußteren Cultus des Stils, eine wärmere Bewunderung der Lateiner.

Der Frühling und Sommer 1842 hatte dem siebzehnjährigen Jüngling eine nicht ungewöhnliche Gemüths-

bewegung bereitet. In einem Briefe an die Mutter deutet er dunkel an. „Hoffentlich kann ich Dir nächstes Mal freier schreiben. Ich bin unzufrieden mit mir selbst. Ach, ich bin für meine Jahre zu alt, in mehr als einer Beziehung!“ Ein ander Mal wird er ausführlicher. „Während meiner Sommer-Ferien“ (in Bern, wo sein Vater indessen als Gesandter wohnte) „wollte ich mit Dir über ein Mädchen sprechen; seit einem halben Jahr ist meine Neigung zu einer wahren Leidenschaft gewachsen. Es ist Emilie“ (die Nichte der Lehrerfamilie). „Sie ist sehr hübsch und so freundlich und weichherzig wie unsere Emilie“ (seine dritte Schwester). „Sie spielt vorzüglich Klavier, ist aber, fürchte ich, talentlos und wenn auch nicht ohne Sinn für höhere geistige Interessen, doch leider ein Opfer der Erziehung unserer deutschen Mittelklassen, welche um nur Hausfrauen heran zu bilden die feinere Entwicklung der jungen Mädchen, durch welche auch nur mäßig Begabte immerhin der besten Gesellschaft theilhaftig werden könnten, vernachlässigt. . . . Wäre ich dieses Jahr nicht in Bern gewesen, hätte meine Neigung so stark werden können, daß ich sie niemals hätte aus den Augen verlieren können, besonders da sie, wie ich glaube, mir ebenso wohl will wie ich ihr und da ihre Pflegeeltern das Möglichste thaten uns zu trennen. Aber nachdem ich Dich, liebe Mutter, gesehen hatte, nahm ich mir vor meine Gefühle genau zu prüfen und ich fand sie so wie ich sie Dir eben beschrieben habe. Du mußt nicht denken, daß meine Liebe abgenommen hat, im Gegentheil glaube ich bestimmt, daß ich sie immer lieben werde. Aber in allem was ich dachte, sagte und that, vergaß ich niemals, daß ich vor-

sichtig sein müsse um mein Herz nicht so zu fesseln, daß ich späterhin keine andere Wahl antreffen könnte, noch ihr Herz, um später keine Gewissensbisse zu erleiden. Seitdem ich Dich sah und beobachtete, bin ich aber anspruchsvoller geworden. Glaube nicht, daß ich eine Dir gleiche je zu finden erwarte, aber ich hoffe doch einige Deiner Eigenschaften in meiner Frau zu finden. . . . Ich glaube, daß englische junge Mädchen mir am Meisten zusagen . . . dem Ideal, nach welchem ich überall suche . . . mehr entsprechen werden."

Hierauf antwortete die Mutter aus Bern. „Vielen Dank für Dein mir so tröstliches volles Vertrauen, hoffentlich hast Du bald Gelegenheit dasselbe Deinem" (augenblicklich nach England geschickten) „Vater zu zeigen. Er mit seiner größeren Kenntniß junger Männer, könnte noch nachdrücklicher als ich darlegen, wie wenig bei der ersten Neigung so junger Menschen von einer Wahl die Rede sein kann. In solchen Fällen ist oft gar keine Wahl möglich, weil nur ein Gegenstand sich den Gefühlen darbietet. So würde er Dich ermahnen, wie auch ich es hiermit thue, nur ja durch kein Wort, durch keinen Blick, keine Miene falsche Hoffnungen zu erwecken, welche einer Andern Kummer bereiten könnten. Glaube mir, auf die Dauer würdest Du niemals glücklich werden oder befriedigt mit einer nur halbgebildeten Gefährtin werden, sei sie auch noch so angenehm und liebenswürdig geartet. Der schlimme Irrthum der üblichen deutschen Erziehung, deren Ergebnisse ich so oft beobachtet habe, beruht auf der Auffassung, daß eine gute Hausfrau nur für den Haushalt existiren darf. Meine traurige Erfahrung hat mir aber bewiesen, daß

diejenigen, welche ihr ganzes Interesse, ihre ganze Seele und Zeit dem Kochen, Waschen, Plätten, Nähen und Stricken widmeten, immer noch zum Klatschen und Romanlesen Zeit erübrigten. Da ihnen als junge Mädchen diese Zerstreuungen nicht gestattet wurden, machten sie ergiebigen Gebrauch von der erlangten Freiheit. Dies kann ich ihnen auch kaum verargen, denn jedermann braucht eine Ablenkung von der Zämmlichkeit körperlicher Bedürfnisse und wo keine höhere Geschmacksrichtung gepflegt worden ist, greifen sie zu platten Vergnügungen, wenn nicht das Uebermaß mechanisch-geistloser Beschäftigung sich durch Niedergeschlagenheit, Schwermuth und nervöse Zustände rächt. Aber der Mangel feinerer Bildung ist der geringste Vorwurf, den ich der Deutschen Frauenerziehung mache. Weit verhängnißvoller ist die fehlende Selbstbeherrschung, Offenheit und Aufrichtigkeit. Jungen Mädchen lehrt man Verstellung um nicht anzustoßen, lehrt man Einschmeichlung um zu gefallen. Wieviel besser die Schulung guter Formen, welche auf dem christlichen Grundsatz beruht, niemanden zu kränken, womöglich andern die günstigsten Beweggründe zuzuschreiben und alles wirklich Schlechte mit Geduld und Sanftmuth zu ertragen . . . Wieviel besser keine Herrschaft zu erstreben, aber gern sich einer berechtigten Autorität zu fügen, ein Grundsatz ehelichen Gehorsams, welchen ich niemals bei deutschen Frauen, oft aber bei den Frauen anderer Nationen gefunden."

Die Anklage ist schwer, und leider kann man meiner Großmutter keine Unkenntniß der deutschen gebildeten Kreise vorwerfen, denn seit über zwanzig Jahren hatte sie mit den Gattinnen und Töchtern deutscher Gelehrten, Künstler,

Bandjunker und Offiziere verkehrt, geistvollen Berliner Füddinnen, Hofdamen, Excellenzen, den mannigfaltigsten Typen war sie näher getreten. Aber, und dieser Fehler wird oft von Engländern gemacht, sie verglich nur die höheren Kreise, nicht die breiten, hochwichtigen Schichten des kleinen Mittelstandes. Was die ersteren Frauen anbetrifft, werden, glaube ich, damals wie heute, alle Sachverständigen den Engländerinnen den Vorzug geben, was die letzteren anbetrifft aber den Deutschen. Was für nationale Vortheile und Nachtheile hieraus entstehen, liegt auf der Hand.

Wie hoch sie die deutschen Männer nicht nur über ihre Frauen, sondern nach jeder Richtung hin stellte, hob sie oft hervor, so in einem Brief, den sie ihrem Mann zur zehnten Wiederkehr ihres Hochzeittages schrieb. „Es wäre ein endloses Kapitel Dir aufzuzählen wie viel ich Dir verdanke. . . . Erstens Deine geliebte Nation, in welcher, wenigstens was den größten Theil derselben betrifft, (Du weißt, ich rede von den Männern,) ich mich so wohl fühle, daß ich wahrscheinlich, wie ein Fisch aus dem Wasser nach Luft schnappen würde, wenn ich je diesen Verkehr entbehren müßte.“ Sollte es irgend Jemandem neu sein, daß man gebildete deutsche Männer den gebildeten deutschen Frauen so bedingungslos vorzieht, so lese er nur in den verschiedensten Reiseeindrücken nach, so erkundige er sich nicht nur bei Ausländern, sondern bei Vielgereisten. Auch mein Großvater war dieser Ansicht, aber er machte eine bemerkenswerthe Ausnahme: eine deutsche Fürstin sei für ihn das Ideal einer Frau. Denn was er, wie seine Gattin, wie alle andern vernünftigen Menschen aussetzten, war gewiß keiner angeborenen Minderwerthigkeit, sondern

den althergebracht ungünstigen Verhältnissen zuzuschreiben. Sagen die äußeren Umstände vortheilhaft, durfte sich eine weibliche Persönlichkeit harmonisch entwickeln, so war das Ergebniß sogar ganz hervorragend erfreulich. Diese Anschauungen erklären vielleicht, weshalb alle fünf Söhne Engländerinnen heiratheten, auch weshalb mein Vater in späteren Jahren eifrig alle deutschen Frauenbestrebungen unterstützte, mit Wort und That darauf hinwies, daß dem weiblichen Geschlecht eine größere innere und äußere Selbstständigkeit, eine nicht nur in der Physik und in Trinksprüchen sich zeigende, feinere Werthschätzung zuertheilt werden müsse.

In keiner Weise verkannte er den ganz spezifischen Zauber deutscher Weiblichkeit, da, wo er sich hatte ausreifen dürfen. Nicht lange vor seinem Tod empfiehlt er einem amerikanischen Freund das Leben der Gabrielle von Bülow*). „Mir erscheint es ganz außergewöhnlich interessant. Es zeigt die so besondere Eigenart eines deutschen weiblichen Gemüthes an einem ganz hervorragenden Beispiel“ und als ganz junger Mensch beschreibt er Frau von Arnim, die Gattin des preußischen Gesandten in Brüssel mit enthusiastischer Bewunderung, sieht er in ihr das Ideal einer Frau. Allerdings kann er, 1842, „gegen seinen Willen“ nicht umhin Vergleiche zwischen englischen und deutschen Frauen anzustellen, als ihm die Gattin eines reichen, hochgebildeten hanseatischen Patriziers ihre Bedenken über Eisenbahnen mittheilte. „Es war ihr und ihrer Theegesellschaft der Gedanke an das englische Eisenbahnreisen schrecklich, nicht wegen der Gefahr, dem Verlust der Aussicht oder dergl., sondern weil man drei, ja viel-

leicht vier Stunden zubringen müsse, ohne irgend etwas zu essen; und Alle erschöpften ihren Scharfsinn an der Aufzählung der Eßwaaren, die sie in Körben u. s. w. mit in den Wagen nehmen würden.“ Ganz ähnlich seufzt Gottfried Keller, dem man doch gewiß keine Diplomatensohn-Einseitigkeit vorwerfen könnte, über „die entsetzliche Wichtigthuerei und Breitspurigkeit, mit welcher die meisten guten Frauen die Lebensmittel und deren Bereitung behandeln Sonderbarer Weise gilt durch den ganzen germanischen Völkerstrich diejenige für die beste und tugendhafteste Hausfrau, welche am meisten Geräusch macht mit ihren Schüsseln und Pfannen.“

Die Emilie-Episode wird nie wieder erwähnt, aber um diese Zeit zog schon eine Wolke heran, welche sein Leben noch oft und schwer verdunkeln sollte. Eine Augenschwäche zwang ihn öfters mit seinen Arbeiten inne zu halten, nöthigte ihn zu längeren Unterbrechungen. In einer solchen erzwungenen Pause reiste der siebzehnjährige Primaner nach London. Dies war sein erster Besuch in jenem Land, das er so gut kennen lernen sollte, das ihm eine zweite Heimath wurde. Nur leider sind zwei Heimathen weniger als eine! Sofort gerieth er in eine neue und bedeutende Umgebung. Die Mission seines Vaters, die Jerusalemer Bischofsverhandlungen waren vollauf geglückt, aller Widerstand gebrochen; ein glänzendes Festmahl im „Star and Garter“ zu Richmond bildete den Schluß. Deutsche Lieder wurden gesungen, Ernst, der zweite Sohn, war meistens der Solist, alle andern fielen ein. Auf den neu zu ernennenden Bischof hielt Gladstone „eine“ wie mein Großvater schrieb „herrliche Rede,

sie floß wie ein sanfter Strom . . . Die Stimmung war die der höchsten, durch tiefen Ernst und die Hoheit des Gegenstandes gereinigter Freude . . . Ashley" (der als Lord Shaftesbury so bekannte Philanthrop) „und Gladstone drückten sich warm die Hände, während bis dahin das Gespenst von High- und Low-Church sie getrennt hatte. Wir fuhren in der schönsten Sternenpracht nach der Stadt. Gladstone in gleichmäßiger Begeisterung seine harmonischen Gedanken ausstönend.“ Dann kam die Einweihung des neuen Bischofs Alexander. An der Themse, schräg gegenüber von Westminster erheben sich die altersgrauen Thürme von Lambeth, dem Erzbischöflichen Palast; dort sind dunkle Thorwege, Höfe, im Laufe langer Jahrhunderte regellos entstandene Complexe und ein stiller Garten, mit Terrassen und graden schattigen Gängen. In der Kapelle war die Einweihung, von der mein Vater, 1841, seiner Großmutter schrieb: „Der Bischof Alexander war so bewegt, daß er die Eidesworte kaum aussprechen konnte. Dann theilte der Erzbischof das Abendmahl in einer Weise aus, die ich nicht zu beschreiben wage — es wäre eine Entweihung. Nach beendeter Feier hat uns der Erzbischof ihm zu einem sogenannten Frühstück, in Wirklichkeit einem großen Festmahl zu folgen. Am Schlusse desselben ließ der ehrwürdige Primas die Königin von England und den König von Preußen, „die Förderer der großen und heiligen Sache“ leben, nachdem er das hervorragende Verdienst des Königs am Gelingen des Planes gewürdigt hatte. Vater dankte in einer vorzüglichen Rede und sprach mit tiefem Gefühl und großer Beredsamkeit.“

Ein anderes Mal schreibt er seiner Mutter über

Macready's Abschiedsvorstellung als Hamlet: „Gewiß giebt es Wenige, welche Shakespeare so verstehen wie er — jedes Wort ist maßgebend richtig, die Leidenschaft überschreitet das menschliche Maß nur selten, sogar garnicht . . wenn man bedenkt, daß sowie das Uebernatürliche eingreift, das alltäglich Menschliche nicht länger berechtigt ist.“

Inzwischen war sein Vater Gesandter in London geworden; da Georg noch immer nicht zur angestregten Schularbeit zurückdurfte, konnte er meinem Großvater in mancher Weise helfen, und dieser hebt in Briefen seine „Nützlichkeit“ hervor. Nicht nur leistete er in politischen und wissenschaftlichen Arbeiten Handlangerdienste, selbst in den doch immer etwas complizirten Haushalt eines Gesandten mußte er ab und zu eingreifen. Als Friedrich Wilhelm IV. in Windsor weilte, schickte Bunsen eilige Zeilen an die erst vor kurzem in London angekommenen Gattin, sie würde am übernächsten Tag nach Windsor befohlen werden und am folgenden Morgen werde der König mit ihnen nach London reisen und auf der preußischen Gesandtschaft frühstücken, sie möge schleunigst verschiedene geeignete Menschen einladen, mit denen der König sonst nicht in Berührung kommen würde. Keine weiteren Angaben! So besprach die Mutter alles mit dem unbewanderten Primaner; bedeutende Politiker, geistliche Würdenträger, Künstler und Gelehrte wurden geladen, alle sonstigen Anordnungen geplant und als die Mutter fort mußte, von ihm zur völligen Zufriedenheit ausgeführt.

Den ganzen Winter verlebte er in England, theils in Wales auf dem schönen Gut, in dem noch heute unverändert altmodisch dastehenden Landhaus seiner Großmutter, Mrs.

Waddington, theils in London bei den Eltern. So that er verschiedene Einblicke in die große Welt. Seine Mutter schreibt an Mrs. Waddington*): „Georg muß Dir selber erzählen wie er beim Lord Mayor speiste. Er saß auch mit oben an, wurde vom Herzog von Cambridge ange-redet, der Lord Mayor und der Bischof von Vlandaff tranken ihm zu.“ In einem jugendlich ernsthaften Brief an seine Tante, fleht er dieselbe inständigst an ihm aus einer „entsetzlichen“ Klemme zu helfen. Er müsse auf einen großen Ball und müsse vorher Tanzstunden nehmen, sie solle ihm rathen bei wem, er dürfe sich doch nicht auf alle Zeiten lächerlich machen. Ob er es durch diesen Unterricht oder nicht erreichte, später war er ein guter und eifriger Tänzer. Dann wurde er einmal nach Trentham, der prächtigen Besitzung des Herzogs von Sutherland geladen. Die Herzogin, eine schöne, für alles Bedeutende empfängliche Frau, eine der bekanntesten „großen Damen“ jener Zeit, hatte den geistvollen preussischen Gesandten besonders an ihr Herz geschlossen und der älteste Bunsen'sche Sohn, Heinrich, welcher in die englische Staatskirche eintreten wollte, war dort Hauskaplan geworden. So lernte der siebzehnjährige Jüngling das Leben einer der reichsten englischen Großen kennen, für den Außenstehenden vielleicht das verlockendste Dasein, verbindet es doch mit dem gleichen oder größeren Glanz der festländischen Höfe, die unabhängige Behaglichkeit des Privatlebens. „Königliche Existenzen“ nennt sie Bismarck.

Wenn mein Vater, Ostern 1842, bei seiner Rückkehr nach Schulpforta sich etwas ungern in die strenge, schlichte Schulzucht gefunden hätte, wäre es kein schlimmer Vor-

wurf gewiesen. Aber anscheinend war dies nicht im geringsten der Fall und er entschloß sich noch ein volles Jahr in der Prima zu bleiben. „Dies wird mir“ so schrieb er seinem Vater, „von den Lehrern sehr hoch angerechnet und ist meinen Mitschülern unbegreiflich. Ich sage mir: Du hast nur einen kleinen Theil von dem gelernt, was du auf der Schule lernen wolltest und solltest und zu Manchem kommt man später im Leben nicht wieder, was man auf der Alles umfassenden und sich im Einzelnen nicht verlierenden Schule bequem, wenigstens gewissermaßen lernen und begreifen kann. Da bin ich denn wieder ein recht pedantischer, eingeseifchter Schuljunge geworden und Du wirst denken, daß alle Interessen, die mich in London in Anspruch nahmen, mir hier wieder fremd zu werden beginnen.“ Auf das Offenste enthüllt er den Eltern seine innersten Gedanken, beichtet in tiefster Zerknirschung die Verhehlung einiger Bücher, welche er bei einem Antiquar um einen Spottpreis erstanden hatte. „Erstens hätte ich doch erst fragen müssen ob ich überhaupt einen solchen Ankauf machen durfte und zweitens fürchtete ich, Du würdest böse werden, daß ich Byron's Werke gekauft hätte, die gewiß keine Lectüre für mich sind; ich hatte sie mir aber wirklich nur angeschafft um sie später einmal zu lesen.“ Jetzt gehört Byron wohl eher zu den „harmlosen Klassikern“ deren Studium man, meistens vergebens, der männlichen Jugend anrath. Religiöse Bedenken quälen ihn und grübelnd zerlegt er seine tiefsten Gefühle, seine anscheinend unmittelbarsten und edelsten Instinkte. Entsetzt gesteht er, wie im Augenblick des Heiligen Abendmahls, zu dem er sich freudig und ernst vorbereitet hatte,

eitele, selbstbewußte Gedanken ihn besielen. Ein so fein differenzirtes junges Menschenkind kann noch nicht ahnen, daß „ein Erdenrest“ immer verbleibt und schaudert wie vor einer Verworfenheit zurück. Aber bereits ein Jahr später schreibt er: „Ich spreche nicht mehr gern über Seelenzustände, solches Reden ist gefährlich, es geht leicht in Selbstgefälligkeit und Viebäugeln mit dem eigenen Ich über.“

Wieder bemächtigte sich seiner die „Leidenschaft“ für's Griechische. Sein Lehrer meldet dem Vater, bei keinem einzigen andern Schüler zeige sich ein so frisches, kräftiges und ausdauerndes Streben, auch nach Ansicht des Direktors sei er was Latein, Griechisch, Hebräisch betreffe der „erste und vorzüglichste Primaner“; fast dasselbe lasse sich von der Mathematik sagen, nur im Deutschen fehle die „abgerundete und abgeglättete Form“. Der Lehrer übersah den unausbleiblichen Nachtheil einer vielsprachigen Familie. Die feinen Stilkritiker der Goncourt'schen Tafelrunde wußten es besser. „on causait style et l'on parlait de l'impuissance de bien écrire chez les gens qui parlent plusieurs langues. Les mots devienment des dénominations vagues“ (Journal des de Goncourts, V. p. 263). Auch die Rahel bemerkt: „Sprache ist nicht wie ein Kleid des Gedankens, sondern wie dessen lebendige aus ihm erwachsene Behauptung“ und man hat eben viele und verschiedenartige Kleider, aber nur eine Haut. Schiller las Shakespeare aus Prinzip fast nur in der deutschen Uebersetzung, denn, so sagte er: „Meine Lebensarbeit ist deutsch zu schreiben, und ich bin der Ueberzeugung, daß Niemand viel fremde Sprachen lesen kann ohne den Tact für die

feinen Abstufungen der eigenen, ein wesentliches Erforderniß für einen guten Stil, einzubüßen.“ Fast ausnahmslos hatten die zehn Bunsen'schen Kinder das väterliche Sprachtalent geerbt, nicht eins derselben sprach irgend eine Sprache so instinktiv, unfehlbar richtig wie jeder gebildete Durchschnittsmensch es in seiner eigenen und einzigen Sprache vermag. Dies schließt natürlich nicht aus, daß die Bunsens mehrere Sprachen hervorragend beherrschten; mein Onkel Theodor hat den besten deutschen, englischen und französischen Monatsheften in den drei Sprachen Aufsätze geliefert, eine doch recht ungewöhnliche Leistung. Auch schrieb mein Vater später nicht nur kein schlechtes, sondern sogar ein ungewöhnlich gutes Deutsch, wer aber genau aufpaßte, entdeckte hier und da eine etwas fremdländische Wendung, besonders beim Sprechen, eine mangelnde Treffsicherheit des üblichsten Wortes des gewöhnlichsten Verkehrs. Als öffentlicher Redner hat er später die Schattenseiten der Vielsprachigkeit lebhaft empfunden; zu oft kamen ihm beim Reden seine Gedanken am Genauesten bezeichnende englische, französische oder italienische Worte, die dann im Gehirn in der Eile übertragen werden mußten.

Ein ausgesprochenes, aber mit Bescheidenheit gepaartes Individualitätsgefühl, spricht aus der Schilderung seines neujährlichen Aergers. Am 1. Januar 1843 schreibt er seinem Vater: „Es ist eine alte Sitte, daß zu Neujahr ein Primaner die Lehrer und Mitschüler in einer lateinischen Rede beglückwünscht. Du kannst Dir denken, daß diese Reden schon seit langer Zeit über Alles, nur nicht über das neue Jahr handeln und bloß am Schluß dessen Er-

wählung thun. Dieses Amt wurde diesmal mir übergeben, das Thema lautete: „De studii philologiae prae-stantia et iucunditate“. Du kannst Dir denken, wie lieb mir die Aufgabe war. Dr. Kirchner trug mir auf, ihm eine Disposition zu bringen. Mit aller Liebe arbeitete ich sie aus — er verwarf sie und schrieb mir selbst eine auf, gründlicher und umfassender als meine, aber — nimm es nicht übel — ganz unpassend. Ich gebe Dir seine Einleitung. „Da mir die Ehre zu theil geworden, heute vor Ihnen zu reden, sei es mir vergönnt, zumal da ich dem Abgange nahe bin, Ihnen Rechenschaft abzulegen von den Gründen der Wahl meines Lebensberufes, des philologischen Studiums. Ich darf hoffen, daß dieser Gegenstand Ihnen, indem Sie nachsichtig mich anhören, nicht unangenehm sein werde, da er die Grundlage der hiesigen Bildung stets gewesen und Sie selbst sich damit beschäftigt haben.“ Zindest Du es nicht anmaßend, daß ein Redner die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer bloß seiner selbst wegen verlangt? Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Forderung, nach fremdem Plan eine Auseinandersetzung eigener Absichten anzufertigen, die ganze Rede sehr verbitterte. Jedoch ich machte sie und zwar, was schwer war, nach der Regel so kurz, daß sie bequem auf anderthalb Bögen ging, feilte an der Lateinität und war nur ziemlich zufrieden, bis ich sie Kirchner vorzeigte und er sie für sehr gelungen erklärte. Nun fiel mir beim Durchlesen erst auf, wie schimpflich ich mit der Sache umgegangen war. Immer hatte ich nur Kirchner'sche Phrasen, immer seine Propädeutik angeschrieben, nie eigenes gebracht. Ich trug heute die Rede vor, mit innerem Abscheu und Grausen

2/

und wunderte mich, als sie gut befunden ward. Wegen dieser Arbeit muß ich mich verachten — und doch kann ich mir eine gewisse Entschuldigung nicht versagen.“ Im selben Brief ging er bereitwillig auf den Vorschlag seines Vaters ein, statt in Bonn, lieber in Berlin die Universität zu besuchen. „Ich freue mich jetzt auf Berlin. Das Leben besteht im geistigen Fortschreiten und Entwickeln — wo dieses am meisten gefördert wird, wo es gewendet wird, das ist der Ort für den der das freiere Geistesleben beginnen will. Auch Schaarschmidt werde ich dort haben, ein nothwendiges Element zu jenem Leben, weil er, was selten ist, feste Ansichten hat und behauptet. Dieses ewige Abreiben würde ich vielleicht überall sonst vermissen, wenigstens müßte ich von Glück reden, wenn ich ein so scharfes und doch so liebes Reibeisen in meinem Alter irgendwo fände.“ Dann erwähnt er eine für seinen Character überaus bezeichnende Schwierigkeit, in welche er unversehens gerathen. Als er in das Haus des Professor Jacobi aufgenommen war, hat ihn dieser den an wilden Knabenstreichen so ergiebigen Umgang mit Schaarschmidt vorläufig zu lassen, da beide offenbar ungünstig auf einander wirkten. „Ich that's . . . aber der Mensch verlangt nach Umgang mit Altersgenossen, besonders der junge. Ich begann daher eine nähere Bekanntschaft (vulgo Freundschaft) aufzufrischen, die ich gleichgültig behandelt hatte, mit einem K. . . aus Weissenfels. Er ist ein grundguter, dabei höchst fleißiger und zwar (was mir noch fehlt) nachhaltig fleißiger Mensch. Er gewann mich unglaublich lieb. Sein Fleiß im Hebräischen und meine Leidenschaft für dasselbe, brachten uns immer näher. Wir waren immer zusammen. Stets

fragte ich mich: Woher kommt's, daß du K. dich nicht so ganz hingeben kannst, wie er sich dir hingiebt, wie du selbst früher Schaarschmidten? Ich konnte die Frage nicht lösen. Im vorigen Winter, als Heinrich" (sein ältester Bruder) „mit mir über Pforta sprach, begann ich meine immer fort gehetzte, schmerzliche Erinnerung an Schaarschmidt auszudrücken — zum ersten Mal seit langer Zeit weinte ich aus Schmerz und Wehmuth. Wie Du weißt, suchte ich ihn in Berlin auf, unsere Freundschaft war erneuert und durch Briefwechsel genährt. K. empfing mich in Pforta wieder mit der größten Zärtlichkeit, ich behandelte ihn wie zuvor liebevoll, aber blieb unbefriedigt. Kurz vor seinem Abgang zur Universität erhalte ich von seinem Bruder, einem Studenten in Leipzig, einen Brief. Er klagte mir, daß K., der bebrängten Vermögensumstände seines Vaters (eines Cantors und Bürgerschullehrers in Weißenfels) halber, nicht mit ihm könnte nach Halle ziehen, sondern einiger Stipendien wegen, die er nur in Leipzig genösse, dorthin gehen müsse. Seine Anfrage war daher, ob ich nicht entweder direct oder durch Deine Beihülfe, seinem Bruder, der sich ganz ruhig in sein Schicksal ergeben hätte und überhaupt nie irgend so eine Bitte thun würde, eine Geldunterstützung ausmitteln könnte. Ich antwortete ihm sogleich, schlug ihm beides ab, das Erstere weil ich keinen aus dem Ministerium kannte . . . das Zweite weil ich Dir nicht zumuthen konnte, Dich für einen Unbekannten an ein Ministerium, was mit Dir nichts zu thun hatte, zu wenden. Ich that also ein drittes, ich schickte ihm 75 Thlr." (Mein Vater hatte auf seiner Rückreise Depeschen nach Berlin gebracht, dieser Posten blieb ihm

von der dem Courier immer bewilligten Summe übrig.) „X. erfährt durch meine Bitte erst nach seinem Abgang . . . als er es nun aber erfährt, schreibt er einen Brief — ich will zugestehn, wie jeder ihn in seinem Falle geschrieben hätte — aber für mich peinlich. Er müßte sich von nun als meinen Bruder ansehen u. s. w. — Nun sieh mal Vater, das hätte ich für zwanzig Andere auch gethan — er rechnet's als ein Zeichen der größten Freundschaft, die ich nicht gegen ihn hege, aus einem Grund der mir erst durch die Vergleichung mit Schaarschmidt klar geworden ist. Er ist ein Mensch ohne Geist, mit dem man über geistig Höheres nicht reden kann, ohne Begeisterung, wenn gleich, oder weil ihm alles gefällt, ohne jenes rasche Feuer, was entzündet und erwärmt. Drum nenne ich ihn nicht Freund. — Aber wie soll ich ihn behandeln! Ihm meine Gründe auseinanderlegen . . . die verstünde er nicht. Und grausam wäre es über die Maßen. — Er läßt mich zu einem Besuch bei seinen Eltern für meine Weihnachtsferien ein. Sollte ich, konnte ich es ihm abschlagen — im Gegentheil ich sagte gern zu. Aber mußte ich nun nicht immer eine falsche Rolle spielen? . . . Dir erscheint vielleicht meine Peinlichkeit kindisch. Sie mag es sein, ein Mann der sich gewöhnt hat mit vielen Menschen, je nach dem Stande der Bekanntschaft umzugehn, muß ein solches Verhältniß leicht für durchführbar halten. Eines jungen Menschen Kreis ist aber so beschränkt, daß ein solches Schwanken nach zwei Freundschaften jedenfalls schwer ist, für mich unmöglich. Ich glaube aber es läßt sich nun nicht ändern, und doch kann ich mein Geschenk nicht bereuen.“

Die Summe welche mein Vater so bereitwillig hergab, war für seine Verhältnisse nicht gering. Ein Diplomat mit einer so großen Familie muß über ein sehr bedeutendes Vermögen verfügen um sorgenfrei auszukommen; dies war bei den Bunsens nicht der Fall, die Zuschüsse der Kinder waren genügend, aber immerhin mäßig bemessen. Mein Vater hatte sich aber bereits sehr im Zügel; bei einer früheren Gelegenheit erwähnt er, daß den Primanern das Ehrenwort abverlangt worden wäre, keine Conditoreien und Lokale zu besuchen, daß er dieses auch gern gehalten, da er ohnehin immer sehr wenig für dergleichen ausgegeben habe. — Unter den sorgfältig aufbewahrten Briefen der Schulzeit (kein Zettelschen, auch der jüngsten Schwester wurde vernichtet) befinden sich auch die Briefe von K., dem übrigens mein Großvater später ein Stipendium verschaffte, wie diejenigen seiner Eltern. Man glaubt die brave, etwas sentimental angehauchte Mutter, den biedern, etwas philisterhaften Vater zu hören. Die Frau Cantorin schreibt: „Mein lieber junger Freund . . . Als ich vor kurzer Zeit am Krankenbett meines Sohnes Sie kennen lernte . . . gewann ich Sie von dem Augenblick an lieb . . . Sie werden sich erinnern, da ich erfuhr, wer Sie wären, daß ich für den ersten Augenblick etwas verlegen war, doch Ihre kindliche Unschuld und Einfachheit und dabei so reifen und reinen Verstand ließen mich den Unterschied bald vergessen, worin wir im bürgerlichen Leben stehn. . . . In der vorigen Woche schickte mir A. einen Brief von Ihnen — ich las — doch ich mußte aufhören — denn Thränen der reinsten Freude verdunkelten meine Augen. Sie edler junger Mann! Wäre ich noch

etwas in Ihrem geistigen Wesen im unklaren gewesen, so hätte mich Ihr lieber Brief ganz davon befreit, ich glaube aber Sie, verehrter Jüngling, ganz richtig aufgefaßt zu haben. . . . Sie versprachen bei uns so lange zu bleiben, als wir Sie behalten wollten. Da schicken Sie nur ja Ihren Schlafrock mit durch den W.'s Boten, denn bei uns ist keiner vorhanden, sonst finden Sie Kleider und Schuhe, Essen und Trinken, Haus und Hof, Vater, Mutter und Kinder, Bücher und Noten, Klavier und Sopha, Zimmer und Betten, Friede, Gesundheit und dergl. Also Sie werden mit großer Freude erwartet und in dieser frohen Hoffnung empfiehlt sich Ihnen die Mutter Ihres sie liebenden Freundes Wilhelmine K." Dann schreibt der Herr Cantor: „Verehrter Jüngling . . . Wie und was Sie sind dies weiß ich, denn durch Handlungen lernt man am Vollkommensten die Menschen kennen und so spreche ich als der Vater Ihres so sehr von Ihnen geliebten Freundes aus, daß ich nur mit der größten Hochachtung und Zuneigung des Jünglings gedenke, der eines solchen Edelmuthes fähig war." Jener „so sehr geliebte Freund" endete seinen Brief: „stumm werden wir uns in den Armen liegen."

Der Weihnachtsplan wurde ausgeführt und Georg schrieb darüber seinem Vater: „Bei K. ein Paar Tage zuzubringen war mir sehr merkwürdig und ich glaube Manches dort gelernt zu haben was mir sonst fremd geblieben wäre. Wie eine schlichte, unbemittelte Bürgerfamilie ruhig in ihrer Sphäre fortlebt, aus ihr heraus sich Kenntnisse, sich Vergnügungen verschafft wie sie kann. Die Mutter war, wie ich erwarten konnte, die Bedeutendere,

wäre der Vater ihr gleich gewesen, so hätte es in seiner Art nichts Schöneres geben können. Beobachten konnte ich von dort aus das Leben, was man gewöhnlich ein Kleinstädtisches nennt: Jeder kennt den Andern, will also Alles über ihn wissen. Es giebt in einer solchen Stadt Convenienzen, die man in jeder anderen getrost übertreten kann."

Ostern 1843 verließ er nach einem, wie er es nennt „glücklichen“, wie andere es auffaßten, „glänzenden“ Examen die alte Schulpforte, „wo ich viel geliebt und viel Liebe gefunden hatte, von allen meinen Hausgenossen eine lange Strecke begleitet."

Auf dem Land in England sollte er zur Kräftigung seiner wieder recht angegriffenen Augen bis zur im Herbst anbrechenden Universitätszeit verbleiben. Nicht weit von Hastings hatten die Eltern ein Landhaus gemiethet. Mein Großvater, mit seinem sanguinischen Temperament, schilderte es mit begeisterten Worten. „Ein Haus mit Park, Garten und allem möglichen Wünschenswerthen . . . himmlische Lage, uralte Bäume, rechts die Kirche, links (sein intimer Freund, der bekannte Erzdiakon) Hare; vorn das alte Schloß Herstmonceux (aus der Zeit Heinrich VI.) und die Meeresküste, die nur fünf (engl.) Meilen entfernt ist und Frische herüberfendet, dann das merkwürdige Schloß Bevensey, wo Wilhelm der Eroberer landete. Stelle Dir vor welches Glück! Diese Gegend — diese Lage — dieses Haus, der unvergleichliche Freund und seine einzige Bibliothek von 20 000 Büchern dazu." Hier fand mein Vater seine zärtlich geliebten Schwestern, führte mit ihnen ein heiter harmloses, aber durch Arbeit gewürztes Landleben, über welches seine Briefe berichten.

„Herr Deimling (der Hauslehrer, späterer badischer Minister) und ich stehen regelmäßig gegen 5 Uhr auf, werden einen großen Theil der Hausbewohner, lesen von 5— $\frac{1}{2}$ 6 in unserm griechischen Neuen Testament, arbeiten dann alle bis $\frac{1}{2}$ 8, wo pünktlich zur Hausandacht heruntergegangen wird. Wir frühstücken dann um 8, halten einen gelehrten Spaziergang, worin dann immer das vom vorigen Abend her Bemerkte und Vergessene recapitulirt wird. Von 9—1 wieder Arbeitszeit. Nach Tisch bis 3 oder 4 macht man sich Bewegung, bis 5 wird gearbeitet, von 5—7 lese ich mit Deimling Herodot und nach dem Thee, welcher pünktlich um 7 beginnt, habe ich eine allgemeine Vektüre eingerichtet. Wir lesen den Merle d'Aubigné (*Histoire de la réformation du 16ième siècle*), darauf singe ich etwas mit Francis" (der ältesten Schwester) „wie ich auch des Morgens lerne, wie man mechanisch zeichnen muß und gehe früh zu Bett.“ Dann erwähnt er die an der väterlichen Arbeit vorgenommene hebräische Revision und begründet seine Aenderungen. Gerade in dieser Zeit erregte Busch's katholosirende Predigt über das Abendmahl alle Gemüther. Hierüber schrieben ihm beide Eltern, in nicht ganz gleichlautender Weise, auch über die hierdurch zugezogene Rüge der Universität. So wurde er etwas in den Meinungskampf hereingezogen, mußte wahrscheinlich im nächsten Jahrzehnt nur zu vielen dogmatischen Erörterungen bewohnen. Vielleicht erhielt er hierdurch seine spätere ausgesprochene Abneigung gegen alle diese Fragen, welche seinem Gefühl nach nur die äußere Hülle berührten.

Ab und zu befreiten sich seine Eltern von der „Londoner

„Sklaverei“, wie sie es mehr als einmal nannten, und Augustus Hare, der Nefte des Erzdiakonus bemerkt in seiner Autobiographie:*) „Trotzdem ich noch ein Kind war, spürte ich den belebenden Einfluß ihrer Verfeinerung, ihrer freieren Ansichten, ihres immer auf höherer Grundlage beruhenden Gesprächs.“

Zwei hochgebildete Damen waren bei den Bunsen'schen Töchtern zum Besuch; mein Vater las mit ihnen Gebräus, welches die eine hervorragend beherrschte und führte sie in das Nibelungenlied ein. Der Name der Jüngerin, H. . . . wird oft in seinen Briefen erwähnt, er hält es für unschädlich, grade jetzt wo Besuch ist und er sich nützlich machen kann, Herstmonceaux zu verlassen. Dann muß er jedoch seine Großmutter in Hannover besuchen und eine entschieden lyrische Stimmung spricht aus seinem Brief an die Mutter. „Nach den Regengüssen ist das Grün entzückend, der Sonnenschein auf den grünen Gelbern erinnert mich, nur wiederholt ein solcher Eindruck sich niemals, an jenen vielleicht poetischsten Augenblick meines Lebens, wo im Richmonder Thal nach dem Regen allmählig ein sanftes Licht alles umstrahlte. Wie persönlich und subjektiv sind doch alle Eindrücke. Ohne die äußerliche Schönheit können die Gefühle zwar nicht erregt werden, aber das Gemüth muß auf den Augenblick vorbereitet sein. Ist dieser vorüber, bleibt nur die Erinnerung zurück. Man versucht, meistens vergebens, ihn zu beschreiben, aber er erscheint auch zu heilig um ihn demjenigen zu beweisen, der ihn nicht empfand, man weiß

*) bedeutet immer „übersetzt“.

eben, daß der Augenblick ein ureignes Besitzthum bildet. Zum ersten Mal in meinem Leben fange ich an zu begreifen, was den Dichter macht. Er empfängt nicht nur den flüchtigen Eindruck, er bewahrt ihn nicht nur um sein Dasein zu versüßen, er versteht es denselben mit andern bekannten Gegenständen so zu verknüpfen, das Andere glauben, das zu sehen, zu erleben, zu empfinden was nur ihm, dem gottbegnadeten Säng' der Natur, der Liebe, der Geschichte des göttlichen Geistes zu theil ward Ich fühle mich frei und offen und heiter — frei alles zu sehn, das wirklich gut und hervorragend ist und glücklich in dieser Erkenntniß. Manche Binde hat sich in den letzten Wochen und Monaten von meinem Herzen gelöst."

Der nächste Brief an seine Mutter meldet, daß er die betreffende H. von Herstmonceaux nach London geleitet habe. "Sie ist wirklich ein recht gutes Mädchen und hat durch ihre große Sanftmuth entschieden sehr günstig auf die Schwestern gewirkt." Dann den Tag darauf. "Von den B. (H.'s Eltern) erhielt ich eine sehr freundliche Einladung nach Ich konnte nur auf den Nachmittag hin und Papa fand es sonderbar eine Reise auf so wenige Stunden vorzunehmen. Aber da sie mich so gütig eingeladen hatten und ich mehr von der ganzen Familie sehen wollte, die Ausgabe auch sehr geringfügig ist, fand ich es schade nicht anzunehmen. . . . Nach allem, was ich gehört habe muß die Mutter" (von H.) "eine höchst bedeutende Frau sein. Ich sah sie nur auf einen Augenblick, aber sie frappirte mich sehr." Dies war der 23. August, vier Tage später schrieb er leidenschaftlich erregt an die Mutter. "Einen langen Brief an

Dich habe ich eben zerrissen, weil ich fühlte, daß er bitter und nicht mit der gehörigen Besonnenheit geschrieben war — und noch immer bin ich nicht auf der Höhe, auf welcher ich mich gestern stellen zu können wähnte, da ich auf der dritten Seite meines*) Briefes an Vater jene Erklärung niederschrieb. Doch ich muß an die geforderten Abschriften von Vater**) und deshalb mit dieser Sache abbrechen, obgleich ich wünschte, noch einige Tage warten zu können. — Zuerst muß ich meine Bahn haben, indem ich meinen practischen Entschluß dir mittheile. Nur dreierlei war es in allem was sowohl Vater als Du mir gesagt, was ich nicht schon vorher gefühlt und zum Theil durchgearbeitet hatte. Dieses drei bestimmt mich auch jetzt die Ehe mit H. aufzugeben. Der erste Grund ist dein Mißgefallen an H. . . , der zweite deine mitgetheilte Erfahrung, daß ältere Frauen" (H. war mindestens zehn Jahre älter als er) „das Unglück ihrer Männer sind, der dritte und Schlimmste, weil wie es mir scheint, der unabänderlichste deiner Erklärung, daß die ganze Familie . . . den schlimmsten Krankheitsstoff in sich trage. — Auf den ersten dieser Punkte muß ich wieder zurückkommen. Als ich am 12. August, drei Wochen nachdem H. in unser Haus kam, hier" (in Herfmonceaux, nach dem Planoverschen Besuch) „wieder anlangend, war das worauf ich am meisten gespannt war zu sehen, wie meine Eltern und besonders du, der du sie schon einige Tage gesehen, über das mir schon gewisser-

*) nicht vorhandenen.

**) wissenschaftliche Arbeiten.

maßen verbundene Mädchen urtheilten. Du wunderst Dich gewiß nicht darüber, daß ich in deinem Benehmen eine ungetheilte, nicht gewöhnliche Zuneigung las, wenn ich auch erwarten mußte, daß ihr Bestreben, dir ihre Liebe zu zeigen und die deinige zu erwerben, bei dir bisweilen das Bedürfniß zurückzuhalten hervorrufen würde. Deine Freundlichkeit war mütterlich . . . öffentlich, und wie es scheint auch unter vier Augen, behandeltest Du sie als Kind. Ich mache dir hieraus keine Vorwürfe, denn du hast selbst heute gesagt, daß du dir deiner Abneigung gegen S. erst gestern bewußt worden seiest. . . . Nur dies will ich dir sagen, daß ich mir keines Fehlers bei dem ganzen Hergange bewußt bin, sondern daß ich langsam und mit stetem Hinblick auf göttliche Leitung gehandelt zu haben glaube, daß ich ehrlich gewesen bin. — Du hast das ganze Verhältniß in den irdischen Staub gezogen — aus lauter Liebe und weil du die Sache ansahst wie sie daliegt — ich hatte mich aber so gewöhnt, in demselben auf höherem Boden zu wandeln, daß ich nie mehr offen davon reden kann bis du unser Gespräch auf diesen höhern Boden, vor Gottes Thron lenkst. — Ach Mutter, Mutter. — Gottes Wille geschehe. — Dein vor einer Stunde wild durchwühlter, jetzt still unglücklicher aber hoffentlich ergebener Georg.

N. B. Befürchte nichts von S.'s Briefwechsel mit den Schwestern meinetwegen, ich weiß daß nichts zu befürchten ist. Lies ihren Brief noch einmal. Ach läsest du doch diesen Brief ohne Brille, du würdest nicht so von dem Engel urtheilen.“

Hätten die Beiden in folge des grausamen Eltern-

spruches nie wieder geliebt noch geliebt, wären sie gar hieran zu Grunde gegangen, einen Jeden von uns würden diese Zeilen als heiliges Vermächtniß tiefinnerlich ergreifen. Da sie späterhin durchaus glückliche Ehen eingingen, zweifellos das Verscheitern ihrer haltlosen Hoffnungen als großes Glück dankbar empfanden, erscheint diese Krisis als zeitgemäße Episode. Es ist jedoch vielleicht nicht überflüssig an „menschlichen Urkunden“ klarzulegen, wie sehr die Sprache jener seltensten, unbezwingbaren Liebe der Sprache jener begreiflichen Gelegenheitsliebe, näher miteinander bekannt gewordener junger Menschen gleicht. Diese ist die normal übliche, jene ist so vereinzelt wie das an Wahnsinn streifende Genie. „Viele sonderbare Mischungen werden ohne Unterschied „Liebe“ genannt, verlangen die Rechte jener erhabenen Raserei welche alles entschuldigt,“ sagt George Eliot. Sämmtliche Gefühle ändern sich nach der Vereinigung, aus den Verschiedensten können jene Gefinnungen hervorkommen, auf denen das dauernde, schöne Glück beruht, weit öfter ersprießt diese Erfüllungsfrucht allerdings den Allen zugänglichen „Wiesenblumen“, als jener nur selten erblickten, oft verderblichen Wunderblüthe. Aber ein freundlicher Zauber läßt die Blumen zum Verwechseln ähnlich erscheinen und es liegt in der menschlichen Natur, wenigstens in unserer heutigen, seit Jahrhunderten durch Syris und Liebesgeschichten geformten Natur, daß jeder Verliebte bestimmt voraussetzt, ihm wäre die Wunderblume zu theil, nur die könne seinen seelischen Ansprüchen genügen. Eltern haben entgegen der Romanleser- und Theater-Liebeshaber-Gefühlseligkeit die Pflicht bei ihren Kindern immer

die erfreuliche, in jedem Jahr neu erblühende „Wiesenblume“ zu vermuthen und auf die richtige Zeit und die geeignete Wahl derselben zu dringen.

Ob leicht oder schwer, er überwand die Krisis. Nicht lange darauf schrieb seine Mutter aus Herstmonceaux, „Georg und ich haben eine wichtige Zeit verlebt, auf mancherlei Weise haben wir uns einander, wie nie zuvor, genähert, und durch das gemeinsam Durchlebte ist uns der Ort auch besonders lieb geworden.“

Weder von der naiv-heiteren, hübschen Emilie aus Schulpforte, noch von der geistvollen, sanften, aber vielleicht etwas berechnenden H. aus Herstmonceaux war je wieder die Rede.





Berliner Universität.

III.

Auf der Universität.

*Ich weiß, daß alle Diejenigen, die ein
ernstes Streben haben, gesellt sind.*

Anselm Feuerbach.

Im October 1843 kam mein Vater nach Berlin. Sein bereits früher auf seinen Schülerfahrten bewährtes Glück blieb ihm treu, in Belgien nahm ihn der preussische Gesandte, Freiherr von Arnim*) in seinem Extrazug mit, um der feierlichen Eröffnung der rheinisch-belgischen Eisenbahnen beizuwohnen. In Antwerpen, Brüssel, Mecheln und Löwen war großer Empfang; auf einem Festmahl gebrauchte Herr von Arnim die hübsche Wendung „la Prusse vous tend sa main de fer“. Damals gab es geistvolle preussische Gesandte.

Eifrig berichtet er über seine Studien, über Neander's und Schelling's herrliche Vorlesungen. „Böckh

*) Heinrich Frhr. von Arnim, preussischer Gesandter in Brüssel und Paris, 1848 kurze Zeit Minister des Auswärtigen, ein muthiger Vorkämpfer der Deutschen Einheit.

ist in seinem Fach meisterhaft . . . Ritter's Allgemeine Geographie erfreut mich unbeschreiblich, wie auch der Mann selber mich entzückt. Was es heißt eine Wissenschaft zu bilden kann man von Niemand besser als ihm lernen." . . . „Raum irgendwo anders könnte ich so viel Nutzen einheimfen. Im Gebiet der Wissenschaft giebt es die ersten Männer, und wenn auch ein offener und angeregter Meinungsaustausch erwünscht wäre, kann jeder, der auf festem Fuß steht, sich im ergiebigsten Maße Kenntnisse erwerben." Im nächsten Semester heißt es. „Ranke trägt gerade die Französische Revolution vor und setzt dadurch uns alle in Bewegung. Gelzer's Vorträge werden immer lebendiger und fesselnder, alle meine Bekannten sitzen mit mir in seinem Hörsaal.

Theils fremd, theils bekannt erscheint das Berlin jener Zeit. Wie das auch heutzutage vorkommt, hatte er ein Notenabonnement bei Bote und Bock, dagegen trank er in der ersten Morgenfrühe, zugleich mit vielen eleganten Leuten am südlichsten Ende der Stadt im großen Garten eines Herrn Soltmann mineralische Wasser, die dort nach allen bekannten Quellen produziert wurden. Im März 1845 schreibt er: „Gestern sah ich mit Rauch Deine" (die durch meines Großvaters Rath in Rom erworbenen Rafaelische) „Gobelins. Welch ein herrlicher Kauf! Rauch war außer sich vor Entzücken. Dem jetzigen, sehr schönen Plan zu folge, sollen sie über der Gallerie der Rotunda angebracht werden — eine schöne Einleitung und Schlussrede der Sammlung." Als mein Großvater 1844 nach Berlin zum König berufen wurde, fand sich eine Gesellschaft früherer „Römer" zusammen, um wie einst in Fras-

cati jetzt hier in Berlin bei Kroll des Königs Geburtstag zu feiern. Mein Vater schreibt hierüber. „Als der König in Breslau war, gab die Bürgerschaft ihm ein Fest in einem öffentlichen Gebäude, welches so großartig und glänzend eingerichtet war, daß der König den Architekten aufforderte seinen Berlinern etwas ähnliches zu erbauen. 80 000 Thaler soll es gekostet haben, einige behaupten, daß der König ihm die Hälfte vorgeschoffen habe, hauptsächlich aber hält ihn ein reicher Weinhändler unter der Bedingung, daß während der ersten 10 Jahre alle Weine von ihm bezogen werden sollten. Im August wurde, glaube ich, der Grundstein gelegt und im Februar das Haus eröffnet. Alle, auch Papa behaupten, keine andere Stadt besäße ein ähnliches, öffentliches Gebäude. Der Königsaal ist was Geschmack und Eleganz anbetrifft der schönste Raum, den ich jemals gesehen habe. Ich habe oft gedacht wie du dich über die Unmenge Blumen freuen würdest, welche sich an den Seiten und auf den Tischen befinden. Kroll hat einen Contract mit einem Gärtner, welcher stets das ganze Gebäude mit Blumen und Gewächsen ausschmücken muß. Hier schließen Viele einen Accord, um für 7 Thlr. monatlich täglich frischen Blumenschmuck zu erhalten. Dies spricht doch für die Berliner. Drei Mal wöchentlich giebt hier Kroll's 69 Mann starkes Orchester ein Concert; wenn auch die Auswahl der Stücke meistens sich nach dem volksthümlichen Geschmack richtet, hört man doch meistens eine Symphonie oder Ouverture von Beethoven, Haydn oder Mozart. Die große Halle wird von Tausenden besucht, welche ihre 10 Silbergrößen zahlen, herumpazieren, Kaffee oder Cho-

colade trinken, während oben in den Vogen kleinere und größere Gesellschaften zu Abend essen.

So feierten wir unser Fest der „Falisia“. Gerhard*), Panofka**), Ufedom***), Eiphart†), Rößel, Stier, Franz, Marcus Niebuhr††), Reumont†††), Cramer und wir drei“ (mein Großvater und seine Söhne Karl und Georg). „Als Papa sich das Kroll'sche Gebäude ansah war er sehr davon entzückt, dann wurde er ernsthaft und meinte lächelnd: Ja, es ist das St. Peter des neunzehnten Jahrhunderts. — Ein römischer Bekannter, dessen Du dich wohl noch erinnern wirst, war vorige Woche hier, der sehr geachtet aber doch sonderbare Herr Dohrn aus Stettin. In Rom sang er oft „Am Aarensee“ und unterhielt uns durch sein melancholisches Wesen. Wir nahmen ihn zu Eichhorn's, wo er die ganze Gesellschaft durch seinen Gesang entzückte. Er schenkte Papa seine vorzügliche und allseits geschätzte Uebersetzung Spanischer Dramen.“

29. Dez. 1843. „Der joviale Componist Commer

*) E. Gerhard, der berühmte Archäolog.

**) Panofka, Archäolog.

***) Graf Guido Ufedom, preussischer Diplomat, Gesandter in Rom und Turin, 1848 und 1858 Bundestagsgesandter in Frankfurt. Wie man ihn auch als Staatsmann beurtheilt, als Character steht er edel und maßlos da, hat die posthume Behandlung der „Gedanken und Erinnerungen“ gewiß nicht verdient.

†) Baron Eiphart, der feinsinnige livländische Kunstkennner, ein Freund des Bunsen'schen Hauses.

††) Marcus Niebuhr, Sohn des Historikers, ein starr conservativer Beamter.

†††) A. v. Reumont, Geschichtsschreiber, Verfasser des Leben des Lorenzo di Medici, der Geschichte der Stadt Rom etc.

wird nächstens in dem Saale der Singacademie die Festsche des Aristophanes geben — vor einem männlichen Auditorium — die Dialoge gelesen, das übrige nach eigener Composition gesungen, alles nach einer Uebersetzung von Franz. Es hat eigentlich aufgeführt werden sollen, nur hat Tiedt, wie man sagt, erklärt, anders als unverändert dürfe ein Aristophanisches Stück nicht gegeben werden, was ganz richtig ist. Unter den Stücken welche jetzt die Bühne beherrschen giebt es aber gewiß gar wenige, die der Sittlichkeit weniger schaden möchten als der derbe, naturkräftige Scherz der Griechen." Dann am 22. Mai 1844 schreibt er. „Nächsten Freitag sehen wir uns die „Captivi“ von Plautus an, welche zum zweiten Mal in diesem Jahr von einigen Studenten unter der Leitung eines Privatdozenten (Dr. Geppert) gegeben werden. Ich kann nicht behaupten, daß ich das Stück außerordentlich bewundere, obwohl kein Geringerer als Lessing, es für das beste aller Lustspiele hält. Auf jeden Fall wird es interessant sein das Stück in lateinischer Sprache zu hören, und Alle welche der ersten Vorstellung beiwohnten, rühmen die ganz vorzügliche Vorstellung. Eine große Anzahl von Gelehrten wird zugegen sein, möglicher Weise auch wieder die königliche Familie, welche das erste Mal den König begleiten mußte. Der Prinz von Preußen soll bemerkt haben, daß zu seiner Zeit den Prinzen kein Latein gelehrt worden sei, oder wenigstens hätten sie es nie gekonnt." Mehrere Jahre später wohnte mein Vater wieder so einer lateinischen Studentenaufführung bei, mit ihm der alte Rauch. Den Prolog sprach ein dunkeläugiger Jüngling und beim Nachhausegehen war der Künstler noch ganz von

dessen klassischer Schönheit erfüllt — es war der junge Paul Heyse.

Auch auf den Namen Adolf Menzel stoßen wir in den Briefen. Am englischen Hof wurde ein Fest im Costüm der Mitte des vorigen Jahrhunderts geplant und mein Vater sollte seiner Mutter Zeichnungen der fridericianischen Hoftracht verschaffen. Sonderbar berührt uns die vor fünfzig Jahren in ästhetischen Kreisen herrschende verächtliche Abneigung gegen die Puderzeit. Diese Pompadour-Periode zu verherrlichen erschien meinem Vater „eine Schmach“, aber pflichttreu erfüllte er die Bitte, suchte im Kupferstichkabinett und in der Bibliothek und kam schließlich auf Adolf Menzel. „Dieser gab mir den freundlichen Rath von einem geschickten Künstler in den Schlössern von Berlin und Potsdam Studien anfertigen zu lassen.“ Da die Zeichnungen noch an demselben Abend mit dem Courier fort mußten, nützte dieser Vorschlag wenig und stolz schildert mein Vater wie seine diplomatische Liebenswürdigkeit den „kleinen, eigenthümlichen Mann“ bewogen habe ihm sofort eigenhändig eine Costümskizze zu entwerfen.


Ausführlich plaudert er über alles, was er hört und erlebt. „Neulich sprach man bei einer Hostafel über mine-ralogische Erscheinungen besonders über den sogenannten „Silberblick“. Während der Läuterung des Silbers verkündet ein helles Aufleuchten den Augenblick, in welchem alle fremden Stoffe ausgeschieden worden sind, hierauf löscht man das Feuer und der Vorgang ist beendet. Abends beim Thee wurde das Gesellschaftspiel angeregt, in welchem Einer herausgeht und das von den Uebrigen

gewählte Wort durch irgend eine Miene oder Bewegung der Mitspielenden errathen muß. Graf Rh., ein recht unbedeutender Hölfling, wird herausgeschickt; als er zurückkehrt, bemerkt er, daß die Prinzessin von Preußen vor einem Tischchen sitzt, einen silbernen Eßkel hin und her bewegt und Lichtstrahlen darauf spielen läßt. Der Graf steht ganz verdußt da und im Hintergrund sichert das Gefolge. Der König nähert sich dem Grafen von hinten, flüstert ihm ins Ohr „Eßkelgans“ und „Eßkelgans“ ruft dieser hochbeglückt.“

Ueber das Attentat auf den König schreibt er: „Berlin, Behrenstraße 6, den 31. Juli 1844. Theuerster Vater. Es ist wahrlich schwer, was einige Tage hindurch so gewaltig, so furchtbar auf der Seele gelegen hat, brieflich noch in wenige Worte zu kleiden. Am liebsten hätte ich auch gleich am 26. geschrieben um von der ersten Aufregung, welche durch alle Kreise des gleichgültigen Beamten-Berlins geht, dir ein Abbild zu geben. Doch fand ich, daß Usedom einen langen Brief in Händen hatte — und seine Angaben von Thatbestand, Ursachen, wirklichen Folgen und möglichen Folgen mußten so klar sein, daß ich sie, vielleicht sehr unangenehm, hätte verwischen können.

Im Ganzen wird er Dir gewiß haben sagen müssen, daß der Eindruck, welchen die schauderhafte That auf die Berliner gemacht hat, ein wahrhaft wohlthätiger war und ist, daß sie einestheils als Deutsche sich tief gekränkt fühlen durch die nationale, neue Schmach, andrestheils ihren König persönlich zu sehr lieben, als König zu sehr verehren, um nicht heilsam, d. h. beruhigend läuternd, durch das Unglück berührt zu werden. Das Schloßthor,

vor welchem der Frevel begangen war (das dem Churfürsten gegenüber gelegene), war bis zum Abend dicht besetzt: ich stand eine Zeitlang da und beobachtete die Gesichter der Herandrängenden — es war wirklich nicht die Neugier des abgeschwächten, Sinnenstachel suchenden Parisers, nein Bestürzung, dumpfe Betäubung lag auf allen Zügen. Nirgends hörte man Einen laut reden, Streitende kamen leise herein, kein Drängen, keine Redensarten. Zehn Minuten nach der That kam ein Bekannter von mir von der Königstadt her zufällig auf die Churfürstenbrücke und eilte durch einen großen, immer dichter werdenden Volkshaufen nach dem Schloßthor: bald hatte er alles erfahren, die Schüsse, die Mißhandlung des Thäters durch das wüthende Volk, wie sie ihm erst durch Stöße zu Boden gebracht, dann liegend getreten und gepufft hätten, wie nur die herbeieilende Wache und mit Mühe ihn gerettet und in einer Droschke kaum den nachströmenden Leuten hätte entreißen können, welche das Vergnügen des Zerreißens ungern sich nehmen ließen und bis zum Polizeihause mit dem Wagen Schritt hielten — da fällt ihm ein kleiner, stämmiger Kerl auf, der strampelnd und die Fäuste ballend da steht. Es war ein kleiner Jäger (Neuschäteller oder Neffschandeller wie die Heeresabtheilung von ihrem Hauptbestandtheil genannt wird) der auf seinen Kolben wies und schrie: „daß ich ihn nicht ganz todt gemacht habe“. Er war nämlich selbst einer von der Wache die herbeigelaufen war, um den Armen zu retten: er hatte die Menge auseinander treiben helfen, aber den Verbrecher einen mit dem Kolben zu versetzen, das hatte er sich nicht nehmen lassen.



Die Scene im Königsstädter Theater, welche du gewiß in der E. Pr. Zeitung gelesen hast ist rührend und ächt deutsch — nur freilich: ist das Theater nicht unser einziger öffentlicher Versammlungsort.

Studenten, sogar liberale, wilde, ließen bleich und verstört in der Universität herum, erzählten die Nachricht jedem der ihnen begegnete. Am treuherzigsten zeigten sich die wahrhaften alten Berliner. Zu einem Freund von mir kommt sein Wirth unwirthsch in die Stube gelaufen. „Ist es wahr, daß auf den König geschossen ist?“ Ja — es ist ein Verrückter. „Na, das glob ich, sonst hätt's auch keiner nicht thun können!“ und so mit geballten Fäusten wieder heraus.

Erfreulich war es mir zu sehn, wie das geschichtliche und wenn auch schwächer, das volksthümliche Bewußtsein in die Gesamtheit des Volkes gedrungen ist. „Das ist in Preußen denn doch noch nicht vorgekommen! Auch in ganz Deutschland nicht, seit wer weiß wie langer Zeit.“ „Was werden die Franzosen zu sagen, bei denen immer geschossen wird. Na und och die Engländer!“

Du wirfst dich gewiß nicht irre machen lassen durch die wohl bald verbreiteten Angaben, daß die Berliner schon „ihre Witzchen“ machen. Es ist einestheils charakteristisch; anderestheils aber psychologisch merkwürdig, weil man ja immer, jeder auf seine Weise, einen überwältigenden Eindruck loszuwerden sucht! Erinnerst du dich nicht des Abends, als wir aus der Antigone kamen? wie wir da erst stumm neben einander gingen, stumm dastanden, endlich aber mit allgemeiner Freude die Verdienste der einzelnen Schauspieler, das Eigenthümliche der

Kleidung besprachen! So die Berliner, aber nach ihrer Weise. Die Wiße sind vorerst noch schwach; so sagt einer: Es habe jemand dem König zur Reise etwas vorgeschossen und dergl.“

Dann im nächsten Brief vom 7. August fährt er fort: (Der Sonntag nach dem Attentat) „wurde allerseits auf mehr oder minder würdige Weise gefeiert. Aus Halle wird mir von einer herrlichen Predigt Tholuck's über Esra berichtet. Auf die Studenten soll sie den gewaltigsten Eindruck gemacht haben. Dort wie hier haben die herrlichen königlichen Worte, daß er ruhig sein Haupt in jedes Unterthanen Schooß legen wollte, allgemein angesprochen und erhoben.“

Neben seinen sprachlichen, geschichtlichen und geographischen Studien hatte er seinem Vater die Correctur und Herausgabe einiger seiner Werke besorgt und eifrig mit ihm über linguistische Fragen diskutiert. Er schreibt: „Hab Dank für deine außerordentliche, oft auf die Probe gestellte Liebe und Geduld. Jetzt, wo ich wieder beginne einigermaßen zu arbeiten, wird der Wunsch von neuem so recht heiß: Könnte ich Dir doch etwas werden — wenigstens ein lebendiger Ausführender Deiner Gedanken! Ich sehe immer wie Du einen suchst zur Bearbeitung, Durchführung der Ideen, welche klar, als Thatfachen, vor Deiner Seele stehen, die im Einzelnen zu verfolgen Du keine Muße hast. Sei dieses in einem oder zweien Deiner Bücher mein Lebensziel! . . . “

Dann, in den Sommerferien, unternahm er mit seinem Jura studirenden Bruder Karl eine Fußreise nach dem Westen Deutschlands. „Wir bereiteten uns dieser

Tage über gewaltig auf die Reise vor, wozu uns besonders des Bonner Mendelssohn Germanisches Europa durch seine Uebersichtlichkeit behülflich ist Professor Ritter hat mir ein Paar sehr brauchbare Bücher über Thüringen und Odenwald geliehen." Ueber die Reise schreibt er: „Mein Sinn warf sich mit Ungestüm auf das Geschichtliche. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich mein Vaterland mit dem erwachten Gefühl des Bürgers zu durchwandern begonnen, hatte die Mannigfaltigkeit der Stämme und in allen doch die Einheit des sinnigen, stillthätigen, gemüthlichen Wesens verfolgt, hatte geglaubt, in dem Character des Volkes das ewige, doch sich entwickelnde Element erkennen zu dürfen, welches mit dem Gesetz der Geschichte in dessen Schranken und unter dessen Leitung die Schicksale des Vaterlandes bestimmt.“

Wieder in Berlin und in der alten Wohnung antwortet er seinem Vater auf dessen am Geburtstag der Königin Victoria geschriebenen Brief. 13. Nov. 1844. „Geburstag der Königin . . . doch vergeht dieser in Preußen viel unbemerkter als jener in England. Die Königin ist unbekannt, gilt für unbedeutend, ihre Sorgen nennt man kleinlich, einige (wie z. B. das Magdalenenstift) unnütz und darum schädlich; so merkt man es denn nur an den festlichen Helmbüschen der Wachen und angekündigten singakademischen Kleinkinderbewahranstalten-Conzerten, daß königlicher Geburstag ist . . . 13. November. Wie gern schickte ich Dir ein Werk, welches ich mir kürzlich angeschafft habe, so weit es heraus ist. Niepert's topographisch-historischer Atlas von Hellas und den hellenischen Colonieen. Ein gründlicher junger Philologe, ein

vieltgereifter Geograph, ein geistvoller, lebensfröhlicher Mensch setzt sich unter Ritter's Leitung an's Werk, das seit D'Auville verrottete ~~Kammerer's~~ ^{unzuverlässige} Ritter's Persönlichkeit muß sehr stark gewirkt haben; einige Male scheint mein Vater sich ernstlich damit zu beschäftigen, von großen Gesichtspunkten beherrschter Geographie hingeneigt zu haben, als Doctor-differtation wählte er sich ein Thema über Afrika aus. Als Ritter die Berliner Geographische Gesellschaft gründete wurde mein Vater Mitglied, hat oft jener damaligen Blüthe unter dem so selten anregenden Vorsitzenden gedacht.

Auch die Politik tritt näher an ihn heran. Bis dahin hatte er nur einmal diese Fragen in einer für das vormärzliche Deutschland sehr bezeichnenden Weise gestreift. Aus Schulpforte schrieb er November 1842 seinem Vater über des Aristophanes übergroßes Eingehen auf jene Hauptbeschäftigung der Athener, ihre im öffentlichen Leben stehenden Mitbürger ewig zu bekritteln und meinte: „Diese immerwährende Berücksichtigung des äußeren, practischen Lebens führte mich auf ein (lache nicht) politisches Grübeln dessen Resultat freilich keine Ansicht, sondern nur eine Frage war: Ist es für einen Preußen und insbesondere für einen jüngeren studirenden oder studiren wollenden Preußen wünschenswerth, daß sein Staat jetzt eine Constitution erhalte? Meine Argumente für eine Bejahung der Frage liegen auf der Hand: jeder Bürger des Staats und natürlich der gründlich gebildete am leichtesten, würde an der Leitung und Verwaltung des Vaterlandes regeren, unmittelbarerem Antheil nehmen, bis in die untersten Klassen würde die Idee des Gemeinwesens dringen, die Einzelnen

würden aus dem selbstthätigen Streben, worin die meisten aufgehen, sich und ihren Kindern eine leidliche oder eine gute Existenz zu verschaffen, herausgerissen und fänden ein höheres Interesse, was sie mit allen Ständen gemein hätten u. s. w. Meine Argumente für die Verneinung der Frage gründen sich zum Theil auf den jetzigen Zustand der Dinge, wie er sich nach mehreren Seiten hin zeigt. Das ganze Volk scheint noch vollkommen unreif (leider vielleicht eine Zeitungssphrasen — ich lese aber keine Zeitungen) und wenn auch in vielen Tolköpfen die Freiheit, die sie in ihrer Constitution erblicken wollen, bedeutend spukt, so weiß das ganze Volk nichts davon. Ich hörte neulich eine Magistratsperson eines ziemlich großen Städtchens, Rangensalza, von den Folgen der neuen Einrichtung der Stadtverordneten-Wahlen reden.

Da ich die Wahl zu leiten hatte, so fand ich mich früh am bestimmten Tage im Rathhaus ein. Ich wartete stundenlang ehe ich die Thür des Vorsaals gehen hörte. Ich sah heraus; es war ein alter Schieferbedeckter. Wie er auch eine halbe Stunde gewartet hat, sagt er: „Ne, Herr Senator, nun muß ich gehen, ich habe eine Bestellung zu heute Morgen.“ Nun, da gehen Sie wenigstens und suchen Sie noch zwei Leute aufzutreiben, damit die Wahl vor sich gehen kann. Er geht und kommt nach einer guten halben Stunde mit einem zerlumpten Seifensieder und einem halb besoffenen Polizeidiener zurück. Diese drei vollzogen nun die Wahl des Stadtverordneten!“ Verstehen sich die Leute so wenig darauf die Buchstaben, die ihnen der König zukommen läßt, zu Worten zusammen zu setzen, so verdienen sie auch nichts. Zweitens kommt mir

der ganze Character des Volkes nicht recht passend dazu vor. Ist wirklich der deutsche Character practisch genug? Mein drittes Bedenken beruht auf zwei gewiß gleichermaßen falschen Ideen. Ich denke nämlich, daß die Wissenschaften, insofern sie um ihrer selbst willen getrieben werden können in einem Staate, wie der unsrige, wo bei monarchischer Verfassung doch die größte Freiheit gelassen ist, schöner, reicher und von äußeren Einflüssen unabhängiger aufblühen, sich freier entwickeln, als in einem Lande, wo Alles bloß auf das äußere Leben gerichtet, von Rücksichten auf dasselbe geleitet ist. Ich halte mich dabei an England. Es können sehr Viele sehr viel Lateinisch, Griechisch, Mathematik; aber wozu haben sie es (ich meine den allergrößten Theil derselben) erlernt? Um später zum Leben als Geistliche, als reiche Gutsbesitzer, als Parlamentsmitglieder, überhaupt zum Leben als Gentlemen hinreichende Bildung und Kenntnisse zu erhalten. Nun will ich zwar nicht leugnen, daß ein großer Theil der Studirenden in Deutschland bloß ein künftiges Amt als Geistliche, als Richter, als Lehrer im Auge haben (wovon freilich eine der Hauptursachen bei Vielen der Mangel an Geld ist), aber im Ganzen ist doch das Studium viel theoretischer, objectiver und deshalb höher als in England. Wenn dieses wahr ist, so kann man, außer dem überhaupt mehr practischen Sinn der Engländer, als einzigen Grund die fortwährende Berücksichtigung des Staatslebens, deren Ursache wieder die Verfassung ist, ansehen. Hier wirkt sich also die Frage von selbst auf: Was ist höher, das Leben in der Wissenschaft oder das Leben im Staat? Daß ich als deutscher Junge, und als der unpractischste

Junge in Deutschland, dem ersteren entschieden den Vorzug gebe, verargst Du mir nicht; auch nicht, daß mir deßhalb für unsern Staat eine Monarchie viel wünschenswerther erscheint als die sogenannte Constitution."

Aber die erregende Stimmung jener Jahre trat bald an ihn heran. Am 8. Jan. 1845 schrieb er seinem Vater: „Ich habe diese Ferienzeit zwar etwas zerstreut, wie nicht anders möglich, aber mit allerlei Nachdenken und Arbeiten zugebracht. Wenn man doch nur dasjenige, was rechts und links von einem geschieht, vergessen könnte! — aber die Aufregung nimmt täglich zu, wird täglich toller. X. . . der sich in Naumburg zum dritten Examen vorbereitet hat, ist dort als Serviler verschrien gewesen, weil er einen König für unerläßlich nothwendig für eine Verfassung gehalten hat."

Wie die öffentlichen Verhältnisse auf den gemäßigten Kreis der Jugend drückten, hat er später oft erwähnt und in hinterlassenen Notizen über Moriz Graf Strachwitz beschrieben. Als mein Vater 1843 in der Behrenstraße 11 und nachher Behrenstraße 6 eine kleine Studentenwohnung bezog, wohnte in derselben Straße (wann nennt eine Gedenktafel das Haus?) der junge schlesische Dichter. Auf demselben Flur, ebenfalls am Gericht arbeitend, der gleichaltrige, ihm innig ergebene Fritz Felix von Behr, meines Vaters späterer Freund, der als rastloser Förderer der deutschen Fischzucht, als „Fischbehr" eine in Berlin so bekannte, beliebte und geachtete Persönlichkeit wurde. Damals kannte mein Vater ihn noch nicht, oder nur wenig, kam leider niemals mit Strachwitz zusammen. Oft mögen sie an einander vorbeigegangen sein, oft ähnliches gehört,

oft ähnliches gedacht und gehofft haben. „Mir wurde er“ (schrieb mein Vater Anfang der Neunziger Jahre) „wie seinem Volk überhaupt, inmitten des Jauchzens, der Thorheit und des Jammers von 1848 bekannt, also erst etliche Monate nach des Dichters Ableben. Sein „den Männern“ gewidmetes Gedicht „Deutsche Liede“ und namentlich den Hymnos „Germania“ entsinne ich mich heute recht wohl in feuriger Begeisterung an meinen Vater geschickt zu haben, der dessen letztem, ächt prophetischem Vers seine besondere Liebe zuwandte.

Daß Dich Gott in Gnaden hüte
 Herzblatt Du der Weltenblüthe,
 Völkerwehre,
 Stern der Ehre,
 Daß Du strahlst von Meer zu Meere
 Und Dein Wort sei fern und nah
 Und Dein Schwert, Germania!

(Als 1848 der Prinz von Preußen im Hause meines Großvaters wohnte, ließ er sich dieses Lied besonders gern von meinem Onkel Ernst vorsingen.)

„Dürre Jahre waren es ja die in Deutschland dem 1848er vorausgegangen,“ (fährt mein Vater fort) „Und in solcher Nede mußten die Altersgenossen von Moritz Strachwitz aufwachsen. Man ließ Zeiten über sich ergehen in denen auf edle Hoffnung der Mehltbau bitterer Enttäuschung fällt, in denen die bessere Menschheit ihr Kleinod seufzend in sich verschließt, in denen sich leicht die rohe Gier vordrängt. Dann wird der abstracte geistige Trieb eine übertriebene Bedeutung erlangen und ein „Volk

der Denker" leicht das Achselzucken anderer Völker auf sich ziehen, andrerseits das practische Können, um nicht gar verkümmern zu müssen auf neue Erwerbszweige hinausstürzen. Wer seine Jünglingsjahre in solchen Zeitläufen verleben muß und dabei mit poetischer Gestaltungsgabe ausgestattet ist, der handelt meines Bedünkens recht schaffen, wenn er seinem Vande einen Spiegel mit den Kernworten vorhält:

Im Schlummer sterben die Völker hin,
Am Banner schläft der Soldat,
Am Busen der Zeit, der Schläferin,
Da schlummert die große That.

Die Freiheit schlummert im harten Schoß
Feindseliger Tyrannei,
Nur der Krämer, er sucht noch ruhelos
Sein goldenes Straußenei.

Viel Verchen schwirren im Morgenlicht,
Indeß die Gebirge ruhn.
Sie stören den Schlaf der Lavine nicht —
Der Donner, er wird es thun.

Solch ein Säng'er darf dann auch auf Rücksicht rechnen,
wenn seinem Munde ein Horneswort entfährt wie das:

Hier sieht man, was zur Sonne strebt,
Für Doh! und Raben an,
Und was bei uns im Nase gräbt,
Heißt Adler oder Schwan."

Ebenfalls bezeichnend für meines Vaters damalige Stimmung ist eine Bemerkung über die Schulreden meines

Großvaters, welche ihm in die Hände gekommen waren. 1844 schreibt er: „Unwillkürlich verglich ich sie mit den Reden meiner Schulzeit; sie zeigten mir recht den Unterschied dieser und jener Zeit. Damals herrschte eine unmittelbare Intuition, jetzt Reflexion. Einbildungskraft bezeichnete die Jugend jener Epoche, Abstraction und Vernunft ist und wünscht das Bezeichnende unserer Tage zu sein.“ Im Juni 1845 beschreibt er seinem Vater die weitgreifende Erregung. „Du wirst schon wissen, daß Radowicz*) in Karlsruhe, wie er hierher geschrieben, nicht mehr wagt seine Bedienten aus dem Hause zu schicken. Seine Fenster sind mit großer Geschicklichkeit eingeworfen. In den süddeutschen Bädern (glaube mir, es ist wahr) rücken die Gäste weg, wenn ein Preuße sich an den Tisch setzt. Was Königsberg anbetrifft, so hat man mich versichert, daß nur Ein Mann die entsetzliche Aufregung in Stadt und Land vor dem Vossbrechen abhalte, das sei Jakobz**) . . . Eine Ueberlegung drängt sich mir mehr und mehr auf, der Mensch muß schrecklich arbeiten und eilig in den Wissenschaften einen sichern Boden sich verschaffen — denn es könnte leicht eine Zeit kommen, welche mit durchzuleben oder durchzuleiden Pflicht oder Nothwendigkeit sein dürfte, dann stände man da, die erste Jugendlust hinter sich — und ein Schwanken in den höchsten Dingen des Wissens und des Wollens setzte einen allen Stürmen aus.“

*) J. M. v. Radowicz, preussischer General und Staatsmann, Freund und Vertraute des König Friedrich Wilhelm IV, † 1853.

**) Jakobz, der demokratische Königsberger Politiker, ging schließlich zu den Socialdemokraten über, † 1877.

Nur einmal scheint er thätig in die Studentenwelt eingegriffen zu haben, beim Tode des von ihm hochverehrten Professor Steffens*). Am 25. Febr. 1845 schrieb er seinem Vater: „Immer liebevoller war sein Leben in den letzten Wochen geworden, mehr als je suchte er sich noch, wie vor einem Abschied der innigen Zuneigung aller seiner Bekannten zu versichern, sein Händedruck, dieser mir immer so wunderbare Ausfluß eines innigen tief menschlichen Gemüthes, hatte noch mehr, ich möchte sagen, Electrisirendes. Hatte er auch sein eigentlich schaffendes und hervorbringendes Leben mit dem Ende seiner Erlebnisse abgeschlossen, so trieb er doch mit gleicher Innigkeit, die alten Studien weiter. Bis um 10 oder 11 Uhr Abends las er entweder seiner Familie vor, oder hatte seine Bekannte bei sich, oder war selbst aus; dann ruhte er eine halbe Stunde und begann in seinem Heiligthum, dem Arbeitszimmer, wo niemals ein schlechtes oder langweiliges Buch ihn quälen durfte, seine Arbeiten, was er bis 4 Uhr fortsetzte. . . In den letzten Tagen . . . begann er noch Tieck's Werke chronologisch durchzunehmen „ich will mir so ein Urtheil darüber bilden, dann werde ich mit Tieck sprechen.“ Merkwürdig: der Schriftsteller, welcher auf seine Denk- und Schreibweise einen so entschiedenen, vielleicht zu großen Einfluß ausgeübt hatte, mußte seine letzten Tage noch beschäftigen.“ Der Blutsturz, in folge dessen er nach einigen Tagen sanft entschlief, traf ihn bei der Vorlesung Dante'scher Gesänge. . .

*) H. Steffens, ein merkwürdiger Character. Philosoph, Naturforscher, Dichter, Patriot.

Eine Stunde nachdem er dahin geschieden war kam Schelling in das Haus. „Meine halbe Seele ist dahin, sprach er und wahrlich sein Gesicht und Wesen zeigten, wie der Verlust ihn erschütterte. Mehrmals an jedem Tage besuchte er die Familie. Neander trat am Freitag früh in sein Auditorium mit Steffens Religionsphilosophie unter dem Arm, kündigte seinen Schülern den Tod seines alten Lehrers und Freundes an und hielt eine warme begeisterte Gedächtnisrede. Es hätte Dich gewiß erfreut, lieber Vater, wenn Du am folgenden Dienstag den langen Zug trauernder Studenten gesehen hättest, der seinem Sarge zu Fuß folgte. Bolhuis, ein kleiner, zappeliger, ostfriesischer Theologe und ich, hatten für die äußere Anordnung der Feier, soweit sie von den Studenten ausging, gesorgt, und wenn auch einige unserer Hauptwünsche unerfüllt blieben, glückte es uns dem edlen Todten, dem großen und wahrhaften Verkünder der Einheit und der Bestimmung unseres germanischen Stammes, dem Führer und Freunde der Jugend Deutschlands eine würdige, lebendige Feier zu veranstalten. . . . Warum sollte man ihm, wie den Todten gewöhnlich, „Ruhe“ zurufen? Je weniger seine Ideen unter den Deutschen ruhn, desto besser, je mehr der Begriff der freien Persönlichkeit, die ethische und immer heitere, hoffnungsvolle Anschauung der Geschichte sich mit den vielleicht höheren, aber in ihrer Isolirung so gefährlichen Ideen unserer Zeit lebendig in Eins verbinden.“ Für ein würdiges Denkmal, so wohl auf dem Kirchhof, wie in der Aula zu sorgen, war nun sein besonderes Bestreben. Bei den Verhandlungen mit den Behörden vertrat er die Studenten, und die Schwierig-

keiten der verschiedensten Art, welche er zu bekämpfen hatte, werden alle denen welche die Vorgeschichte zur Errichtung so eines Denkmals, auch heutzutage kennen, schwerlich überraschen.

Unter seinen Duzfreunden wird Kurt von Schlözer*) der spätere Gesandte in Washington und an der Kurie, genannt, keiner stand ihm jedoch so nah als der treue Schaarschmidt und die Beiden faßten den beglückenden Plan, theils zu Fuß, nach Rom zu pilgern. „Die alten Dichter im Kopf, die alte Geschichte in den Augen, Deutschlands Hoffnungen im Herzen.“ Da er gut gewirthschaftet habe und Schaarschmidt die Summe bereit habe, bedürfe er nur eines kleinen Zuschusses. Auf das Gewissenhafteste wollte er sich vorbereiten, werde „um 2 Jahr älter, um 4 Jahr jünger zurückkehren.“ Aber der Traum ging nicht in Erfüllung! Er nahm Fecht- und Reitunterricht, auch Gesangsunterricht bei einer damals berühmten, jetzt wohl vergessenen Frau, von der Rahel v. Barnhagen berichtet. „Wir haben eine Lieder-Compositorin, die ich allen jetzigen Liedermusikern vorziehe, Madame Bürde.“ Dann verkehrte er mit einigen Studenten und in befreundeten Familien. Vor Schelling und Eichhorn spielte er in einem französischen Lustspiel, über welches beide herzlich lachten und beim „alten liebenswürdigen Schelling“ verlebt er einen „sehr gemüthlichen“ Weihnachtsabend. Mein Großvater schreibt seiner Frau wie wohlgefinnt diese beiden Herren dem Georg seien und erwähnt ein anderes Mal „Alexander v. Humboldt und Schelling preisen beide

*) K. v. Schlözer, Diplomat und Verfasser geschichtlicher Studien.

unsern lieben Georg. Sein männlicher Ernst und seine innere Tüchtigkeit machen ihn zum Liebling von mir, Bülow und allen die ihn kennen. Sie können Großes von ihm erwarten.“ Auch im Savigny'schen Haus wurde er freundlich empfangen. Bettina v. Arnim wird nicht in seinen Briefen erwähnt, doch hat er sie wohl gekannt oder wenigstens viel von ihr gehört. So erzählte er wie die damalige englische Gesandtin, Lady Westmoreland, es sich zur Aufgabe stellte einer so berühmten Frau näher zu treten. Sie holte Frau von Arnim in ihrem Wagen ab und fuhr mit ihr spazieren. Unermüdlich wies die wohlwollende, aber vielleicht nicht gerade ursprüngliche Dame auf die Schönheiten der sie umgebenden Natur, auf die Wolken, auf die Bäume, auf den Vogelsang. Da riß der, alle Gemeinplätze verabscheuenden Bettina die Geduld. „Ich für meinen Theil, betrachte noch lieber einen nackten Mann.“ Die englische Gesandtin fuhr nie wieder mit ihr aus.

In den Ferien hatte er einen kleinen Ausflug in die väterliche Heimath nach Korbach im Waldeck'schen gemacht. Nachts mit der Post bei der Stiefschwester seines Vaters in dem alten Bunsen'schen Familienhaus angekommen, stand er frühmorgens auf, „als erster,“ wie er seiner Mutter schreibt, „ehe jemand mich stört. Ich öffne das Fenster und zum ersten Mal in meinem Leben fallen meine Augen auf diese Straße. Es war ein feierlicher Moment, die Sonne schien herrlich, (seitwärts, welches ich immer für die beste Beleuchtung gehalten habe) auf eine nette saubere Reihe von kleinen, aber behaglich aussehenden Häusern. Sehr wenig Menschen waren zu sehn, denn

beim Morgengrauen gehen die Meisten schon hinaus; um sieben Uhr kam der Hirtenknabe und blies in sein Horn, auf welches bekannte Zeichen alle Kühe aus ihren offestehenden Ställen herauskamen . . . Dann war alles wieder still und ich stand, der erste aus dem neuen Zweig der Familie und sah mit ungewohnten Augen auf den Schauplatz meiner Vorfahren. Seit meiner frühesten Kindheit, seit dem Tage an welchem ich zuerst den Namen von Korbach hörte, habe ich mir sehnlichst diesen Anblick gewünscht. Jetzt stand ich hier, etwa so alt als mein Vater, da er seine Heimath zum letzten Mal besuchte. — Aber da erschien die Tante, höchlichst überrascht mich bereits auf zu finden.“

Korbach hat wirklich einen besonderen Reiz, behäbige, altfränkische Häuser mit geschnitzten und mit Sprüchen versehenen Balken. Das stattliche alte Kloster gymnasium, alte Mauerreste aus einstiger reichsstädtischer Größe und die herrliche St. Kilianskirche. Hier packte meinen Vater zum ersten Mal seine Leidenschaft für die Gothik. „Der Chor“ schreibt er weiter, „zeigt jene unnachahmliche Vergeistigung des architectonischen Gedankens, jenen Ausdruck der freien Anbetung, jene Höheit des christlichen Geistes, welches meiner Ansicht nach die deutschen Kirchen jener Zeit als die wahren Vorgänger der Reformation bezeichnet. Mir kommt es vor, als ob wenn ich weiter nichts über die teutonische Rasse vor dem 16. Jahrhundert als jene Architekten kenne, ich doch wissen würde, daß sie zu den Befreiern der Menschheit auserwählt wären.“ Wie allgemein waren damals in romantisch-ästhetischen Gemüthern jene Ansichten und wie anders, wahrscheinlich un-

gerecht anders, steht man jetzt der Gothik, jener spezifisch französischen und katholischen, oft unwahr-bekleideten, wenn auch ungemein reizvollen Architektur gegenüber. Von ihr sagt Zaine: „Des dentelles de pierre, du filigrane . . . rien ne tient, voilà de l'art outré, faussé — La civilisation du Moyenâge est toute pareille, brillante et creuse (S. 62) und dann wieder: „c'est le suprême terme de la puissance de l'Eglise . . . un rêve puissant, violent, parfois délicat, souvent sublime, mais un rêve de malade.“*)

Leider mußte er seiner Augen wegen die Sommerferien wieder in einer Kaltwasserheilanstalt verleben und im Herbst zog er nach Bonn, Stodenstr. 11. Er hörte Ritschl und schrieb darüber seinem Vater (15. Nov. 1845): „er ist streng und ein tüchtiger Kritiker, auch frisch und thätig“ . . . dann später: „in seiner Art ist Ritschl ein Meister voll Leben und Geist, ein kluger Mann, wie mir wenige vorgekommen sind, frei in der Anerkennung abweichender Richtungen.“ . . . In einem Brief aus den siebziger Jahren nannte er ihn „den größten Lehrer der mir vorgekommen.“

„Eine große, ich möchte sagen musikalische Freude ist mir Dahlmann's Deutsche Geschichte seit Karl V, wegen der klassischen Harmonie und Läuterung. In Dahlmanns Hörsaal fühlt man sich wohl und sicher, nirgends salti mortali, sondern ein einiger, auch einseitiger, durchdachter Plan der Behandlung. Einseitig nenne ich das Vorherrschen des Politischen, welches auch den beiden Revolu-

*) Zaine. Carnets de Voyage.

tionsgeschichten, besonders nachtheilig der englischen anflebt.“ Später machten ihm diese Vorträge wohl einen noch tieferen Eindruck, denn nur wenige Monate vor seinem Tode erwähnte er ihrer als mit der passendsten, zündendsten, welche er jemals erlebt hätte. . . . „Brandis*) zeigt mir nur die größte Liebe. Seine Vorlesungen „Vergleichung der Philosophischen Systeme“ haben vielleicht zu wenig Standpunkt, aber sind desto strenger geschichtlich: schön ist daneben ein häusliches Kränzchen, wo wir das Geschichtliche im Aristoteles lesen. Lassen erzählt uns ziemlich trocknen Sanskrit-Grammatik, desto interessanter aber orientalische Alterthümer, wo man zusammenfindet was sonst 20 Folianten nur zerstreut gäben. Diese Vorlesung verschlinge ich, im Sanskrit sehne ich mich nach der Zeit wenn er etwas ins Rollen kommen wird. Meine Hauptsache ist diesen Winter 1) Philologisch-kritische Methode. 2) Sanskrit. Zur fortlaufenden Lectüre habe ich mir Aristoteles Metaphysik und einzelne Stücke Plato gewählt, Du siehst, ich habe mich sehr eingeschränkt.“ Er besuchte Nothe und schrieb darüber seinem Vater: „11. April. Welch ungewöhnlicher Mann! Es kann nichts Mildeeres, nichts Anspruchsloseres geben als diesen tiefdenkenden gelehrten, berühmten Menschen. Alle düsteren Gedanken, welche wohl über Deutschlands Zukunft zu mir getragen oder in mir aufgetaucht sind, vergingen mir dort. Sollte dieser Mann ein vox in deserto sein?“

*) Chr. Aug. Brandis, Geschichtsschreiber der Griechischen Philosophie, Vater des mit meinem Vater nabhefreundeten Johannis Brandis, Secretär der Kaiserin Augusta, wie des Sir Dietrich Brandis, Botaniker, General-Forstinspector von Indien.

Später, (Aug. 1846), schreibt er: „Ich hörte neulich Dahlmann und Arndt, welchen beiden Prospectus und Aufforderung zur Gründung einer officiösen Presse zugesandt waren, einen ganzen Abend über diesen Plan sprechen, mit der Freimüthigkeit welche uns doch jedenfalls erst dieser König möglich gemacht hat. Sie wiesen beide, ganz unbedingt, jede Betheiligung an der Zeitung ab, nannten das Unternehmen ein todtgeborenes und den Gedanken an eine katholische Zeitung in Köln geradezu einen gefährlichen. Lieber Vater, ich weiß wir Jungen sind immer hitzköpfig und voreilig — aber ich gestehe mir führte die Nachricht von diesem Plan alles Blut nach dem Kopf und meine Hand nach der Stirn, ich hielt ihn für so hirnverbrannt, für so thöricht, daß Viele welche der Regierung und jenen Männern keine solche Thorheit zumuthen, ihn für verrätherisch, für niederträchtig halten müssen. Das letztere gilt besonders von der confessionellen Scheidung — als wenn es eine conservative katholische Presse geben könnte, als wenn es nicht auf der Hand läge, daß in dem Grade, wie die katholische Zeitung an Kraft zunähme, die protestantische sinken muß. Es ist ein Verrath (ob willentlicher oder unwillentlicher ist einerlei) an der protestantischen Sache. Und welche Namen an der Spitze stehn! Berz-Vachmann. Barthey! „An der Schwäche der Angriffe soll die Zeitung nachweisen wie schwach das Prinzip ist.“ Warum sind die Angriffe oft so schwach? rief Arndt aus: nicht wegen der Censur? Und selbst der erbärmlichste Angriff von diesen Zeitungen aus, hat er nicht immer eine Grundlage von Wahrheit, eine gewisse Stärke?“ — Es war ein merkwürdiger Abend,

an dem alles dieses besprochen wurde: noch einzelne Freunde außer jenen beiden waren im Raumann'schen*) Hause. Wie freudig durchzuckte es mich, als nachher das Gespräch auf die Verfassungsfrage überging und ich an Äußerungen, besonders Ritschl's bemerkte, daß man Deinen Entwurf in den größten Hauptzügen kannte, daß man auf ihn Hoffnungen baute — und auf Dich, aber in besserer Zeit."

So hatte er auch in Bonn wieder das Glück als Sohn seines Vaters mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit verkehren zu dürfen, in der vielleicht anziehendsten Universität lebte er seinen Lieblingsstudien. Und doch war seine schönste Jugendzeit vorüber. Immer actuellder gestaltete sich die Frage seiner Augen, immer zweifelhafter die Möglichkeit den philologischen Beruf zu ergreifen, immer schattenhafter die Zukunft. In tiefer Niedergeschlagenheit schrieb er über sein hartes Geschick, versuchte es mit Ergebung zu tragen, aber Zweifel an seinem festen Willen bedrückten ihn, er beschuldigte sich grübelnder Verträumtheit seines „schlimmsten Fehlers." „La pensée est la labour de l'intelligence, la rêverie en est la volupté," sagt Victor Hugo, und George Sand bemerkt: „une surmontable paresse est la maladie des esprits trop occupés et celle de la jeunesse par conséquence"; Frühlingsträgheit, welche, wie in diesem Fall, mit leidenschaftlicher Liebe zur Wissenschaft, mit ehrgeizigem Streben gepaart werden kann. An seiner Begabung wurde er niemals irre. In einem sehr vertrau-

*) Eine Tochter war die in der Berliner Gesellschaft später bekannte Frau Ida Becker.

lichen Brief hatte er (Nov. 1841) der Mutter geschrieben: „Wenn ich zurückblide, erkenne ich wie sowohl ich, wie Andere, mein Wissen und meinen Fleiß überschätzt haben, nicht meine Begabungen, denn fast angstvoll sehe ich ein, wie vorzüglich diese sind, wie geeignet mich bei guter Verwendung auf viele Gebiete des Wissens, auf weite Felder der Ausbildung zu führen.“ Aber ein gewisser Ektizismus über den inneren Werth des Gelehrtenberufes macht sich hier und da bemerkbar, obwohl er dessen höchste Ethik sehr wohl erfaßte und seiner Mutter die stille, ernste, selbstlose Arbeit eines Deutschen Gelehrten als einer Religion gleichwerthig hinstellte. Ueber einen Philologencongreß in Darmstadt schreibt er 1845 der Mutter: „Als ich am Morgen nach der Versammlung ging, konnte ich phhysiognomische Studien anstellen. Einzeln und zu zweien kamen sie an mir vorüber, diese Anbeter des Logos, des Geistes und des Wortes, ungeschickt in ihren Trads und schwarzen Beinkleidern gehend. Hatten sie den Geist und das Wort finden wollen? das Wort des Geistes? oder den Geist des Wortes? Nein! Hatten sie Weisheit finden wollen? Nur wenige! Das Wohl ihrer Mitmenschen? Nur wenige! Die Meisten hatten aus Ehrgeiz oder zur Bestreitung des Unterhaltes nur das bloße Wissen, nicht die Wissenschaft gesucht. Ich wurde meinen Etel erst los als ich Hermann (aus Göttingen), Erwald, Kreuzer, Morgenstern und Bachmann erblickte.“

Um den Augen eine längere Pause zu erlauben, folgte er der Einladung eines ihm durch die Heirath seines ältesten Bruders verschwägerten Engländers, und nahm den vierten Plaz im Reisewagen nach Italien ein. Außer

dem jungen Ehepaar war noch seine älteste Schwester Francis dabei, von ihr hatte er geschrieben. (Febr. 1846) „Ich liebe sie über alle Gedanken und kann mir oft selber keine Rechenschaft für diese tiefe brüderliche Neigung ablegen. „Seiner Tochter Bertha schrieb er 1894 über ihren Tod: „Damit ist das innigste Band aus meiner Jugendzeit zerrissen, denn Niemand stand derselben näher.“ Die Mutter schrieb über die Reise der Geschwister: „diese Weiden haben eine innige Freude an einander, so erscheint die Reise als ideal schön, daß sie gemeinsam Rom gegangen.“ Während dieser vom Herbst 1846 bis 1847 dauernden Reise schrieb er absichtlich gar nichts. Sonst würden die Berichte schwerlich hier stehen, denn solche Reisebriefe aus Italien sind wenig häufig. Ich habe ihn über den unvergeßlichen Etna, den griechischen Tempel in Sizilien erzählen hören, wie er früh morgens allein herausging und merkte, wie die heißen Thränen herunterliefen.

Als er nach Bonn zurückgekehrt war, traf ihn höchst überraschend der vielleicht auch keineswegs richtige Wunsch des Vaters, nach London zu ziehen, ihm als Privat-Secretär in der politischen und wissenschaftlichen Arbeit zur Hand zu gehn. Allerdings war der Zustand seiner Augen noch wenig der Vollendung seiner Studien und der Erlangung des Doctor diploms gewachsen, aber es wurde ihm sehr schwer sein ruhiges, sympathisches Bonner Leben zu verlassen, („hier liegt das Interesse für Schönes und Edles in der ganzen Luft“ hatte er geschrieben) um sich in den ihm augenblicklich verhaßt erscheinenden Londoner Strudel zu begeben? Er gab nach und zog im

Sommer 1847 nach England, kehrte erst 1851 vor seinem Doctorexamen als gereifter Mensch, nach Bonn zurück. So schloß jetzt seine eigentliche Studentenzeit. Wenn gewissenhaftes, liebevolles Studium, anregender und hinausblickender Verkehr mit seinen Lehrern, wenn Freude an harmloser Geselligkeit, an Fußreisen, an Gesang den Schwerpunkt des Universitätslebens bilden, ist ihm Alles reichlich zu theil geworden. Aber das spezifisch deutsche Studentenleben hat er nicht kennen lernen wollen. Nie hatte er daran gedacht einer Verbindung, noch weniger einem Corps beizutreten, hatte aus Schulpforta seinem Vater geschrieben: „Einer der auf die Universität gehen will, kriegt Manches von den Studentenverbindungen zu hören. Ich denke so darüber. Abgesehen vom Meineid, den jeder begeht, der in eine solche eintritt, ist das Schlimmste, daß er seine Selbständigkeit verliert, d. h. daß er aufhört er zu sein und bloß Student und zwar von dieser oder jener Farbe wird. Dieses ist das Entsetzlichste was es geben kann. Alles, nur nicht zur Heerde gehören.“ Außerdem war ihm der Aufenthalt in schlecht gelüfteten Kneipen, das unmäßige Trinken, das Duellwesen und alles was an den Stammtisch erinnert, intensiv zuwider.

So zeigten sich aber jetzt bereits die Factoren, welche ihm das Leben erschwerten: die nomadenhaft wechselnde Heimath, die Doppelnationalität, welche mit dem Vortheil der subtileren Zusammensetzung, des erweiterten, scheuklappenlosen Gesichtskreises, die fraglosen Nachtheile der mangelnden Rassen Einheit und instinctiven Volkszugehörigkeit mit sich führt. Dazu kam, daß seine Familie

zu keiner Kaste gehörte, daß sie den schwierigen Versuch anstellte zwei so verschiedene Kreise wie die „große“ Welt und die Gelehrtenwelt zu vereinigen, dazu kam, daß seine fortgeschrittenen Ansichten nicht ganz selbstverständlich zu seinen etwas vornehmen Gewohnheiten paßten, dazu kam, daß die Augenschwäche ihn der persönlichen Fühlung mit der Armee, dieses in Deutschland so wichtigen, volksthümlichen Rittes, beraubte.

Am allerernstesten war aber gewiß die Unklarheit über seinen Beruf.

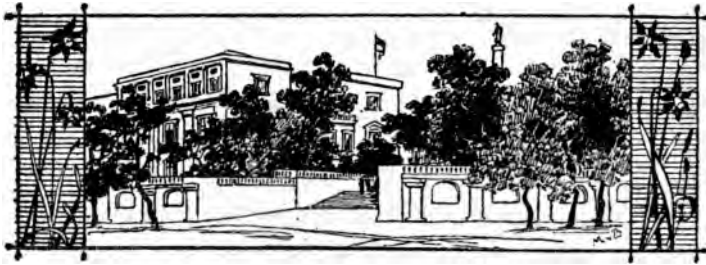
Alle diejenigen, welche ihn nur später gekannt haben, werden ihn sich schwerlich als Professor vorstellen können. Mit ihm schien ein freierer, mehr weltmännischer Anstrich, die vorherrschende Beschäftigung mit politischen und philanthropischen Fragen verknüpft. Und doch, trotz alledem möchte ich es für ein Unglück halten, daß sein physisches Leiden ihn am Gelehrtenberuf hinderte. Ein begabter Mensch kann fast alles was er will, am Besten wohl aber das, was ihm am angenehmsten ist und am leichtesten gelingt. Mein Vater war von Hause aus unpractisch, ihm fehlte die strenge Methode, welche er neiderfüllt an Goethe bewunderte, auch zum gewissen Grad die rasche Entscheidungsfähigkeit des zum öffentlichen Leben geborenen Menschen. Er hat diese Mängel überwunden, aber doch beruht sein späteres öffentliches Auftreten auf einer leisen Vergewaltigung seines Wesens.

Sein Freund Schaarschmidt schreibt: „hätte er dieser (der philologischen) Richtung treu bleiben können, es wäre aus ihm, wie ich gar nicht zweifle, ein sehr bedeutender Gelehrter geworden.“ Ich persönlich glaube gewiß, daß

er sich später, nicht der Philologie, sondern der Geschichte zugewandt hätte; in den letzten Bonner Briefen zeigt sich ein entschiedener Gang zu historischen Studien. Ich glaube, daß sein weiter Blick, sein vornehmer, anregender Stil, sein ausgesprochenes psychologisches Feingefühl ihn hervorragend hierzu befähigten. Auch als Lehrer hätte er ganz gewiß nachhaltig gewirkt, das makellose und schöne Vorbild seines Lebens, seine warme Begeisterungsfähigkeit, das Wohlwollen und seine Verständniß, welches er aller strebenden Jugend entgegenbrachte, wurde stets dankbar verstanden und gewürdigt, hätte großen, immer neuen Schaaren junger Männer zu theil werden sollen.

Es wäre ein beschränkteres, weniger mannigfaltiges, aber wohl abgerundeteres Leben gewesen. Es kam anders, und wie er allmählig aus der verworrenen schwierigen Zukunft die Fäden zum Gewebe verband, dies zeigen die folgenden Jahrzehnte.





Carlton Terrace.

IV.

L o n d o n.

Short way ahead it is all dim, an unwound skein of possibilities, of apprehensions, attemptabilities, vague-looming hopes.

Carlyle.

Im Sommer 1847 bezog er das elterliche Haus und es begann eine zersplitternde Uebergangsperiode, welche erst seine 1854 erfolgte Heirath und Ansiedlung am Rhein beschloß. Die Jahre verliefen gewiß nicht ohne Arbeit aber ohne festen Beruf und festen Plan; anormal, konnten sie ihn nicht voll befriedigen, waren aber zweifellos anregend und reich. Daß die damalige Preussische Gesandtschaft ein weder vorher noch später vorkommendes Gepräge trug, ist wohl niemals geleugnet worden. Ob mein Großvater den richtigsten Typus eines Diplomaten bildete, ist ja eine andere Sache. Im Leben wurde ihm viel Glück zu theil, nach dem Tod wandte sich das Blatt; nur eine Deutsche Geschichte hat die weitesten Kreise unserer Generation erregt, gepackt, beeinflusst, und diese hat meinen

Großvater, man kann sagen, mit intinem Wibertwillen behandelt. Niemand wird von mir erwarten, daß ich mich gegen einen Heinrich von Treitschke, besonders gegen einen todtten, auflehnen sollte. Wie machtlos stehen wohlwollend und gerecht angelegte Naturen der versengenden Leidenschaft des Renegaten, der Bitterkeit des von der Natur hart behandelten Mannes gegenüber. Mein Vater arbeitete in seinen letzten Jahren an einer Entgegnung, war überzeugt, ob dies eine zu optimistische Auffassung war, kann ich nicht beurtheilen, daß Herr von Treitschke, besonders nach Einsicht bisher noch ungedruckter Schriftstücke, die Gerechtigkeit ausüben würde, manches Urtheil zurückzuziehn oder umzugestalten. Einen Theil dieser geplanten Veröffentlichung hat die Deutsche Revue*) gebracht, aus dieser, vor allem aus seiner Biographie**) werden Leser sich ein anderes Bild dieser hochbegabten, edelbenedenden Individualität entwerfen. Aber wie gering ist ihre Zahl im Vergleich mit der imposanten, immer anwachsenden Volksmasse, welche sich an jenen hinreißenden Bänden berauscht! Nur einen Anwalt giebt es, die Geschichte, die wahre Geschichte. Unmittelbar gezündet haben wohl nur parteiische Historiker, ihre Herrschaft war ebenso blendend als kurz, der Rückschlag ungerecht hart. Ich denke an Macaulay's glänzendes Werk; jetzt, nach fünfzig Jahren, fristet es nur noch ein litterarisches Dasein, lebt vor allem als bekanntestes Beispiel einer Geschichte, wie sie trotz aller Vor-

*) Deutsche Revue. Nov. 1895, Febr. 1896, Juli, Aug., Sept. 1897, Febr. 1898.

**) Ehr. R. F. Freiherr von Bunsen, von seiner Wittve, deutsche Ausgabe. Prof. F. Hippold. Brockhaus, Leipzig.

züge nicht geschrieben werden darf. Die kommende wirkliche Geschichte wird auch Männern wie dem Prinzen Albert, Stockmar, Radowiz und Bunsen ihr Recht widerfahren lassen.

Der Schwerpunkt in Bunsens politischem Leben war sein unbeirrtes Streben nach Deutscher Einheit. Damals auf dieses Ziel zu steuern war gefährlich, undankbar und verdienstvoll — Treitschke und dessen Zeitgenossen hatten es bedeutend leichter. Ganz gewiß wird niemand leugnen, daß der phantastisch geniale Zug meines Großvaters ihm den Diplomatenberuf erschweren mußten. Haben aber die gepriesenen Durchschnittsgesandten alle Fehlgriiffe vermieden, haben diese denn wirklich Preußen und Deutschland würdiger vertreten, ja, ich möchte alles Ernstes fragen, welcher Gesandter hat denn seinem Land so viel Liebe und Sympathie im Ausland erworben? Gedeihliche Anstalten sind mit den Deutschen und Römischen Botschaften verknüpft, in Rom das Archäologische Institut, an beiden Orten ein Deutsches Krankenhaus, diese wurden aber von keinem Durchschnittsdiplomaten, wohl aber von dem Phantasten auf sicherer Basis gegründet. Sind nicht noch heute, nach siebzig und fünfzig Jahren die Bunsen'schen, nach ihrem Geschmack erwählten Privatwohnungen in Rom und London als Deutsche Botschaften beibehalten worden; dort der Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol über dem Forum, hier Carlton Terrace mit seinem über Baumtzipfel schweifenden Blick auf die Westminsterthürme. Ich will nicht ausplaudern was man in der Gesellschaft wohl weiß, haben aber alle deutsche Botschafter und Gesandten so wie Bunsen ihr Privatvermögen durch Ausübung ihrer ge-

selligen Pflichten nachhaltig und bedenklich erschüttert? Ober war und ist das grade Gegentheil manchmal der Fall?

Ganz merkwürdig war die persönliche Verehrung, die er in England genoß, merkwürdig sein dortiger Einfluß auf geistigen, wissenschaftlichen und besonders geistlichen Gebieten, er erstreckte sich selbst auf die Besetzung wichtiger Stellen. In manchen zeitgenössischen Biographieen findet sich hiervon eine Spur.

Charles Kingsley, der Verfasser der *Hyppathia*, der Vorkämpfer des „muskelstarken Christenthums“, welcher damals einen seltenen Einfluß auf die Gemüther besaß, schildert in seinem *Alton Locke* (II, Kap. V) die Begegnung seines Helden, des radikalen Schneiders und Dichters mit dem Gesandten. Alton Locke ist etwas betroffen, trotz seiner freien Ansichten kommt ihm eine persönliche Verührung mit einem so hochstehenden Mann einigermaßen unheimlich vor „auch hatte ich genug von der betreffenden Persönlichkeit, gehört um seiner selbst willen eine ehrfurchtsvolle Scheu zu empfinden. Erst vor kurzem las ich voll Staunen eine Vobschilderung seiner Frömmigkeit und Tüchtigkeit, seines liebevollen, einfachen Familienfinnes, der Großmuth und Menschenfreundlichkeit seines Auftretens, der kolossalen Geistesgaben und Wissensschätze, kraft derer er neben seiner Wirksamkeit in der großen europäischen Politik gründliche und selbständige Arbeiten in der Theologie und Geschichte vollführte. . . . Wir gelangten bis zum großen Mann, und in der That sah ich niemals eine edlere Erscheinung. Ich hatte die Empfindung vor einem Helden zu stehn, einem Helden nicht

des blutvergießenden Krieges, sondern der friedlichen Cultur. Die stattliche, behäbige Gestalt, das blonde Haar, die zarte Gesichtsfarbe, vor allem jene wohlwollende Ruhe seines Antlitzes wiesen auf eine gütige, harmonisch befriedigte Natur; die klassischen Züge, die erhabene Stirn, die scharfen und doch sinnenden Augen ließen seelische Vornehmheit und Weisheit erkennen. Ruhig gebe ich es zu — trotz meiner Ansichten — hätte ich niederknien mögen um einen von Gott geschaffenen Herrn und Meister zu verehren.“

* * *

Eine deutsche Erzieherin erzählte mir wie eine englische Familie auf dem Land ihr das sorgfältig gehütete Schreibpult zeigte, welches vor langer Zeit Bunfen, während eines noch unvergessenen Besuches gebrauchte. In einer andern Familie beschrieb ihr die Hausfrau jene einzig angenehme Geselligkeit in Carlton Terrace, auch wenn man unangemeldet Abends vorsprach immer Heiterkeit, geistige Anregung, immer gute Musik, immer der nicht greifbare, aber merklliche Einfluß einer großen Persönlichkeit, welcher dem Hause den Stempel verlieh. Die Erzieherin schämte sich dermaßen, gar nichts über diesen ihren Landsmann zu wissen, daß sie in ihren nächsten Ferien gleich im Brodthaus über ihn nachlas.

Allerdings hat mein Großvater England warm bewundert, wick seine Beurtheilung dieses schwer erschließbaren Landes auf das Zweifelloseste von der Treitschke'schen ab. Vielleicht ist dieses aber auch dadurch erklärlich, daß er England sehr genau und Herr von Treitschke dasselbe sehr ungenau kannte. Auch hatte mein Großvater die besondere Gabe fremde Völker zu würdigen und zu ver-

stehn, er hatte das „Meisjetalent“ im hohen Maße. Der fenergewaltige Meister ist hingegen nicht nur wenig gereift, ihm war auch grade jene spezifische Gabe versagt. Dies beweisen nicht nur deutlich seine Beurtheilungen fremder Völker, welche wohl nur etwas naive Außenstehende für baare Münze annehmen können, dies ist mir von seinen Bekannten, grade von denen die ihn im Ausland trafen, bestätigt worden. Er befindet sich keineswegs allein mit seinem leidenschaftlichen Haß auf England, dieser „Heimath“ der, wie Schopenhauer sagt, „intelligentesten Menschen Europas“, dieses Landes das, wie Napoleon meint, „am meisten selbständige und edle Charactere birgt,“ dieses Landes, von dem Bismarck (Geb. u. Er. I 171) sagt: „Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt“. Ist die heut so weit verbreitete, gern gesehene Abneigung gerecht? Ist Haß wirklich die einzig aufrichtige Bewunderung der Völker?

Der wohl politisch wichtigste Moment im Leben meines Großvaters stand jetzt bevor. Am 27. März 1848 wollte mein Vater seinen frühen Morgenspaziergang unternehmen. Er öffnete die Hausthür und sah vor sich einen großgewachsenen deutschen Herrn, welcher nach dem Gesandten fragte. Beide fixirten sich, der Fremde schien eine Erkennung zu erwarten, aber die Züge des Prinzen von Preußen waren durch die Wegnahme des Bartes zu sehr verändert; mein Vater übergab den Herrn dem zueilenden Diener, machte seinen Spaziergang und so entging ihm, leider, die Gelegenheit als Erster den hohen Flüchtling begrüßen zu dürfen. Ausführlich berichten die

letzten Veröffentlichungen *) über dessen Aufenthalt in England, über seinen Verkehr mit meinem Großvater; ich glaube, daß die Wichtigkeit dieser damals empfangenen Eindrücke in späteren Zeiten nachdrücklicher betont werden wird. Diese Wichtigkeit läßt sich aber bereits jetzt durch die eigenen Worte Wilhelms des Ersten einigermaßen bestimmen. Am 20. Dez. 1860 schrieb mein Vater unserer Mutter über seine Audienz beim Regenten, in welcher er diesem die Orden des verstorbenen Vaters übergab: . . . „Als ich ihm im Namen meiner Mutter für seinen Brief dankte, sagte er: „Sie wissen, daß ich nicht viele Worte mache, aber alles was ich Ihrer Mutter schrieb ist wahr. Ich sage nichts weiter über den Verlust, den ich im Scheiden eines lieben und treuen Freundes erlitten habe, es liegt mir aber daran, Ihnen zu wiederholen, daß ich in ihm den Mann verloren habe, dem ich meine politische Ausbildung verdanke.“

So meine ich, gehört mein Großvater, wenn auch mittelbar, in die Reihe der Begründer des Deutschen Reiches und das ist ein ausreichender politischer Ruhm.

Professor Max Müller war zu dieser Zeit viel in der Gesandtschaft und schreibt über den Aufenthalt. **) „Sein ganzes Leben hindurch war der Prinz tüchtig und arbeitsam, so vergeubete er auch keine Zeit im Bunsen'schen Haus, noch versäumte Bunsen eine Gelegenheit ihm anschaulich zu beweisen, wie wohl sich eine freie und volksthümliche Regierungsform mit Zucht und Ordnung, mit

*) Deutsche Revue. Sept. 1894.

**) Auld Lang Syne. Longmans. 1898.

Liebe und Anhänglichkeit zur Krone vereinigen lasse. Diese Londoner Episode im Leben des Prinzen hat in der Blüthe des Deutschen Reiches vielfältige Frucht getragen, aber nur selten wird des Mannes gedacht der den Samen versenkte, selten dankte man ihm für das gute Werk, das er für König und Vaterland vollführte.“ Als der Prinz zwei Jahr später, zum zweiten Mal nach London kam, schrieb Professor Pauli*), der damalige Secretär meines Großvaters. Juli 1850 . . . „Deutsche, die auf Besuch nach London gekommen, hat's viele gegeben. Oben an stand der Prinz von Preußen, der plötzlich erschien, da er die Einladung der Königin eigentlich abgesagt hatte. Diese war desto mehr erfreut, und hat sich aus ihrem Gaste besonders viel gemacht. Er durfte nicht im Gesandtschaftshause wohnen, sondern mußte nach Buckingham Palace ziehen. Trotzdem kam er beinahe täglich zu uns und war sehr glücklich über das schöne, jetzt für die Krone erstandene Haus. Eigenthümlich genug war's den sonst so militärischen Mann sich im schlichten Civil bewegen zu sehn, ganz unbeengt wie einen vollkommenen Gentleman. Unterhaltend und gesprächig zu jedem, steht er mit der ganzen Familie Bunsen schon seit 1848, wo er bei ihr wohnte, auf dem vertraulichsten Fuße. Jener Aufenthalt scheint die schönsten Früchte hinterlassen zu haben: denn niemand kann eifriger sein als der Prinz, die Ursachen kennen zu lernen, weshalb England so groß und ruhig ist. Er hat

*) Reinhold Pauli, Geschichtsschreiber, Verfasser von: König Alfred. Bilder aus Altengland u. a. Die folgenden Auszüge entnehme ich seinen Lebenserinnerungen. (Als Manuscript gedruckt) Halle Karraß. 1895.

sich auch diesmal überall umgesehen und seine ganze Zeit der eigenen Belehrung gewidmet. Bunsen war entzückt über seine deutsche Gefinnung, über seine Entschiedenheit, womit er dem Kaiser von Rußland entgegengetreten und über die Entschlossenheit, mit der er einst Allen, die uns übel wollen, die Stirne bieten wird. Schwerlich kann Jemand mehr für ihn schwärmen, als ich es thue; besonders aber freut es mich, daß er hier überall gefallen und selbst ganz wie zu Hause gewesen ist."

Aus dieser bei den Eltern verlebten Zeit sind so wenig Briefe erhalten, daß ich wieder aus den Pauli'schen Erinnerungen anführen möchte, wenn diese Schilderungen sich auch auf eine etwas spätere Zeit beziehen. Der angehende Historiker war als Hauslehrer nach England gekommen. Meinem Großvater ist es oft gelungen sogleich ein versprechendes Talent zu erkennen, dann ruhte er aber nicht, bis er demselben auch die Wege bahnte. So war es mit Max Müller, so war es mit dem berühmten Chemiker Hoffmann der Fall. Ueber diesen Letzteren schrieb mein Vater später: „1883. Hoffmann ist ganz außerordentlich angenehm. Er erzählte mir über den Einfluß meines Vaters auf sein Geschick. Im Jahre 1844 war er Privat-Dozent in Bonn geworden, als Sir J. Clarke ihm eine Stelle als Lehrer der Chemie in der Bergwerksschule in London anbot. Darauf stellte er die Bedingung, daß ihm seine Stelle in Bonn offen gelassen werden solle. Gerade um diese Zeit besuchten die Königin und Prinz Albert Friedr. Wilh. IV, Sir J. Clarke, der als Leibarzt sie begleitete, versprach alles aufzubieten um den König zur Versprechung einer Professorenstelle nach

dem englischen Aufenthalt zu bewegen. „Kommen Sie auf mein Zimmer, Excellenz Bunsen wird dann auch die Sache mit mir besprechen.“ Als er ankam hörte er, daß der König abgeneigt sei und gesagt habe, Eichhorn, mein Unterrichtsminister und Bunsen wissen schon was sich machen läßt. Darauf kam mein Vater und dämpfte Hoffmanns Ansichten noch mehr; Eichhorn habe gesagt, er könne seinen Amtsnachfolger unmöglich auf diese Art binden. Sir J. Clarke und Hoffmann saßen verzweifelt da, worauf mein Vater ohne eine Miene zu verziehen im bedauernbsten Ton fortfuhr: Nur eins will der Minister für Sie thun, er verleiht Ihnen jetzt gleich die Professur!“ Natürlich jauchzte Hoffmann auf und freute sich auch über die fein humoristische Weise mit der mein Vater ihm das Ergebnis all seiner Bemühungen mitgetheilt hatte.“

So interessirte sich mein Großvater auch gleich für Pauli und nahm sich seiner an. „Bunsen“ schreibt dieser, „der einzige Mann des Trostes und der Hoffnung (133) . . . der bei seinen schweren Geschäften immer noch einige Minuten für mich hat und wirklich eine gütige Erscheinung seltener Art ist (127) . . . Das . . . wunderbare Haus . . . gewährt mir manche für die Geschichte unserer Tage wichtige Unterhaltung, und der Anblick vieler merkwürdiger Leute . . . unendliches Interesse.“ Dann, als er Hausgenosse wurde und nach dem reizend auf dem Bunde gelegenen Tottridge zog, gedenkt man bei seinen Schilderungen des Goethe'schen Wortes vom Augenblick höchster Blüthe im Dasein eines Familienkreises. „Was ich so lange habe entbehren müssen . . . das Leben

in der Familie und rege Nahrung für Geist und Gemüth — ich durfte wieder davon kosten und habe es in vollen Zügen genossen. Dieses Leben hat mich so recht wieder aufgerichtet aus allem Elende, ich kann mich wieder als Mensch fühlen. . . . Draußen hat Bunsen alle Diplomaten-geschäfte abgeworfen . . . und wirft sich mit einer wahren Wuth ausschließlich auf seine wissenschaftlichen Arbeiten, oft 9—10 Stunden des Tages, oft schon um 5 Uhr des Morgens. Trotzdem bleibt er doch die Seele des Hauses: alle Unterhaltung, alles Spiel und Vergnügen dreht sich um ihn. Morgens, nachdem wir schon mehrere Stunden gearbeitet, traf sich die Familie zur Frühandacht, und gleich darauf am Theetisch. Dort gab es nun das erste große Gespräch, meist über Politik, zunächst Geschichte und Sprachkunde. Das Angenehme bei Bunsens ist, daß diese Gespräche immer allgemein sind, und daß Alles daran theil nimmt, obgleich sie, besonders wenn noch anderweitiger Besuch da ist, oft in drei, vier Sprachen geführt werden. Nach dem Frühstück geht es in der Regel gleich wieder an die Arbeit; bisweilen aber gab der Alte den Söhnen und mir einen kurzen Urlaub, um eine Cigarre zu rauchen. Gegen zwei ist Bunch, da kommt jeder wann er will und unterhält sich mit dem, den er findet. Wenn es schönes Wetter war, wurde gleich darauf eine Partie „Boccia“ gespielt, ein italienisches Kugelspiel, auf dem glatten englischen Sommerrasen eins der schönsten Vergnügen, die mir vorgekommen; der Vater war immer oben an, und Söhne und Töchter eiferten ihm nach; es hat lange gedauert, ehe ich es ihnen gleichthun konnte. Darauf wieder gearbeitet bis fünf und dann ein größerer Spaziergang oder

Mitt, je nachdem es sich traf; meistens zog aber die ganze Caravane zu Fuß aus auf das benachbarte Gut einer mit Bunsen sehr befreundeten Lady, wo von einem wunderbar schönen Park und Garten die lieblichste Aussicht weit in's Land hinein ist. Mein ich kann und will Dir nicht schreiben, wie mir diese August-Spaziergänge lieb gewesen und noch sind. Um 8 Uhr Dinner und zweite allgemeine Unterhaltung; wenn der Mond schien trieb sich das junge Volk noch im Garten herum, Cigarren rauchend und Unfinn machend. Gewöhnlich aber saß man im großen Zimmer, nach englischer Art jeder in welcher Ecke er wollte, wodurch bei Bunsen die Unterhaltung aber keineswegs untergeht, sondern sich im Gegentheil in verschiedenen kleinen Gesellschaften vervielfältigt. Der Alte las in der Regel Zeitungen und dabei machten die einen Musik (und zwar die beste von der Welt) auf dem Instrument und mit der Stimme; die andern lasen, die andern schwatzten; bis es zu Bette ging. Einer der Söhne und ich saßen freilich noch lange auf. Ich habe nie in meinem Leben so wenig geschlafen und konnte es kaum. Willst Du mir glauben, daß ich bei all diesem Treiben noch Zeit gefunden, mit Georg B. fleißig Griechisch, meist Plato, und mit einigen der Töchter, die gar keine üblen Spanierinnen sind, die göttlichen Romanzen, die ich beinahe auswendig weiß, zu lesen? Vor den Bunsen'schen Mädchen aber allen Respekt! Die haben was gelernt, und dabei so wenig von den englischen Bluestockings angenommen, daß sie unter ihrer ausgedehnten Bekanntschaft oft wohl die einzigen sein mögen, die sich, ohne sich zu schämen, an den Nähkorb setzen. Erst nach und nach habe ich erfahren, wie unterrichtet sie

sind: die eine*) ist neben ihren brillanten historischen Kenntnissen und neben ihrer Festigkeit in den neueren Sprachen im Stande Homer und Tacitus im Original zu lesen. Freilich, beide Eltern sind so sehr bedeutend, beide sind die Hauptlehrer ihrer Kinder gewesen. Was die Mutter ihnen an englischer Tüchtigkeit und Gebiegenheit gegeben, das hat der Vater durch seine That von deutscher Lebendigkeit und deutschem Geist veredelt. Die steifen, aber geraden englischen Formen des Lebens sind in diesen Kindern merkwürdig lieblich angeregt und belebt worden. . . .

Am 25. August . . war Bunsens Geburtstag. . . Beim Lunch erbitten sich die beiden ältesten Töchter die Ehre von der ganzen Gesellschaft um 3 Uhr zum Kaffee besucht zu werden, wo, das würde sich finden; Wagen und Pferde standen bereits vor der Thür, um alle mit einander zu befördern. Mit dem Besuch aus der Stadt und vom Lande waren die Wagen bald gefüllt; Georg und ich und einige andere Herren saßen zu Pferde. So ging's fort nach Barnet, durch das Städtchen hindurch nach einem Walde, wo einst im Kampfe der rothen und der weißen Rose die tapfere Königin Margarethe eine große Schlacht geschlagen. Die beiden Mädchen waren allein vorausgefahren; wir Reiter fanden sie an einem schönen freien Fleck im Walde beinahe in Verzweiflung. Um Feuer anzumachen, fehlte es ihnen an Beil und Spaten: — so geht es immer wenn ihr Frauen allein für etwas sorgen wollt, eine Sache wird gewiß vergessen.

*) Francis.

Wir haben darauf mit unseren Händen eine Grube gegraben und die Nester von den Bäumen gerissen. Als die übrige Gesellschaft ankam loberte bereits eine hohe Flamme zwischen den Stämmen empor, die Bedienten hatten Teppiche ausgebreitet, worauf sich Alles lagerte; das Wasser kochte lustig, und unter den Händen von Fräulein Francis wurde ein Kaffee fertig, schöner als man ihn bei Fosty und Stehely bekommt. Unter der Gesellschaft befand sich eine junge Engländerin, die ihre altdeutsche Zither, welche während der letzten Season in London wieder Mode geworden, mitgebracht hatte. So war denn ein Act aus Preciosa vollständig vorhanden. Dies Leben wurde eine Weile zu aller Ergözung fortgesetzt, worauf der alte B. etwas Goethe vorlas, dessen 100 jähriger Geburtstag ja bald darauf gefeiert werden sollte. Dann wurde ein längerer Spaziergang durch das Gehölz gemacht; und als der Abend kam, ging es zu Wagen und zu Pferde wie ein Wetter nach Haus. Nicht wahr, so ein Leben regt an und macht geistig und körperlich gesund."

Aus dieser bei den Seinigen verbrachten Zeit liegen also keine Familienbriefe vor, leider, denn es ist das acht- undvierziger Jahr! Ich habe ihn den Antheil des Fürsten Tichonowski am 18. März erzählen hören; die Schilderung wich von der Bismarck'schen (Ged. u. Er. I 31), die ebenfalls auf Hörensagen beruhte, ab. — Als die Stimmung der auf dem Schloßplatz versammelten Massen immer bedenklicher, immer bedrohlicher wurde, sprang der Fürst auf einen Tisch und sprach beruhigend zum Volk. Es nützte nichts, da kam ihm ein Gedanke und er verkündete

aus dem Stegreif: „Und wißt Ihr nicht, daß von heute an jeder freie Bürger unbehelligt auf der Straße wird rauchen dürfen?“ Allgemeine Freude, augenfällige, andauernde Besserung der Lage. Stillschweigend wurde denn auch das Rauchen geduldet. Im Herbst dieses Jahres, reiste mein Vater nach Frankfurt a./M., um von dort aus der Londoner Gesandtschaft die nicht in die Presse bringenden Strömungen und Erwägungen zu berichten. Allerdings war die Blüthezeit des wie C. Marcks sagt „reinften und vornehmsten aller deutschen Parlamente“ bereits vorbei. Die Frage des deutschen Kaiserthums mußte sich zwar entscheiden, aber kein großer nationaler Schwung arbeitete den verkreuzten Interessenkämpfen und schwankenden Meinungsäußerungen entgegen. „Ich gebe es gern zu“, schreibt er ihm 1. Nov. 1848, „die Versammlung läßt viel zu wünschen übrig. — Keiner kann so leicht einen Ueberdruß gegen sie in sich aufkommen lassen als wer . . . die ertödtende Luft der Paulskirche einathmet — aber sie ist da, mit den Zufälligkeiten einer überaus vornehmen Geburt und aller daran geknüpfter Vorurtheile behaftet, sie muß genommen werden, wie sie ist. Verdenkst Du es einem Königssohn, dessen junge Hand die Reitgerte geboten bekam, um damit in den heiligen Saal der Rechte hereinzuschreiten, verdenkst Du es ihm wenn er sich schwer dazu entschließt den gehorsamen Diener zu spielen? Und so ist doch Ursprung und Jugend des Parlamentes gewesen! Für diese Antecedentien ist das Benehmen und das Wollen desselben noch recht gut. Glaube mir das Eine: Wenn der gütige Gott die nächsten Monate vergehen läßt ohne executive Ange-

legenheiten dicht vor die Thüre der Paulskirche zu legen — die Nat.-Vers. geht nicht einen Schritt danach. Eine compacte Majorität ist entschlossen zum Ende zu eilen, friedlich, geräuschlos und fest. Wenn auch was herauskommt nicht fleckenlos ist, so ist es wenigstens ein Schritt vorwärts — und dann geht ja die Nat.-Vers. auseinander, wie Du es wünschst.“

Nicht lange darauf kam sein Vater selbst nach Frankfurt und am 28. Jan. 1849 schreibt er der Mutter über dessen Besuch. „Seit Gagern's*) Brief an meinen Vater weißt Du, daß ein Reim patriotischer Freundschaft seit der Kölner Zusammenkunft im Zunehmen war. Jetzt scheinen sie mir wahre Freunde zu werden. Vater wird Dir wohl geschrieben haben, daß Gagern sofort in seine Ansichten einstimmt, daß er seine politische Existenz auf die Förderung dieser Ansichten einsetzen wolle — sowohl in der Schleswig-Holsteiner Sache als in der Deutschen Frage. Dieses hatte ich erhofft. Seinerseits ist Vater ganz verliebt in das edle Gesicht dieses Mannes und hat auch geschäftlich außerordentlich gern mit ihm zu thun.“ Von Heinrich von Gagern schreibt Sybel: Selbstlos und im Innersten bescheiden, war er durch Pflichtgefühl auf hohe Ziele gerichtet und zugleich bereit und fähig bei jeder Rede und jeder That die ganze Wucht seiner Persönlichkeit einzusetzen. Damit gewann er im Parlament die fortreißende Kraft, welche dem Erscheinen eines in sich festen Characters inne wohnt. (Begr. d. D. Reichs. I 172)

*) Heinrich Freiherr von Gagern, hervorragender Staatsmann, damals Präsident der Nationalversammlung in Frankfurt.

„Dies führt mich auf meine eigenen Angelegenheiten, voraussichtlich wird der 27. Jan. ein Merkttag in meinem Leben. Du weißt, daß Gagern seine Absicht kundgethan hat mich in seinem Auswärtigen Amt anzustellen . . . diese Absicht bewegt mich, denn kein junger Mann war je in einer vortheilhafteren Lage sich die Grundbedingungen einer öffentlichen Laufbahn anzueignen, niemand könnte eine offizielle Stellung finden, die seinen Geschmack so zusagte, ihm weniger abschreckende Schwierigkeiten darzubieten schiene. Das auferstehende Deutsche Reich (für welches ich leben und sterben will) ist mein Gebiet, der Mann in dem vorläufig dieses Deutschland sich verkörpert ist mein Herr, mein Arbeitsfeld ist ein paternum rus welches meinem Vater reiche Frucht gebracht hat und mein Führer und Leiter ist dieser Vater selbst! Ich füge auch noch hinzu, daß mein unmittelbarer Kollege im Auswärtigen Amt ein Freund (Franz Freiherr von Roggenbach*) sein würde, den ich wirklich vom Grund meines Herzens liebe und von dem ich später noch erzählen werde. Dies betrifft die Gemüthsseite, was das practische anbetrifft, gehen meine Träume noch immer auf eine deutsche Universität aus. Könnte ich nur den Faden meiner Studien, so wie ich sie mir in mancher glücklichen Stunde unter den Apfel- und Nußbäumen des Professor Jacobi ausspann, weiterverfolgen! . . . Aber seitdem die Liebe zu meinem Vaterland all meine Gedanken und meine Thätigkeit in die Mitte gährender politischer Bewegung, wie diese Zeit sie noch niemals erlebt, geführt

*) späterer badischer Minister.

hat, gewöhnte ich mich allmählig an den Gedanken einstmals die Wahrheiten der Geschichte zu lehren, welche bis dahin mir offenbar geworden wären, sowohl die der persönlich durchlebten, als die der Vergangenheit. Nun habe ich aber genug von Professoren und von Politik gesehen um sicher zu erkennen, daß Erstere niemals über Letztere sprechen sollten ohne in irgend einer Beamtenarbeit geschwitzt zu haben. Darum muß ich vor allem jetzt die öffentlichen Geschäfte erlernen, was ich auch später anfangen und ganz besonders wenn ich mich später theoretischen Studien widme.“ Leider, leider zerfiel sich dieser Plan; gewiß hätte ihm die strenge Beamtenschulung für sein ganzes späteres Leben genügt.

Ueber seinen Freundes- und Bekanntenkreis schrieb er. „Mein Freund Roggenbach . . . ist der einzige Sohn eines sehr wohlhabenden badiſchen Gutsbesizers, ein überaus anziehendes, unschuldsvolles Menschenkind, mit reichen Begabungen und beträchtlichem Können. Seine Gewohnheiten sind einfach, seine Formen ohne jede Anmaßung, sein Herz sehr kindlich und liebevoll. Nachdem wir längere Zeit über uns bei Tisch trafen, haben wir uns allmählig recht aneinander geschlossen. Unsere Ansichten über Politik sind immer die gleichen, die über alles andere fast immer entgegengesetzt. Aber seine sanfte Gemüthsart läßt nie einen Meinungsstreit entstehen. Ein anderer Bekannter, welcher mir in der Bureauarbeit vorstehen würde ist Herr von Dusch, Sohn des Badiſchen Gesandten, ein gutmüthiger, geschiedter Mensch von etwa 30 Jahren, den ich den Formalen nenne, von seinem Genie für Ordnung und Pünktlichkeit. Er ist mir sehr

zugethan und würde mir über die Anfangsschwierigkeiten weghelfen.“ Herr von Dusch hat später keine Rolle im Dasein meines Vaters gespielt, seine Freundschaft mit Herrn von Roggenbach dauerte bis an das Lebensende, war während der Frankfurter und Bonner Zeit, so erzählte er später meiner Mutter, die intimste seines Lebens.

Am 4. März 1849 schrieb er ausführlich über die Memoiren der Madame Roland*), „die ganze Zeit über dachte ich wie schön es sein würde mir Dir“ (der Mutter) „darüber zu sprechen. Denn Du kennst es gewiß und hast Dich erfreut an der wahren Größe, mit welcher sie (Anfang des zweiten Theils) die Sachlage in Frankreich beschreibt. Dasselbe ruhige Urtheil und Unterscheidungsvermögen, welches wir für vergangene Zeiten haben können, zeigt eine Frau welche ihr Todesurtheil stündlich erwartet . . . Dort sitzt sie im Gefängniß, gedenkt ihres Mannes, dem es gelungen ist der Hauptstadt zu entfliehen — sehnt sich danach ihn wieder zu sehen, um ihn zu trösten. Gewiß zeigt sie keine falsche Bescheidenheit, ja vielleicht ein ganz theil ehrlicher Eitelkeit, aber eine großartige Auffassung der moralischen Ideen, welche ihre Aufmerksamkeit von den eigenen Verdiensten erhebt. — Um auf eine andere merkwürdige Frau zu kommen: Frau von Gûnderode. Sie ist, glaube ich, 83 und mit ihrer Gesundheit soll es bergab gehn, doch sind ihre Sinne vollkräftig vorhanden, ihr Gedächtniß ganz merkwürdig, ihr Gespräch überaus anziehend und ihre Freude am Verkehr mit Menschen so groß, daß von 11 Uhr morgens bis 10 Uhr Abends beständiger Besuch bei ihr ein- und ausgeht.“

Unterdessen hatten sich die politischen Aussichten bedenklich geändert. Er klammerte sich an den zu erhoffenden einstigen Sieg der nationalen Sache, schrieb an Curt von Schlözer über das „Nationale, dieser einzige Lichtblick in dunkler Zeit, das einzige Kleinod, das noch unbesudelt ist. Wer kann uns verdenken, daß wir uns daran halten, daß wir hierin unsere Rettung suchen.“ Nach einem eingehenden Bericht über die Lage schreibt er: (24. Mai 1849) „Du verdienst es mir gewiß nicht, lieber Vater, daß ich aufgehört habe, auch nur in Gedanken nach einem sofortigen Eintritt in irgend eine politische Thätigkeit zu streben“ (Herr v. Roggenbach hatte seinen Posten aufgegeben und war in die badische Regierung getreten. Gagern war zurückgetreten, Oesterreichische Parteigänger nahmen das Reichsministerium ein, die Preussischen Abgeordneten wurden zurückgerufen, die Gemäßigten traten aus.) „Vorläufig bleibe ich natürlich hier, auf dem gewissen Schauplatz nicht unbedeutender Ereignisse.“ So verkehrte er denn dort noch einige Zeit, vom Treiben angeregt, wenn auch nicht befriedigt: „wir sind alle in fortwährender und vielleicht zu großer Aufregung“ bemerkt er im folgenden Monat, (11. Juni), kehrte dann nach England in das Elternhaus zurück.

Bald hatte er manche Bekanntschaft angeknüpft, ging viel und gern in Gesellschaft. Darf ein geistig und ästhetisch, wie ethisch angeregter Ausländer, der die Sprache beherrscht, in der besten englischen Welt verkehren, wird er viel für das ganze Leben gewinnen und einiges verlieren. Ueberall wird er anderswo den Abstand schmerzlich empfinden. So wie die französische Geselligkeit des

achtzehnten Jahrhunderts, so wie die deutsche Geselligkeit in unserer großen litterarischen Blüthe Höhepunkte bezeichnen, so steht die Londoner Welt mit ihren schönen Zwischenspielen auf den Landstigen in diesen letzten Generationen unerreicht da. Zweifellos hängen ihr auch besondere und eigenartige Uebelstände an; wenn etwa ein preussischer Offizier in gewisse über-elegante Londoner Kreise gerieth, könnte er wahrheitsgemäß sich über eine ihm noch nie vorgekommene ekelhafte Anbetung des Goldenen Kalbes, über manche Formlosigkeit, über manche innere Noth setzen — wahrscheinlich hat manche deutsche Erzieherin, welche, aus angenehmen Universitäts- oder Geheimrathsverhältnissen entstammend, sich inmitten etwas provinzieller, wenn auch reicher englischer Familien befand, sich, ganz berechtigt, über unzugängliche Steifheit und über den Mangel an Gemüthlichkeit beklagt. Aber wer mit, ich wiederhole es, geistigen und ästhetischen und ethischen Interessen die seltene Gelegenheit hat die sogenannte beste Gesellschaft in London mit der irgend einer andern europäischen Hauptstadt zu vergleichen, der wird keinen Augenblick schwanken, wird genau wissen, welcher er den Vorzug giebt. In London giebt es innerhalb der vornehm-eleganten Welt Kreise, in denen geistige und künstlerische, weder durch Politik noch Religion berührte Interessen, um ihrer selbst willen gehegt und gewürdigt werden, anderswo, und ich fürchte keinen Widerspruch, giebt es heutzutage jene an dieser Stelle nicht. Nur in England hat man heutzutage für diese ja glücklicher Weise überall, in andern Kreisen, erörterten schönen und großen Fragen, den so ästhetisch wirkenden, eine so vorurtheils-

lose Vielseitigkeit hervorruhenden Rahmen eines ererbten, selbstverständlich sich gebenden Reichthums, fraglos guter Formen, der althergebracht angesehenen Stellung. Vieles hat hierzu beigetragen, vielleicht vor Allem das Fehlen einer Kaste und wie Prof. Garneri*) bemerkt: „nivellirend wirkt nichts so sehr wie das Kastenwesen, das alle Individuen Einer Kaste nach einem Modell formt.“ Hierdurch der Reichthum an Individualitäten und die große Werthschätzung des Einzelmenschen, und hierin möchte ich einen Hauptreiz der englischen Gesellschaft erblicken: nirgends (in Europa) findet man eine so bereitwillige Anerkennung, eine so freudige Bewunderung jeder eigenartigen Individualität. Dies ist vielleicht der innere Grund, weshalb das Festland allen, welche jene Luft eingeathmet haben, leicht etwas kleinlich erscheint. Einer der feinsten neueren Essayisten, Hamerton**), ein cosmopolitischer Engländer, welcher aus Vorliebe in Frankreich lebte, meinte: „Die geistige Unabhängigkeit verleiht dem geselligen Verkehr in London einen Reiz, welcher überall anderswo fehlt. Der Historiker Motley***) schreibt: „Die Londoner Gesellschaft ist die glänzendste und gebildetste der Welt.“ . . . ein andermal nennt er sie „verfeinerter und angenehmer als alle anderen. . . Die Englische Gesellschaft ist so bemerkenswerth weil jeder, der etwas Bemerkenswerthes geleistet hat, dort angetroffen werden kann.“ Dabei war der Gesandte Motley an die besten europäischen

*) Der Moderne Mensch. Bonn, E. Strauß.

**) Verfasser von „Human Intercourse.“ „French and English.“ u. a.

***) Correspondence of Motley. G. B. Curtis.

Kreise gewöhnt, war in der Wiener Hofgesellschaft gern gesehen worden, wurde am Holländischen Hof besonders gut aufgenommen, während seine eigenen gesellschaftlichen Beziehungen, die der besten amerikanischen Kreise, wie nur Unwissende leugnen würden, sich durch geistige Anregung und verfeinerten Geschmack hervorthun. Ähnliches schreibt eine hochbegabte Französin, die Honorable Mrs. Craven, geb. de la Ferronaye, der Verfasserin des „Récit d'une Soeur“, eines jener Bücher, welche eine Gemeinde gebildet haben. Sie war eine Dame der cosmopolitischen großen Welt und durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen kannte sie hervorragende Menschen aller Länder, wie die ersten italienischen, französischen und englischen Kreise genau. Die englische Gesellschaft, so meinte sie*), wäre nicht nur die heiterste, sondern auch die unterhaltendste, vermöge der selbstständigen, originellen Charactere, welche man überall anträfe. In keinem andern Land wäre die sogenannte Gesellschaft so von officiellen, politischen und litterarischen Elementen durchsetzt und nur recht thörichten, unintelligenten Menschen würde es gelingen, sich in den besten englischen Häusern zu langweilen.

Und die Freunde und Bekannten dieser Weiden waren oft auch jene meines Vaters. So stammen einige seiner Briefe vom Winter 1850 aus der „Grange“, einem der Landitze des Lord Ashburton, welcher Kreis für jene „beste“ englische Geselligkeit besonders charakteristisch erscheint. Am Bekanntesten sind die Wirths als die Freunde und Gönner Carlyle's geworden; er war ein feingebildeter, wohlwollender Herr, sie, Lady Harriet, eine

*) Mrs. Augustus Craven. M. G. Bishop I, 61.

der geistvollsten, originellsten großen Damen der damaligen Zeit. Wer Carlyle näher kannte, hat ihn tiefinnerlich verehrt und geliebt, im Gespräch war er hinreißend und packend, der tägliche Verkehr mit ihm wurde oft erschwert, war oft unmöglich. Wohl bei keinem so hochbedeutenden Menschen haben gereizte Nerven und kleine körperliche Schwächen eine so tragisch-große Rolle gespielt. So hat er denn manch hartes Wort über die Grange und deren Wirths fallen lassen, aber trotzdem zeigt uns und den kommenden Zeiten seine so falsch beurtheilte großartige Biographie*) das Bild einer seltenen, wenn auch nicht ausgeglichen harmonischen Frau. „Sie hatte die Seele einer Fürstin und Anführerin“ (IV 187) schrieb Carlyle, tief von ihrem Tode betroffen. Bei diesem Besuch wie bei manchen späteren traf mein Vater hier mit ihm zusammen. Er schätzte ihn überaus hoch und hatte auch dessen Wohlwollen erworben; als Carlyle an seinem Friedrich schrieb, verschaffte mein Vater oft ihm die gewünschten Bücher und Notizen und wenn er in späteren Jahren nach London kam, versäumte er es nicht in dem jetzt historischen Häuschen in Cheyne Row, Chelsea vorzusprechen. Ich erinnere mich wie er uns von einem solchen Besuch erzählte; er hatte ihm den bevorstehenden Eintritt meines ältesten Bruders in die Marine erwähnt, worauf die Augen des greisen Geheers aufblitzten und er in grandiosen Worten den Seemannsberuf pries — „Tag und Nacht die gewaltige Ewigkeit vor den Augen.“ Allerdings hat mein Vater in den letzten Jahrzehnten, unter dem

*) Life of Carlyle. Froude.

„neuen Geist“ seufzend, sehr ernst über Carlyles Antheil an der herrschenden „Macht- und Erfolg-Anbetung“ gedacht. Natürlich kannte er auch Jane Carlyle, jene hochinteressante Frau; so fein er weibliche Gemüther empfand, so warm er sich grade der seelisch Leidenden annahm, er hat sie nicht gemocht. Ich glaube gewiß, er hat sie nicht verstanden; hätte er die Veröffentlichungen*) gekannt, hätte er die Frau sicherlich anders beurtheilt. Ich erwähne aber seinen Eindruck, weil selbst falsche Eindrücke erklärende Schlaglichter auf Bekannte werfen. Mein Vater fand sie witzig im Gespräch, aber kleinlich, oft etwas boshaft im Urtheil; klar erkannte und behielt sie äußerliche Schwächen, weniger das Große und Wichtige im Menschen. Daß sie sich in der „Grange“, wenn sie mehr oder minder gezwungen dort weilte, nicht wohl fühlte, geht klar aus den Aufzeichnungen hervor; nach meines Vaters Schilderungen gaben sich die Hausfrau und alle Gäste viel vergebliche Mühe um sie, begegneten aber einer unliebenswürdigen, mißtrauischen Kälte. Von der Tragik dieser Ehe, deren unerbittliche Darlegung jene Bände zu den ergreifendsten, menschlichsten Urkunden stempelt, hat der dortige Bekanntenkreis nichts geahnt. Lord Houghton schreibt, sie hätten den Eindruck eines ganz durchschnittlich glücklichen Paares gemacht!

Lord Houghton, damaliger Mr. Monckton Milnes, war auch bei diesem Besuch dort, war Freund des Hauses, wie wir ihm auch eine warm empfundene Skizze**) der

*) Jane Welsh Carlyle. Letters and Memorials. Froude.

**) Monographs. Lord Houghton.

Lady Harriet verdanken. Mein Vater kannte ihn eine treue Freundschaft hat sie bis an ihr Ende. Er war einer jener ungewöhnlich erfreulichen und liebenswürdigen Wesen, er war Kunstgönner. Es ist traurig, diese so spärlich gesäet sind, daß die nöthige Vereinerung einer freudigen, verständnißreichen Bewunderung in tactvollen und leistungsfähigen Hülfsbereitschaft überaus selten vorfindet. Er dichtete auch, seine Gedichte sind sorgfältig gelehrt und schön empfunden, darüber aber nicht seine Bedeutung, diese beruht in dem Verkehr zwischen Londoner Gesellschaft und Londoner Schriftthum, welches mein Vater ihm nachrühmt, in seiner fröhlichen, liebevollen Förderung bedeutender Autoren, dem litterarischen Ferment, welches er den vorwärts zu führen verstand. „Die Gesellschaft ist angenehm und wird es wohl noch mehr werden, wenn Carlyle kommt,“ schreibt mein Vater. Der Bischof von Oxford ist ein ausgezeichnete Gesellschaftler, im Gespräch und im witzigen Wortstreit vorzüglich.“ Dann im nächsten Brief. „Lord Ashburton fährt eben nach der Stadt, um dem General“ (von Radomitz) schon dort die Sonne zu machen. Die Gesellschaft ist groß und ungemein gerne ihn zu sehen. Unter den Männern hier ist Lord Granville der interessanteste, ein Mann von sehr Verstand und starkem Ehrgeiz. Man vermuthet einen künftigen „head of cabinet.“ Bekanntlich bestätigt diese Erwartungen bestätigt. Lord Granville nicht nur ein tüchtiger Staatsmann sondern auch sympathische Persönlichkeit; als alten Herrn habe ich noch gesehen, er hatte eine geschliffene Feinheit und

wie ich sie in England nie und anderswo nur selten gesehen habe, eine anmuthige Formvollendung, wie man sie mit dem achtzehnten Jahrhundert verknüpft. Dann fährt der Brief fort: „Unter den Frauen gebe ich die Krone der Lady Dufferin*) einer ebenso wahrhaftigen wie witzigen Frau, voll Anmuth im Denken wie im Sein, auch außerordentlich deutsch.“

* * *

Schon in Frankfurt glaubte mein Vater einen längeren Aufenthalt in Paris „nothwendig zu einer politischen Laufbahn“, jetzt reiste er im Frühling 1850, also in bewegter Zeit, hin. Er schreibt: (25. April 1850) „Mein geliebter Vater. Eben komme ich von einem Gang durch die Straßen von Paris zurück — bin gründlich enttäuscht. Wahlaufregung, Parteikämpfe, Bearbeiten der Massen, Aufzüge mit Fahnen — wer weiß was ich nicht alles erwartet hatte, und nichts von alledem. Die Franzosen lärmen um eines Canarienvogels willen, der seiner Herrin aus dem Käfig entflohen ist und sind wie ordentliche Schulbuben, wenn es sich um eine öffentliche That handelt. Da kommen sie an eine Mairie-Thür in Blousen oder in einer Droschke, je nachdem, fordern ihre Wahllegitimation und nehmen dann von einem Kerl rechts einen Veclerc-Wahlzettel, von einem linksstehenden den entgegengesetzten an. Kein Wort wird gewechselt, Niemand erräth den vermuthlichen Sieger. Da aber ganz Paris für diese Eine Wahl mitwirkt, so sollte man denken, daß

*) Erinnerungen an diese fesselnde Frau hat ihr Sohn, der Earl of Dufferin, früherer Vice-König von Indien, unter dem Titel: Helen Blackwood, Baroness Dufferin (S. Murray, London) 1894 herausgegeben.

Eugène Sue, wie vorigesmal Carnot und Genossen erwähnt werde Alles in Allem ist Paris im Aeußeren ganz herrlich, fehlt auch das Frische, Belebende eines eigenen Stils, so ist doch in allen großen Gebäuden eine Leichtigkeit und Grazie wie sie denn doch unter uns Nachgeborenen nur Französische Architecten zu haben scheinen." Nach einer bewundernden Schilderung der Sainte Chapelle fährt er fort: „sie wird mit eben der Genauigkeit hergestellt wie bei uns der Kölner Dom und in London die Kirche im Temple. Im Restauriren mit aller Reinheit und Sorgfalt sind wir in unserer Zeit wirklich unnachahmbar. Die Leidenschaft geht heutzutage durch alle Nationen und ist eine sehr anständige.“ (Augenblicklich sind die ästhetisch Beanlagten eher geneigt über die Restaurationsarbeiten jener Zeit, auch unserer Zeit, recht harte Worte fallen zu lassen!) „Von dem französischen Character ist mir vorgekommen . . . daß er weit besser ist, als ich es mir gedacht hatte. Besonders scheinen mir die Frauen anständig, häuslich und frei zu sein. Die Männer sind, einige militärische Gesichter abgerechnet, über die Maßen unbedeutend: ihre Gedanken zwischen zwei Polen kreisend, Vergnügen und Gloire. — Wie sind die Aufstände zu vermeiden? Hoch und niedrig, roh und gebildet, die Männer sind alle der Anarchie verfallen: unwillig sich selbst zu regieren, sind sie doch der beneidenswerthen Vergötterung der Autorität abhold und feindlich. Man könnte sagen, sie existirte garnicht, wollte man von der Hauptstadt auf das Land einen Schluß ziehen. Von dem Gedanken als wäre die Mittellasse einer Wiederkehr der Dynastie von Herzen

geneigt, bin ich gänzlich zurückgekommen; wie die älteren Familien bloß um ihres eigenen verrotteten Ruhms willen die Bourbons fordern, so die Mittellassen ein Regiment à la Louis Philippe hauptsächlich um ihrer ebenso ungerechten Privilegien halber. Diese mögen überall vorhanden sein . . . in England sind sie es unzweifelhaft, aber sicherlich sind sie nirgends so fühlbar geworden als in Frankreich. Ein dunkler Instinct treibt daher die Massen, die Sache in ihre eigene Hand zu nehmen. Warum sollen die für uns Gesetze geben, die erfahrungsmäßig immer nur zu ihren eigenen Gunsten Gesetze geben.“

„Was die Gesellschaft anbetrifft,“ schreibt er am 19. Juni, „ist sie fast gänzlich zu Ende, doch sah ich das entzückend friedliche Antlitz der Mme. de Staël (Schwiegertochter der berühmten) und hörte eines Abends in ihrem Wohnzimmer die ergebenen Jeremiaden, als M. de Broglie (Schwiegersohn der großen Frau von Staël) Lord Palmerstons Politik in Griechenland mit Einschränkungen, aber doch bestimmt durch den Hinweis auf das Handeln der Franzosen in Buenos Ayres und Algier entschuldigte. Wirklich entzückt war ich vom Besuch bei der Mme. de St. Aulaire in ihrem Château d'Etioles, dem früheren Eigenthum eines Mannes, dessen man nie gedenkt, obwohl sein Name überall vorkommt — M. de Pompadour. Sie ist jugendlich und lebhaft und fein im Gespräch dabei von reifen Ansichten. M. de St. Aulaire arbeitet an einer Geschichte seiner Gesandtschaft nach Rom. Ich werde diesen Besuch bald wiederholen.“

Ganz begeistert hatte der Vater ihm über dieses Ehepaar geschrieben. „Sieh ja die edle hochherzige, geist-

reiche Gräfin St. Aulaire, meine Herzens- und Lebensfreundin . . . Graf St. Aulaire ist ein feiner Staatsmann und durchgebildeter franz. Vittorateur dabei. (4. Mai. 1850) Auch Graf Proteusch-Osten hatte viel in Rom mit ihnen verkehrt und meinte: „So maßvolle und reiche Begabung an dem, was gesellige Verführung angenehm machen kann, habe ich nie in einem Familienkreise wieder gesehen, als in dem des Grafen St. Aulaire. Er, ein Mann der edelsten Haltung und Formen, mit der Vitteratur aller Völker bekannt und im thätigen Leben zur Milde des Urtheils und zum Verständniß für die Verschiedenheit der Ansicht und Meinungen auf sittlichem Grunde gereift; die Gräfin, eine Frau von innerer und äußerer Schönheit, die nie altern, von erwärmender Ruhe, von heiteren liebenswürdigen Formen, fromm ohne Aberglaube und Befehrungseifer, sehr unterrichtet. (Mein Verhältniß zum Herzog v. Reichstadt. 212.)

Dann fährt sein Brief fort: „Ich bin seit 8 Tagen nicht im Theater gewesen. Vorher war ich, um nicht immerfort langweilige Fragen mit Nein zu beantworten, der Reihe nach in Allen gewesen. Einen Ohrenschmaus gewährte mir das Théâtre Français wegen der unvergleichlichen Aussprache. Das Stück aber war erbärmlich und selbst durch Mlle. Rachel's edles, unwiderstehliches Spiel nicht zu heben Sie hatte den Muth und den Wahnsinn ein Hospital zu besuchen, als sie hörte, daß ein Mädchen sich vergiftet hätte und unrettbar dem Tode entgegengehe. Sie erbat sich die Erlaubniß vom Arzte, am Bette der Sterbenden zu bleiben und den Ausbruch des schrecklichsten Todes an ihr zu beobachten! Das

Studium war gelungen. Aber so schön sie das Gräßliche bis zum Schluß gemäßigt hatte, so versteinernnd abscheulich war der letzte Krampf, nach welchem sie mit stieren, offenen Augen regungslos in den Sessel zurückfällt. . . Reboul der Bäcker ist Poet einer unter dem niedern Volk und den Legitimisten immer zunehmenden religiösen Reaction. Sein Mystère, der Märtyrer-Tod einer S. Vina zu Carthago im ersten Zeitalter des Christenthums und in Paris aufgeführt, wird viel besucht. Nimmermehr wird solches Gewächs aber den Franzosen ihre Begriffe umschaffen: da muß denn doch Ordnung, Schönheit, Interesse, kurz eine reiche Entfaltung von Esprit zu Hülfe kommen. Die Verse sollen correct sein; das Stück ist ganz Knabenhaft elend. Dagegen blüht die entgegengesetzte Richtung des frivolen Baudeville außerordentlich. So wohnte ich einer mit wahrhaftem Jubel aufgenommenen Vorstellung von Héloïse und Abélard bei: die Gesellschaft war vornehm und die Damen unbeschreiblich ergötzt. Ich verstand den Witz des geschickten Stückes lange nicht und was glaubst Du, das es war? Ein junger Musiker hat das Glück alle möglichen Einladungen und Anerbietungen zu erhalten, weil sich von ihm das ungegründete Gerücht verbreitet hat, er habe von einem neidischen und eifersüchtigen Alten das Schicksal erfahren, welches Abélard einst traf. „Cette délicieuse pièce!“ sagen die Pariserinnen und reißen sich um Billeter. Natürlich stellt sich der wahre Sachverhalt zuletzt heraus und mein Musiker heirathet seine Geliebte.“

(8. Mai 1850) . . . „Die Gährung nimmt ohne Zweifel zu. Die geheimen sogenannten Sozialisten-Clubs sitzen allnächtlich bis 1 oder 2 Uhr und Carlier erhält

jeden Morgen von 3 bis 4 Uhr seine Berichte von Polizei-Commissaren und geheimen Agenten. Sechzig Tausend Verschwörer, hat er sich gegen einen Bekannten noch kürzlich geäußert, seien vorhanden und schlagfertig. Im Stillen wünscht aber jede Fraction der Conservative einen Ausbruch; jede für ihre eigenen Zwecke. Der Präsident hat sich neuerlich von Mrs. Howard und einer anderen Freundin einen herrlichen geschmückten Schild, worauf Kaisermantel und Szepter, schenken lassen, über die ganze Breite ging eine Inschrift in goldenen Buchstaben: Osez. Die Orleanistische Partei, Thiers, Molé &c. würden ihn aber bei jedem Versuch zu stürmen suchen — und ich sehe, daß die Legitimisten grade darauf ihre Hoffnung eines Sieges bauen. Ob nun der Bürgerkrieg durch die Ungeduld auf einer oder der andern Seite, heut oder morgen losbrechen wird, weiß gewiß kein Mensch. Ich werde Dich darum auch von keinem Gerücht unterhalten. Aber wie gesagt, es ist erbaulich, die Gemüthsruhe anzusehn, mit welcher die „Ordnungsfreunde“ das Niedermetzeln von 6000—8000 Menschen bei Tisch besprechen. Von den Legitimisten habe ich einige Häupter vor Kurzem kennen gelernt, beim Chev. de Fresne, mit welchem mich John¹ (sein Schwager, John Battersby Harford) „bekannt gemacht“ hatte. Er ist ein feiner und zugleich tüchtiger Mann und M. de Vatimesnil (der Rechtsgelehrte), Marquis de St. Hilaire, M. de Caboulie, M. de Boujoulac belebten die Tischgesellschaft; der Dichter Reboul von Nismes und der letzte Duc de Montmorency waren als stille Contraste sehr anziehend. . . Der Herzog von Montmorency ist noch ein junger Mann mit dem, da er nicht heirathen

will, die Familie aussterben wird; es ergöhte mich sehr, daß trotz meines langen Aufenthaltes in England ich doch erst hier zu einem Glauben an menschliches Vollblut belehrt wurde — denn obwohl ohne irgend eine Bedeutung im Aussehen, hatte der Mann ein Gesicht, das man sofort unter einem Connétable-Helm hätte stecken können: auf allen Zügen schien eine lange Vergangenheit ihre Spuren zurückgelassen zu haben," (möglicher Weise war es gerade diese Gesellschaft, in welcher mein Vater hörte, wie der Herzog seinen Vorsatz ehelos zu bleiben erklärte. Er hätte in seiner Mairie den Wahlzettel verlangt, aber sein Name hätte sich nicht in den Listen gefunden! Da sei es denn besser wenn die Montmorency's überhaupt aufhörten). „Der Ausspruch Fouché's über die Partei ist nur zum Theil wahr, denn sie haben wirklich viel vergessen. Doch war mir ihre Unterhaltung in trauriger Weise lehrreich. Welch ein Unglück wenn man bei derjenigen Partei die Elemente eines möglichen Friedens allein findet, welche das Unmögliche, das Feindlichste als Glaubensprinzip aufstellt! Die Legitimisten sind durch ihr prinzipielles Abschneiden jedes parlamentarischen Rechtes Feinde und unmöglich — und doch sucht man bei allen andern vergeblich die Pläne einer verständigen Decentralisation, wie die sich bei jenen ausgebildet haben. Ich fragte Laboulié aus: Städteverfassung, Kreis- und Departements-Regierung sind sehr gut erdacht, nach preussischem Muster. Man würde den Préfet noch immer ernennen lassen, aber durch eine besondere Klausel die Regierung anhalten sich womöglich bei der Wahl innerhalb des Departements zu halten. So wie man das greuliche

Bürgermeister-Gesetz (mit Hülfe des Berges) über den Haufen geworfen, will man mit jenem Gesetzesvorschlag herausrücken, vorläufig natürlich, ohne Aussicht auf Erfolg, aber vermuthlich um sich zu binden und Vertrauen im Lande zu gewinnen. — M. de Fresne fragte mich über den Tisch: Was denken Sie über den Zustand Preußens? Ich antwortete, natürlich kurz, es sei zwar ohne eine Ordnung der deutschen Frage kein festes Vertrauen möglich; doch dürfe man grade für Preußen, seit der Beschwörung der Verfassung, am ersten noch getrosteten Muthes sein. „Nur Eine Frage. Verleiht Ihre Verfassung dem Parlamente definitive Rechte irgend einer Art?“ . . Ja wohl, sagte ich stolz. „Dann sind Revolutionen, der Untergang Ihres Staates unvermeidlich.“ — Die verschiedenen Orleanisten verstehe ich noch nicht. Alle sind sie aber für Beibehaltung, fast alle für Vergrößerung der Regierungsmacht, der Centralisation. Alle werden auch gleicher Weise von den Legitimisten gehaßt: von einer Verständigung sehe ich noch keine Spur. Guizot tritt zwar zu einigen und sagt die klugen Worte: „A vous le Roi, à vous le Dauphin“ — aber er gewinnt sie nicht. „Wie“, sagen sie, „wenn Louis Philippe wirklich so denkt wie er und Du behaupten, warum sendet er nicht die Herzogin von Orléans nach Frohsdorf mit dem Auftrage den letzten Bourbon als König zu begrüßen, und sich seine Befehle über die Erziehung des jungen präsumtiven Thronfolgers auszubitten? — Dir wird die Erschütterung Frankreichs bei der Wahl des Schlemmers Eugène Sue unbegreiflich gewesen sein. Sie ist mir noch ein Räthsel und ein deutlicher Beweis, daß es in Frankreich durchaus noch kein

parlamentarisches Regiment giebt. Ein Spruch, den man in meinem Quartier St. Germain vor der Wahl oft hören konnte, war folgender:

Nous avons assez de Démocrates sans Sue

(sangsues)

Nous avons assez de Conservateurs sans Foy;

(sans foi)

L'horizon s'obscurc — prenons Leclerc (l'éclair).

Es will mir wirklich vorkommen, als beabsichtigte N. Bonaparte nichts anders als solche Wahlen herbeizuführen, so unglaublich es auf den ersten Blick auch erscheint. Daß er schlau ist, hat er auch in der Ernennung zur Wahlgesetz-Commission bewiesen: da ist kein einziger Bonapartist darunter!"

Mit Feuereifer widmete mein Vater sich dem Französischen, sprach es schließlich elegant und fließend. Am 7. Mai schreibt er: „Mit meinem Sprachlehrer komme ich sehr gut von der Stelle: er kennt die Sprache vortrefflich, läßt mich übersetzen, empfiehlt Bücher und führt ein sehr gut geleitetes und lehrreiches Gespräch mit französischer Grazie und europäischer Kenntniß durch. Da erzählt er mir denn viel von seiner Jugendzeit und kommt immer auf Einen Satz zurück: Die Franzosen haben, besonders seit 1830, ihre Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit, ihre Lust am Gespräch und Austausch der Gedanken eingebüßt. Auf dieselbe Beobachtung war ich am vergangenen Sonnabend gekommen als ich die gesammte Bevölkerung der Stadt auf den Beinen und doch nirgends eine Spur von Erregtheit sah. Die Kinder vergnügten sich prächtig und eine größere Anzahl von Erwachsenen als ich in Paris er-

wartet hatte, schlossen sich den Kindervergünstigungen kindlich und kindisch an: aber so unschuldig, so trocken war das meiste, daß ich zuweilen fast gewünscht hätte irgend etwas recht Hohes und Gemeines zu erleben.“ Dann schildert er die glänzende Illumination. „Eine Anzahl von Buben, kindischen Inhalts und ohne viel Kunst geleitet, erfüllten die Champs Elysées, und die Masse von Menschen, aus einer weiten Umgegend dorthin zusammengezogen, wurde zuletzt wirklich fabelhaft. Jedes noch so kindische Spiel hatte seine alten und jungen Liebhaber und Zuschauer — wenige so glücklich wie ich, der ich eines der besten bon mots selbst erlebt habe. Ein unschuldiges Männchen hatte sich mit Bindfaden einen Raum abgesperrt, wie im Circus der alten Zeit, nur höchstens 15 Fuß lang. Statt der Meta war ein blechbeschlagenes Stöckchen eingeschlagen. „Messieurs, le jeu à la grosse-tête!“ und hiermit zeigte er eine gewaltige Maste, setzte sie einem Blousenjüngling auf und sagte ihm, er solle mit einem Stab, den er ihm in die Hand drückte, das Stöckchen am Ende treffen. Der Junge ging auch, von einem Trommler begleitet, die Straße entlang, gerade auf das Stöckchen los. Die Trommel verstummte, er durfte einmal gerade vor sich schlagen — und schlug natürlich vorbei. Das Männchen führte ihn zurück und ließ ihn der spaßhaften Versuche noch elff machen. Ich glaube er traf das Stöckchen nie, es hätte ihm einen Ruchen verschafft, der auf ihn wartete. Gewiß aber ist, daß zwei Polizisten sich durch den Haufen drängten und dem Spielgeber erst leise, dann lauter vorhielten, er habe die Erlaubniß nicht gehörig nachgesucht — das Spiel sei nicht angezeigt gewesen — es enthalte

Anspielungen. Das Männchen erwiderte, er hätte sein Spiel allerdings gehörig angezeigt und fügte, als man hitziger wurde hinzu: *Allez, dites à votre maître, que je ne fais que jouer la grosse-tête.* Alles dieses machte mich neugierig, ich trat näher und während die Polizisten sich schweigend und wie furchtsam entfernten, erkannte ich in der Maske des Spielers das Portratt von Carlier. Der arme Polizeiherr geht also immerfort blind umher, schlägt zu und schlägt fehl! — Ein anderes anzügliches Schaustück, von dem ich vorher gehört hatte, vermochte ich nicht zu finden. Der Spielende erhält ein Armbrüstchen in die Hand und schießt nach allerlei kleinen Büßchen, die auf der Bühne herumstehn. Will ihm das Glück wohl, so trifft er Louis-Philippe und sowie dieser umpurzelt geht ein Vorhang auf und dahinter zeigt sich ein neuer, auf welchem ein blutiger Barrikadenkampf. Hier gilt es nun ein in der Mitte abgebildetes Pulverfaß zu treffen. Im selben Augenblick zerfliehet dann das Bild des Kampfes und im Hintergrunde erwartet man die Symbole der Republik; doch es sitzen da drei gräuliche Affen und spielen die Geige gegen einander. Der Franzose geht dann weg und schüttelt den Kopf und sagt „oui, oui.“

In einem Brief an die Mutter (Pfingstsonntag 1850) erzählt er von einem „musikalischen Abend wie es wenige giebt — nur Künstler allerersten Rangs, alle vom Beruf, mit Ausnahme der Prinzessin Czartoryska, der Lieblingschülerin Chopins. Spielt Francis den Trauermarsch? Die Polin spielte ihn um 1/12, nachdem alle Gäste mit Ausnahme von etwa fünf Menschen fort waren,

als letztes einer kleinen Auswahl kleiner Stücke des Meisters, und als sie es beendete, wagte mehrere Minuten lang Niemand aufzublicken. — Einmal war ich auch wieder im Theater. Ich wollte das neue politische Stück *Le Suffrage*, wie auch das *Théâtre des Vaudevilles* kennen lernen. Wie sonderbar, daß dieses Theater, dem der dramatisirte Leichtsinns den Ursprung, ja den Namen verdankt, jetzt Moral, Glauben und Religion verkündet. Dies ist wirklich der Fall, oder sagen wir, daß hier die religiöse, moralische und politische Reaktion gedeiht. Drei Stücke wurden gegeben. Das eine war leichte Waare und deren Moral: 1) eheliche Treue 2) Verherrlichung der Emigrés (es spielt 1793). Das zweite Stück, welches meisterhaft gespielt und großes Talent zeigte, war „*Le Mariage en trois Etapes*“ mit der Moral: Man soll niemandem den Hof ohne ernste Absichten machen, dann, man soll sich lieber in der Kirche, als im Standesamt trauen lassen. Der Beifall war ungeheuer, trotzdem alles nicht nur moralisch, sondern moralisirend zuging. Ein Prachtlerl, Sergeant Desbuisson, bewegt seinen Schulfreund, einen Krämer, seine Geliebte nicht im Stich zu lassen, fünf und zwanzig Jahr später ist er Oberst a. D. und Maire, sein Freund ein reicher Bourgeois, welcher, da sein Sohn zu heirathen wünscht, vom Maire den eigenen Heirathschein verlangt. Denn es stellt sich heraus, daß der „*honnête homme*“ die Verbindung, trotz den Bitten seiner Lebensgefährtin und des Desbuisson niemals gerichtlich geschlossen hatte. So wird er mit fünfzig Jahren vor dem Standesamt getraut. Aber damit ist es noch nicht aus. Er wird Großvater, seine einzige Enkelin,

ein reizendes junges Mädchen, soll in eine vornehme Familie heirathen, aber eine halbe Stunde vor der Trauung entdecken die abligen Schwiegereltern, daß die Großeltern der Braut nie den kirchlichen Segen erhalten haben, und als strenge Katholiken bestehen sie hierauf. Desbuisson entwickelt alle seine Beredsamkeit und der gutmüthige, wenn auch egoistische Bourgeois muß einwilligen und noch vor dem jungen Paar tritt auch er an den Altar. „On ne pourra jamais dire, que notre mariage ait été précipité“ sagt die Großmama, deren sehnlicher Wunsch nun doch noch erfüllt wird. — Das politische Stück ist das Stärkste was sich die Partei bisher erlaubt hat. Ganz einfach wird Empörung gegen die Republik, nicht bloß zu Gunsten von Handel und Wandel, sondern direct zu Gunsten der Restauration gepredigt. Ich frug mich, hat Frankreich die Kraft bis 1852 zu warten, wo dann die National-Versammlung und Präsidentschaft gleichzeitig enden und eine gewaltsame Erschütterung stattfinden muß? Beeilen sich nicht alle Parteien die kläglichsten aber doch immerhin bestehenden Stützen der Gesellschaft einzureißen, noch ehe sie naturgemäß verfallen?“ Gewisse Anklänge an das heutige Frankreich werden diese unmittelbaren Berichte in jedem erwecken; alle Namen, einige Factoren sind anders, aber viele Stimmungen sind die gleichen.

Er hatte noch das Glück manchen bedeutenden Männern zu begegnen, speiste mit Bastiat*), „ein edler und ehrlicher Mensch“, traf Mohl*) und seine geistvolle Gattin,

*) Bastiat, der hervorragende National-Ökonom, Julius v. Mohl

Burnouf*), Ampère*), Lamennais*) und Augustin Thierry*). „Ich werde allmählig mit den ausgezeichnetsten Gesichtern bekannt und sehe dieses eigenthümliche Reminiscenzenwesen an, welches die Franzosen fast ausschließlich pflegen.“ Seine erste Begegnung mit Lamartine beschrieb er einmal später dem Sir M. Grant Duff:

„Darf ich Ihnen einen ähnlichen Auftritt den ich 1849 in Lamartine's Salon durchmachte, erzählen? Ich unterhielt mit aller mir zu Gebot stehenden Lebhaftigkeit Madame Lamartine, deren trauriger, betrübter Gesichtsausdruck mir unvergeßlich geblieben ist, bald wurde aber meine Aufmerksamkeit, gleich der ihren, auf die Hauptgruppe im Zimmer gelenkt. Da saß Lamartine in seiner Canova-artigen Schönheit, während ein fatter Schooßhund die unvergleichlich gemeißelten Wangen seines Herrn ableckte, und sein Herr ließ es geschehen. Muthlos sprach er zu den jungen Leuten, welche ihn umstanden. Schweigend hörten sie ihn an, bis einer ungeduldig hervortrat und einen wohlvorbereiteten „Einfall“ vortrug. „Nein“, sagte er, „nein M. de Lamartine, denn zu den Vorzügen welche Moses, Jesus und Cäsar besaßen, kommt bei Ihnen jene hinzu, welche diesen großen Männern abging — die Gabe der Verebtheit.“

Dann kam eine längere Zeit im elterlichen Haus; wieder nach Bonn gefehrt schreibt er dem Vater. „Jo m'en vais pour vous écrire“ wie jener Franzose seiner

und Eugène Burnouf Orientalisten, Ampère, der bekannte Literaturgeschichtsschreiber, Lamennais, der religiös-politische Vorkämpfer, Verfasser der „Paroles d'un croyant“, J. A. Thierry, der berühmte Geschichtsschreiber.

Beliebten beim Abschied zurief. So verlangte es mich in den letzten Tagen in London weg zu sein, um mit der Unverschämtheit eines Schreibenden ausbrüden zu können, wie rührend mir Deine Güte war. Im Drängen, als ich noch schwankte, im Fördern und Regeln, als mich der Gedanke unserer Arbeit in Fieber versetzte. Wenn ich nur Deinen ursprünglichen Gedanken, den vielfach von Dir ausgestreuten Fingerzeigen und der unsäglichen Mühe, der Du Dich unterzogen, mit etwas irgend wie Würdigem werde entsprechen können!" Darauf berichtet er über seine Studien, über die Doctor-Differtation. Was das mündliche Examen anbetraf, sagten ihm selbst Leute wie Ritschl, daß er es „in seinen Reifestiefeln" ablegen könne, er beschränkte sich nicht nur auf Examen-Nothwendigkeiten, läse Tacitus, Thuchides, welche Freunde werden mußten, und das sei ja nur im reiferen Alter möglich. „Ich fürchtete, als ich wegreiste", fährt er fort, „es würde gleich eine große Leere fühlbar werden, so unendlich reich ist das Leben in Deinem Haus mir diese Monate über gewesen, — alle, alle die Bilder und Deines vor allem, begleiteten mich und erfüllten das Gemüth mit der schönsten, belebendsten Nahrung."

Zu den alten Bonner Freunden kam der Verkehr mit der schönen, individuell und fein gebildeten jungen Fürstin Wied und auf das Dankbarste genoß er den Verkehr in der „Vinea Domina". Ihr Mann, „ein kluger, freisinniger, liebenswürdiger Herr" (wie er ein anderes Mal schreibt „von ungewöhnlicher Geistesbildung") reiste in Amerika. „Sie lebt in rührender Geduld von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen, wo denn regelmäßig die

Briefe ihres Mannes anlangen, hat eine Nichte zur Erziehung in's Haus genommen und macht sich durch Freundlichkeit und Wohlthaten für ihr Herz, durch Vorlesungen von Bübell, Monnardac für ihren Geist viel kräftige gesunde Arbeit." Später, nach der Rückkehr des Gatten schrieb er seiner Schwester: „Sie sind beide ernstern Dingen und nicht dilettantisch zugewandt und sie ist eine echt weibliche Seele.“ (20. 12. 51) Einen entschiedenen Einfluß hat dieses Haus auf den damals in Bonn studirenden Prinzen Friedrich Wilhelm ausgeübt. Sehr wenige Frauen, ich weiß es aus sicherster Quelle, hat er so innig verehrt, als jene anmuthige und hochgesinnte junge Fürstin. Wie anregend der Verkehr in ihrem Hause war, wie groß ihr persönlicher Zauber, davon erzählen einem heute noch alte Professoren in Bonn: „Weber vorher noch nachher ist uns so etwas zu theil geworden.“

Den Prinzen Friedrich Wilhelm sah mein Vater öfter. (13. 3. 51) „Ich war gestern zu einem größeren Mahle des jungen Prinzen von Preußen eingeladen. Nach Tisch vertraute er mir in einem langen Gespräche auch an, es stehe die Reise bestimmt bevor, wenn nicht Allerhöchstenortes etwa Einwendung geschehe. Er hat sich Dein Gesangbuch von mir geborgt . . . da er sich mit großer Verehrung über den Charfreitag-Gottesdienst aussprach.“ Ab und zu wurde er nach Coblenz zum Prinzen und zur Prinzessin von Preußen befohlen, denen anscheinend sein besonderer Gönner, der General von Madowitz, mit dem er auch in England gereist war, manches Gute berichtet hatte. Von einem solchen Besuch schreibt er am 31. März 1851: „Der Empfang den mir der Prinz an-

gebeihen ließ, war freundlich — er zog mich in ein langes Gespräch über die englische Politik — und der seiner Gemahlin wahrhaft auszeichnend. Ich bekam plötzlich das Lob von allerlei Eigenschaften zu hören, die ich nicht kannte und mußte auch während der Tafel eine sehr beredte Warnung gegen das Leben eines Gelehrten anhören, so daß ich zuletzt in einer Art Entrüstung versicherte, ich hätte seit Jahren kaum ein Buch gelesen" (wegen seiner Augen hatte er sich zum großen theil auf das Vorlesen beschränken müssen). „Für den Abend war ich zum Thee geladen und sollte vorher mich bei der Prinzessin in ihrem Boudoir melden. Hier erläuterte sie mir allerlei über den gegenwärtigen Zustand der Dinge und über die Reise. . . . Ihre Rede war vortrefflich geordnet und disponirt und äußerst beredt — die Stimmung trübe und gedrückt.“

Bis an ihr Ende hat ihn die hohe Frau durch Vertrauen geehrt; er stellte sie sehr hoch, widersprach immer auf das Schärffste manch oberflächlichem Urtheil über diese so wenig gekannte Fürstin. Erst durch die Bismarck'schen „Gedanken und Erinnerungen“ hat unsere Zeit erfahren, eine wie große Rolle sie damals spielte, wie viel die Reactionäre von ihr befürchteten, die gemäßigt Liberalen von ihr erhofften, daß man in weiten Kreisen annahm, sie werde dereinst ihren Mann beherrschen!

Aber wie einseitig ist jenes Bild! Nach allem was ich von Bismarck gehört oder gelesen habe, bezweifle ich, daß er jemals sich darauf einließ feindifferenzirte Frauencharactere zu zergliedern. Vielleicht fehlte das Interesse, vielleicht diese besondere subtile Faser, auch hatte

er Wichtigeres vor. So zeigt das Bildniß falsche Umrisse, falsche Farben, falsche Werthe. Wie oberflächlich ist z. B. die Herleitung ihrer antirussischen Gesinnung, ihrer Sympathieen für französische und englische Cultur; da spielten doch ganz andere Factoren herein. „Die Fähigkeit Menschen zu bewundern ist in mir nur mäßig ausgebildet und es ist vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist.“ Dieses wichtige Bismarck'sche Geständniß (Geb. u. Er. I 156) darf bei wenigen seiner Charakteristiken übersehen werden; auch nicht bei dieser. So suchte er nach kleinlichen Motiven, ja nach unedlen Beweggründen, begriff anscheinend niemals, daß ethische Grundsätze, daß politische Auffassungen diese Frau zu seiner Gegnerin machten. Wohl mag eine persönliche Abneigung mitgespielt haben, hegte Wilhelm I diese ja lange seinem Minister gegenüber, wohl mögen gewisse Schwächen zuzurechnen sein. Wie oft geht denn ein Exempel ganz ohne diese auf? Aber sie war eine ernstdenkende, sorgfältig erwägende Frau und ihre Opposition während der sechziger Jahre beruht nur auf demselben politischen Irrthum, den so viele andere gewiegte und erfahrene liberale, wie conservative Politiker begingen. Allerdings erscheint sie, wie Bamberger im Bismarck Posthumus treffend bemerkt, auch trotz der verzerrten Zeichnung vielen Kreisen zum ersten Mal bedeutend, aber eine Richtigstellung wäre doch erwünscht. Die offizielle Heiligsprechung ist ebenso unhistorisch. Es leben noch Manche, die sie gut gekannt haben und zwar nicht nur die Kaiserin, nicht nur die Königin, sondern vor allem die geistig weit höher stehende Prinzessin von Preußen. Wird dieser

immerhin kleine Kreis Aufzeichnungen hinterlassen, werden die kommenden „geschichtlichen“ Geschichtsschreiber die wahren Tügte dieser ungewöhnlich complizierten Frau entziffern können? Sie barg manche Widersprüche in sich, Fehler und Vorzüge waren eng verwachsen, aber niemals verleugnete sich ein edles, hoffnungsvoll auf das Höchste gerichtete Streben, ein strenges Gefühl der persönlichen Verantwortung. Nicht lange vor ihrem Ende schrieb mein Vater an Herrn von Behr: „Selten hat eine Frau so ungeheuer gearbeitet, mit solcher Ueberwindung, mit solchem Pflichtgefühl — und so wenig Dank geerntet. In Liebe sei's gesagt — keine einfache Natur! Zu beklagen — und zu bewundern.“ Sie gehört zu den gleichzeitig guten und hervorragenden Frauen; in Deutschland besitzen wir deren nicht so viele, daß es sich nicht lohnen sollte der ersten Kaiserin mit dankbarem Verständniß zu gedenken. Vielleicht werfen einige noch folgende Brieffstellen ergänzende Lichter, nicht nur auf diese Fürstin, sondern auch auf den Coblenzer Kreis und auf dessen Atmosphäre. Eines wird auch daraus hervorgehen; so oft setzte man beim Kronprinzlichen Paar exotische Beeinflussungen voraus. Wilhelm I ließ die Anschauungen jener rheinländischen Jahre fallen, der Kronprinz blieb ihnen treu, blieb was Gefinnungen, Freunde, Grundsätze anbetrifft „in dem was seines Vaters war.“

Bei einer andern Gelegenheit sprach sie den Wunsch aus, mein Vater möge den Prinzen Friedrich Wilhelm während seines, trotz aller Camarilla-Intriguen, stattfindenden Besuchs in England begleiten. „In der Zwischenzeit bäte sie mich ihm auf jede Weise näher zu kommen

und Einfluß auf ihn zu gewinnen.“ Obgleich diese Reise seine Dissertationsarbeit unterbrach, nahm er die Aufforderung an und war während des dreiwöchigen Ausfluges Führer und Begleiter des incognito reisenden Prinzen. Etwas später schreibt er (14. Sept. 1852) „Zu dem trefflichen Takt, der ihm zu allen Zeiten eigen war, hat sich eigenes Urtheil hinzugebildet, wie es reinen Seelen gehört.“ Professor Max Müller*) beschreibt den vorzüglichen Eindruck, den der junge Hohenzoller in Oxford machte**): „Rasch erfaßte er die Vortheile des Englischen Universitätswesens, besonders was das College-System und die directe Unterweisung des Lehrers betrifft. Aber mit scharfem Blick erkannte er auch, daß es nützlicher ist an Beispielen zu lernen, als dieselben einfach nachzuahmen. Obgleich der Prinz damals noch ganz jung war, konnte er ab und zu sehr ernst sein. Thatsächlich liefen Gerüchte umher, sein Vater dächte daran zu Gunsten des recht beliebten Sohnes abzutanken, und der Gedanke, daß er möglicher Weise bald berufen werden möge die Geschicke Preußens und Deutschlands zu leiten, war ihm anscheinend nicht fremd.“ Als Beispiel seiner lebenswürdigen Heimathsanhänglichkeit erzählte mein Vater, daß der Prinz bei der Besichtigung des stolz und herrlich gelegenen Windsor Castle ihm zugeflüstert hätte „Babelsberg ist aber doch weit schöner, nicht wahr?“

Als mein Vater nach dem Semester-schluß die Ferien in London verbrachte, ermöglichte er diese Reise auch einem

*) Max Müller. Auld Lang Syne. (Longman London 1898.)

**) Uebersetzt.

neuen Freund, dem Philologen Jakob Bernays*), dessen geistige Gaben er oft erwähnt hatte, mit dem er viel im Plato las und der jetzt von den Bunsen'schen Eltern mit eingeladen worden war. „Wie wohlthuend“, schreibt Georg seinem Vater, (2. Aug. 51) „wird ihm der Verkehr mit Dir ausschlagen, wie genussreich für Dich die nähere Berührung mit diesem seltsam heterogenen Orientalen, der den sichtenden Scharfblick des neueren Juden mit dem großartig majestätischen seiner Voreltern zu verbinden scheint. Er ist mir wirklich sehr lieb. . . Ueber seine Stellung zum Judenthum habe ich viele Betrachtungen angestellt, von denen ich hier nichts sagen will. Beim Mittagessen (denn frühstücken, d. h. Thee oder Kaffee trinken und Butterbrod essen kann er mit Christen) . . . hilft er sich in jüdischen Garlickchen, oder was wahrscheinlicher ist, bei seinen unzähligen und anhänglichen Landsleuten. . . . Er ist ein seltener Mensch, dem der Himmel auch einen practischen Sinn und unbeugsame Willenskraft verliehen. Man hat sich von hier aus sehr angestrengt ihm eine Professur d. h. ein Gehalt zu verschaffen. Endlich langt nun aus Berlin die Antwort ein, die auf immer dem Juden die Aussicht benimmt.“ (Spätere Briefe zeigen wie mein Großvater und Herr von Stodmar sich die größte Mühe geben ihm dennoch eine Anstellung zu erwirken). Seiner Mutter schrieb mein Vater über den Freund (Aug. 22) „Ganz gewiß irre ich mich nicht wenn

*) Von ihm schreibt Paul Heyse in seinen „Erinnerungen“ (Deutsche Rundschau Oct. 1899) „Einer der schärfsten und tiefsten Denker die jemals sich der Aufgabe, Erkanntes zu erkennen (Böck's Definition) unterzogen hatten“.

ich seinen Verstand bewundere, wie auch seine religiösen Ansichten, trotzdem sie nicht die unseren sind. Dir wird zweifellos die seine Intelligenz gefallen, die sich im Gespräch kund thut — trotz des jüdischen Außern, trotz der — ganz ehrlich gesagt — natürlichen Abneigung, welche wir Alle einer so gänzlich fremden Rasse gegenüber empfinden. . . Am Sonnabend darf er weder abreisen noch ankommen, also reisen wir am Sonntag. (19. Nov.)" Dies war wohl seine erste Berührung mit dem Judenthum. Bernays', heute wahrscheinlich selten vorkommendes, leidenschaftliches Haften am Außerlichen, selbst bei seiner innerlichen philosophischen Loslösung vom Dogma, war ihm unverständlich und noch unwahrer als katholischer Brauch, aber das Volk erschien ihm achtungswerth und interessant, und mit seinem fein besaiteten Gerechtigkeitsgefühl hat er sich stets auf das Lebhafteste den gehässigen Anfeindungen dieser Mitmenschen widersetzt.

Eine intime Biographie, und das soll diese vor allem sein, wäre unwahr, wenn die Herzenserlebnisse ausgelöscht wären. So grotesk die Zufälligkeiten oft dazwischen tanzen, im Grund ist es für jeden Menschen überaus bezeichnend, wen und wie er liebt. Ein deutsches, ganz junges Mädchen aus vornehmer Familie hat diese Jahre meines Vaters beeinflusst. Anscheinend erwarteten ihre wie seine Angehörige eine Verbindung, sobald die Verhältnisse es gestatten würden. Es war schwerlich eine Leidenschaft, wohl aber eine bewundernde, vergißmeinnichtblaue Schwärmerei, die durch Kinder- und Jugend-Erinnerungen verinnerlicht wurde. Vielleicht war er ihre erste Neigung; später hat sie ihn abgewiesen, möglicher

Weise schien ihr die gebotene Stellung zu bescheiden, möglicher Weise traute sie, in folge einer ihr gewiß nicht unbekannten Episode mit einer fesselnden Wittwe, nicht unbedingt seinen Gefühlen. Sie hat einen ihr durchaus würdigen Mann, einen westdeutschen Majorats Herrn geheirathet, wurde die glückliche Mutter einer zahlreichen Familie und ist eine der seltenen Großmütter, welche nicht nur den Eindruck der Schönheit, sondern auch des jugendlich unschuldigen Reizes noch immer gewähren.

Jetzt im Sommer 1851 gerieth er gänzlich in den Bann jener interessanten Frau. Sie entstammte einer großen englischen Familie, ihr sehr vermögender Mann war seit langem irrsinnig, jetzt endlich war er gestorben und so durfte mein Vater sprechen. Sie wollte sich nach all dem Traurigen, das ihre unglückliche Ehe gebracht hatte, noch nicht binden, machte ihm aber zweifellos Hoffnung. Er schreibt seinem Vater über sie und über ihre Beziehungen. Auf einem Landstz bei Verwandten hatten sie sich kennen gelernt, dann suchte er sie in London auf. „Die Musik war das Bindemittel. Ich bemerkte aber bald, daß sie es liebte über ernstere Gegenstände vertraut mit mir zu reden und zugleich, daß mich etwas von gewöhnlicher gesellschaftlicher Eitelkeit Verschiedenes nach . . . (ihrer Wohnung) . . . zog. Endlich . . . stieg in mir der Gedanke auf, daß wenn es Gott gefallen möge, das äußere Band der Ehe zu lösen und den gänzlich zerstörten . . . trotz der rührenden (ihm unbekannten) Sorgfalt seiner Frau aus dieser Welt zu entfernen, ihre Freundschaft für mich sich vielleicht in etwas Höheres verwandeln würde. Auf meinen Umgang mit ihr (das machte ich mir damals

klar) mußte dieser Gedanke einen doppelten Einfluß ausüben; einmal war es nun eine noch unendlich höhere Pflicht, in Wort und Blick niemals anders zu sein, als ich in Gedanken war, so nämlich, daß der ihr getraute Mann zu jeder Zeit unsichtbar hätte zugegen sein können — so hatte ich das Recht und den natürlichen Drang ihren Character genau zu beobachten. Beides habe ich mit Treue vollführt und mich von ihrer Großartigkeit in der Sorge um ihren Mann überzeugt . . . und habe ihr Wesen erkannt, als edel, feingewoben und gottergeben. Sie ist wahrheitsliebend wie gar wenige Menschen, hat eine glückliche Fähigkeit des Erkennens.“

Er schätzte sie auf Ende der Zwanziger, nach der Schätzung seiner Eltern war sie Ende der Dreißiger, wenn nicht Anfang der Vierziger. Auch sonst wich die elterliche Auffassung ab; anscheinend hielten sie dieselbe für eine abgefeimte Weltbame und waren weder von ihren Herzens- noch Gemüths-Eigenschaften überzeugt. Zwei Jahre lang begleitete ihn ihr Bild, waren alle Zukunftshoffnungen mit ihr verknüpft. Aber ihr Vermögen wurde in einen langwierigen Prozeß verwickelt, sie hätten unbestimmt lange warten müssen, das halbe Verlöbniß ging auseinander, sein Freund Monckton Milnes erlangte ihm seine Briefe zurück. Es traf ihn nah, ohne Zweifel lag das Auseinandergehen nicht nur in den äußern Verhältnissen, vielleicht uneingestanden, wird er doch gefühlt haben, daß romantisches Interesse und Mitleid verwirrend und verblendend mitgespielt hatten. Unter unseren Kupferstichen fand ich einen, welcher sie im phantastischen orientalischen Gewand darstellt — eine dunkle, weiche etwas schwächende Frau.

Am leidenschaftlichsten hat er vielleicht eine schöne, schwarzäugige junge Schottin geliebt, eine Feuerseele, vielseitig begabt. Da sie ebenfalls vermögenslos war, konnte an keine Verbindung gedacht werden, später wurde sie die glückliche Gattin eines liebenswürdigen, sehr vermögenden Lords und ist immer im freundschaftlichen Verkehr mit meinem Vater geblieben.

Sein Londoner Aufenthalt brachte aber nicht nur Herzenßerregungen, sondern neben mannigfacher Arbeit, mannigfache Erweiterung des Gesichtskreises. So begleitete er den Freund des Hauses, Pastor Wichern vom Rauhen Haus während dessen englischem Besuch und that erstaunliche Einblicke in die Welt der Londoner Diebe, welche damals vielleicht noch fester zusammengefügt war als jetzt. „Ich werde mich“, schreibt er der Mutter (2. Aug.) „so nah als möglich an Wichern schließen, er hat ganz das Gepräge eines großangelegten Mannes.“ Auch mit dem Kunsthistoriker Waagen, der damals die Bilderschätze englischer Privatsammlungen studirte, kam er viel zusammen. Den alten Familienfreund Rauch durfte er ebenfalls in London herumführen. Als sie vor einem der besonders geschmacklosen Zopfbdenkmäler der Westminster Abtei standen (und wie verachtete man damals alles Barocke!) konnte mein Vater eine etwas wegwerfende Aeußerung nicht unterdrücken. Energisch widersprach ihm der alte Herr; das hohl Pathetische sei der Fluch jener Zeit, die glänzende Technik, das hervorragende Können aber des Bildhauers eigenes Verdienst.

Viele bekannte Namen kommen in den Briefen vor. So (5. Sept. 51): „Sir Henry Bulwer Lytton war

da — und behandelte die Panthees köstlich, unnachahmlich; ihn zu beobachten ergözte mich so lebhaft, daß er mich zuletzt nicht ansehen konnte ohne zu lächeln. Er sieht übrigens wie ein großer Hallunke aus und läßt sich Dir (dem Vater) empfehlen Bayard" (der Niniveforscher und ein entfernter Verwandter) „traf ich gestern Abend bei der Herzogin von Somerset . . . Heute morgen hörte ich, daß Lord Shaftesbury" (der bekannte Philanthrop) „in London sei und führte Wichern zu ihm. Er gab ihm auf seine Bitte zwei Briefe, welche die Hände der Schriftführer wohlthätiger Anstalten öffnen wird, da diese sonst nicht immer vollständige, sich über mehrere Jahrzehnte erstreckende Jahresberichte geben mögen."

Dann aber kehrte er nach Bonn zurück um die so lang verschobene Doctorpromovirung endlich zu erledigen. Wieder wurden dem Vater politische Stimmungsbilder geschickt. (11. März 51) „In Coblenz ziehen sie Himmel und Hölle, Altes und Neues in ihren Kampf gegen Preußen heran. So hat Schwanberg vor kurzem dargethan, daß der Herzog von Braunschweig (um den man sich nur kümmert, weil er in preuß. Diensten stand) von den franz. Machthabern mit Geld bestochen sei. Lambard stellen sie (schon zu jener Zeit) als allmächtigen Agenten dar, welcher sich für vieles Geld die Dienste zweier Bitteraten verschaffte, Lafontaine's und — Goethe's. (10. Juli 50) Hier denkt man über die Herkunft Kleist-Rhegow's (als Oberpräsident der Rheinprovinz) sehr ernst. Ich erwähne hier nur Berthès, der wahrlich kein Feind der Regierung oder des Königs von Gottes Gnaden ist. „In diesem Augenblick", sagt er mir, „ist die Gährung inner-

halb der protestantischen Bevölkerung hinsichtlich des Verhältnisses ihrer Kirchengemeinschaft zum Staate größer als ich sie noch gesehen habe, allgemeiner, leidenschaftlicher. Es geht auf Viegen oder Brechen. Einen solchen Zeitpunkt wählt der König um einen Fanatiker hierher zu senden, der jene einzig preußisch-gefinnten Landestheile sofort und unbedingt gegen sich haben wird.“ Er sieht in diesem Schritte eine der vielen Handlungen, welche während der letzten zwölf Monate dazu beigetragen haben, daß wie i. J. 1848 niemand außer einem kleinen Kreis Freund des Regimentes sei „Stockmar*) hat Roggenbach, Theodor“ (der jüngste Bruder) „und mich mit rührender Vertraulichkeit behandelt. „Ich muß meine Kleinen alle um mich haben — diese Tage müßt Ihr (R. und ich) mir ganz schenken — ich will doch sehn was mit Euch wird und wenn ich was zu Eurer Erziehung thue, braucht Ihr Euch nicht zu schämen“ und was dgl. mehr Originelles und Liebenswürdiges zu sagen war. Wir haben aber auch mit allem Eifer an ihm gepumpt, über Belgien, England und Sardinien uns gehörig belehren lassen und einzelne Charactere, wie R. Leopold und den Prinzen Albert, anschaulich zu sehen bekommen.“ . . . (9. Aug. 51) „Der König von Württemberg tritt neulich spöttisch an Römer**) heran und sagt: „Na Römer, ich dachte es wäre doch gut, daß wir nicht Preußisch geworden find.“ Römer: „Majestät, nu mer östreichisch geworden

*) Chr. Fr. Freiherr v. Stockmar, der bekannte Vertraute des Königs Leopold von Belgien, 1848 coburgischer Gesandter beim Bundestag.

**) Robert Römer, namhafter schwäbischer Jurist.

sind, was iesthts?" .. (15. Nov. 1851) „Von der Heydt hat uns mit einer trefflichen Einrichtung beschenkt. Für denselben Preis wie für die Freimarken erhält man jetzt gleich frankirte Couverte von jeder Größe, aus sehr hübschem Papier geschnitten. Das wird die nur langsam um sich greifende Sitte des Frankirens durch Marken rasch genug in's Volk bringen.“

Anfang Januar 1852 schickte er dem Vater das Arndt'sche Gedicht: O mein Deutschland. „Der edle Greis feierte neulich (am 29. Dez.) seinen zwei und achtzigsten Geburtstag. Er war freundlich und lebhaft im Kreise der Vielen, welche von früh bis Abend zu ihm strömten: und doch bewegte ihn unter allem Frohen was er seinen Gästen zu Liebe sprach, nur Eines und dieses Eine gewann immer wieder die Oberhand: der Gram über die gänzliche Verlassenheit der Deutschen in den Herzogthümern. Was nie bei der Uebergabe von Festungen mitten im Kriege geschähe, läge hier vor: Schleswig sei ohne Garantien, ohne Versprechen einer Amnestie hingegeben worden. Dich sollte ich auf's wärmste grüßen sagte er, denn du hättest wacker Deine Haut zu Markt getragen in der Sache, ich sollte Dir nur sagen, wie treulich er es Dir dankte. Hingegen — und nun ergoß sich der Jammer in allen Tönen des Hornes und der Klage.“ (21. Febr. 52) „Der Herzog von Augustenburg*) war vor kurzer Zeit in Bonn und trug mir auf Dir unbekannter Weise seine Empfehlung zu machen. Von

*) Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Vater unserer regierenden Kaiserin.

seinen eigenen Verhältnissen und auch denen von Schleswig-Holstein vermied er, nach seiner Gewohnheit, auf jede Weise zu sprechen. In seinem Umgang entspricht er ganz seinem Ruf eines Mannes von Bildung und Urtheil. (9. Jan. 1852) Gestern kam der Prinz von Preußen zu dem großen Ball seines Sohnes (über 400 Personen) nebst der Prinzessin von Coblenz herüber ... Der Ball war äußerst glänzend — die Gesellschaft ebenso bunt, was man dem Prinzen sehr zur Ehre anrechnen muß. Es hatte nämlich 2 Tage vorher ein ganz exclusiver „County Ball“ in Bonn stattgefunden, nur aus dem Rheinisch-Westphälischen Adel bestehend. Diese Gesellschaft war natürlich ohne Ausnahme vorhanden, daneben aber alles was dem Prinzen bekannt war ... Ich habe wenig getanzt — nur mit Bonnern — und wo mir jemand sitzen zu bleiben schien.“ (Er war diese Jahre über sonst ein eifriger Tänzer und als die junge Fürstin von Waldeck ihrem Schwager, dem Fürsten Wied, sagte, ein besserer Tänzer wäre ihr niemals begegnet, freute er sich über das Lob von so sachverständigen Lippen.) „Die Exklusivität des ersten Balles hat vielen Anstoß gegeben: die Wied's eifern überall dagegen und der hiesige Landrath Frhr. von Hymmen hat seine Theilnahme ausdrücklich deshalb verweigert, („wofür er vermuthlich seinen Posten verlieren wird“ wie W. schalkhaft bemerkt). 29. Febr. 1852. Am Dienstag Abend tanzten wir“ (Theodor und er) „in dem gewaltigen Saale des Bischöflichen Palastes (Coblenz) — eine eigenthümliche Feier des 24. Februars Wir wurden auch zum nächsten Tag befohlen. Nichts konnte schöner, gemüthlicher sein, als das einfache Mahl, zu dem

wir uns Mittwoch um vier niederlegten. Es war sonst niemand eingeladen und das Gespräch daher prächtig ungezwungen. Auch für den späteren Nachmittag hatten sie gesorgt: um sechs Chemische Vorlesung bei einem berühmten Chemiker Dr. Mohr und um $\frac{1}{9}$ beim Thee die Erzählungen des Holländers Herrn von Siebold über Japan Könnte ich Dich nur 10 Minuten über das Ministerium, dessen Ursprung, Gegenwart und Zukunft reden hören. Ueberhaupt halte ich es entschieden nicht viel länger ohne Dich aus! Und Mutters Geburtstag! Ewig Dein treuer Sohn."

Jetzt fand auch das so oft aufgeschobene Doctor-examen statt; es verlief sehr gut, wenn auch natürlich nicht zur eigenen Befriedigung. Im zärtlichen Geburtstagsbrief an seine Mutter, in welchem er ihr versichert, wie der Besitz einer solchen Mutter ihre Söhne vor den mannigfachen Versuchungen eines so wechselreichen Lebens bewahrt habe, schreibt er hierüber. "Ich fühlte, daß wenn ich auch in diesem Zeitraum vom 21. bis zum 27. Jahr an Urtheilskraft zugenommen hatte, ich doch in unerhörter Weise und durch eigene Schuld an dem Nöthigsten zum Examen, an Thatfachen eingebüßt habe. Die Examinatoren waren sehr gütig und so entgegenkommend, daß ich einzelne Theile sogar glänzend bestand, so z. B. Tacitus; andere Theile schienen mir keineswegs des früher Gewußten würdig zu sein. Als es nach fünfstündiger scharfer Arbeit zu Ende war, beglückwünschten alle mich auf das Freundlichste." Seinem Bruder Karl schreibt er am selben Tag: "So glücklich habe ich diesen Geburtstag verlebt, daß mein abergläubischer Sinn behauptet, ich müsse

durchaus einen Rüffel des Schicksals bestehen, um nicht übermüthig zu werden. Dazu hat nun Dein am frühen Morgen eingelaufener Brief nicht das Unwichtigste beigetragen Unerwarteter Weise ist diese meine Promotion in einiges Licht der Oeffentlichkeit getreten, dadurch, daß trotz meines und Theodors ängstlicher Verschwiegenheit bekannt wurde, mein Examen sei auf den 3ten, dem Tag nach der großen Theateraufführung in der *Vinea Domina* (der fürstlich Wied'schen Villa) bestimmt. Zu dieser Aufführung hatte ich nämlich 8 Tage vorher die zweitlängste und Hauptrolle übernommen: der Tag ließ sich nicht abändern und so sonderbar der Contrast auch war, ich mußte zwischen den herumgeworfenen Kleidern eines Generals nach der Aufführung eine, wenn auch noch so kurze Präparation auf das mündliche Doctorexamen vornehmen. Das giebt ein unendliches Gerede — die Leute nennen es genial, was ich nicht abändern konnte. Gelitten hat die Prüfung darunter nicht: ich hätte sie doch nicht besser gemacht, und wenn sie auch weit schwächer ist als die Arbeit — so war sie doch zur Zufriedenheit. Alle die Prinzen und sonstige Bekanntschaft wollen nun zur Promotion kommen." Als Stück war der damals neue „Königs-lieutenant“ von Gutzkow gewählt worden, Prinz Friedrich Wilhelm gab den Vater Goethe, Prinz Neuß, der spätere Botschafter, den jungen Wolfgang. Meinem Vater fiel die Titelrolle zu und sein ausgesprochenes Schauspielertalent bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit. Als bei einer Probe Jemand, ich glaube es war Prinz Neuß, bemerkte, eine ernste Rolle in gebrochenem Deutsch wäre doch ein Unding, entgegnete mein Vater,

„was gilt die Wette, daß das Publikum weint“. Er hat diese vielleicht etwas gewagte Behauptung vergessen, als am Morgen nach der Aufführung ihm die Fürstin schrieb sie müsse ihm doch erklären, weshalb gerade ihm, der doch so besonders viel zum Gelingen beigetragen habe, kein Beifall auf offener Scene, gleich den andern, zu theil geworden sei. Sie hatte das Zeichen zu diesem ihm zugesandten Beifall nach der Scene in der das Gedicht „Klein Blüthen, kleine Blätter“ vorkommt geben wollen „als ich aber bemerkte, daß meine beiden Nachbarn weinten, unterließ ich es“. Das Briefchen schickte er dem Prinze Reuß.

Ueber die bald folgende Promotion und den Doctor schmaus berichtete eine treue Familienfreundin Frau Professor Klausen, der Mutter (18. März 1852) „Nachdem wir am letzten Dienstag zusammen in der Vinea Domini gewesen waren, ging ich früh 11 Uhr meinen gewöhnlichen Gang in die Stadt zu machen (da Damen in der kleineren Aula, die für den Winter gewählt wird, nicht Platz finden denn sonst wäre ich gewiß dorthin gegangen) und begegnete auf dem Wege hohen und höchsten Personen, die mir mit dem Zuruf „in die Promotion“ vorübereilten. Auf dem Rückweg traf ich die Freunde Blumme, Brandis u. s. w. die mir erzählten, daß in glänzender Versammlung die Disputation sehr interessant gewesen, auch ungewöhnlich lange gedauert habe und daß eine so allgemeine Theilnahme zu den Seltenheiten gehöre. Wie die Brüder die Tagesstunden darauf verleben, werden sie selbst wohl genügend berichten; ich gehe zum Abend über, auf dem Brandis den ganzen näheren Freundeskreis — Blumme

Boiffersées, Dahlmanns, Arndts, Fischers, Ritschls, Welter, Dr. Bernays und Dr. Schmidt als Opponenten (natürlich auch Dr. Schaarschmidt, der aber krank war, weshalb statt seiner Johannis Brandis *) opponirte) — geladen hatten Hätten Sie gegenwärtig sein können! . . . Alle waren „at their best“ und blickten mit Liebe, Stolz und Freude auf Ihren theuern Georg, der so heiter und glücklich aussah, wie ich ihn noch nie gesehen. Abwechselnd sangen die Brüder ihre schönen Lieder, mit „sacred music“ schließend, das gab dem Zusammensein eine gewisse Weihe und den Menschen eine so harmonische Stimmung, wie sie wohl selten in einem so großen Kreise gefunden wird. Und hernach beim Souper, so heitere, geistreiche tiefempfundene Worte auf die Lippen, daß eine Gesundheit die andere überbot wie denn fast jeder Redner es unwillkürlich so einzurichten verstand, daß ein anderer angeregt ihm unmittelbar folgen mußte.“

Nicht lange darauf mußte mein Vater endgiltig auf die mit jener fesselnden Wittve verknüpften Hoffnungen verzichten. Er schrieb seinen Eltern. (2. Dez. 1852) „In meinem Innern ist ein tüchtiger Riß, der mit allen Kräften gehoben werden muß. Er geht durch alle Lebensgedanken mitten durch, und wie jeder Nerv unter der Verwundung zittert, so schreit die Seele nach selbständig-machender, selbständiger Thätigkeit.“ Diese Thätigkeit wollte er in der Landwirthschaft finden; sein Vater sehnte sich nach einem dauernden Familienheim, suchte nach

*) Johannis Brandis, Sohn des Bonner Philosophie-Lehrers — später war er Privatsecretär der Kaiserin Augusta und wurde der intime Freund meines Vaters.

einem Gut am Rhein, so wollte er, Georg, Landwirthschaft studiren, um dieses Familiengut dereinst zu verwalten. Auch zog das Studium ihn an. „Diese moderne Landwirthschaft ist es, welche in diesem Augenblick vielleicht die größten Fortschritte in unserm Vaterland macht, die meisten guten Köpfe an sich zieht, der sonstigen Vortheile, hauptsächlich fürs politische Leben, zu geschweigen,“ so schrieb er um diese Zeit seiner Schwester Francis. Er kehrte nach Bonn zurück, arbeitete an der Poppelsdorfer Landwirthschaftlichen Hochschule. In den Herbstferien des Jahres berichtete er über einen kurzen Aufenthalt in Berlin: 14. Sept. 1852. Nun mein geliebter Vater, geht es fort, obwohl mit schwerem Herzen; so unendlich wohl ist es mir ergangen, durch die Liebe der wenigen Freunde, die Freude des Wiedersehens von Bekannten, des Anstaunens, des wirklich Außerordentlichen, was im Gebiete der Kunst die tröstende Muse zu schaffen gestattet und ermuntert.

Ab Jove principium. Der König ist Dir in vollkommen ungeschmälerter Weise zugethan. Du weißt es: Humboldt bestätigte es ausdrücklich — und hier eine Probe. Als zum letzten Mal die Versuche zu Deiner Absetzung erneuert wurden, gab der König anscheinend nach und forderte etliche Tage Ueberlegung. Sie gehen zu Ende und der König erklärt dem Minister-Präsidenten, er stimme ein, aber Du müßtest als Unterrichtsminister nach Berlin. Seit der Zeit, wird berichtet, habe alles directe Anfeinden aufgehört. — Der heutige Tag bringt den Abschluß einer ziemlich lange fortgesetzten Fehde zwischen Sr. Majestät und Herrn von M.“ (der Ministerpräsident Manteuffel)

„Abeken, den ich eben sprach, stimmt mit mir vollkommen überein, daß die Kabinets-Ordre, welche dem Minister-Präsidenten beinah die Stellung eines Staatskanzlers verleiht, ein Gegenschlag sei gegen die Ernennung von Radowicz, welche Bonin auf sich genommen hatte und die merkwürdiger Weise dem Minister-Präsidenten erst ein Paar Tage vor seinem Besuch auf Putbus bekannt wurde, obgleich mehrere Herren vom Hofe schon zwei bis zwei ein halb Monate vorher genau davon unterrichtet waren. Radowicz's Ernennung selbst steht in genauem Zusammenhang mit einer Szene, die vor geraumer Zeit durch eine Depesche des Grafen Hatzfeldt herbeigeführt wurde. Der Prinz-Präsident (Louis Napoleon) hatte den Grafen in Audienz empfangen und die Ausdrücke der Zustimmung zu seinen für den Frieden Europas hochwichtigen Schritten entgegengenommen, zugleich hatte der König ihn seiner besondern Friedensliebe versichern lassen. „Ja“, sagte Louis Napoleon, „ich kenne die gemäßigten Ansichten Ihres Souveräns: aber leider! ist er nicht Herr im eigenen Land — statt Seiner regiert eine Partei — und diese Partei bewirft mich täglich mit Noth. So lange dieser Zustand andauert, muß ich das Schlimmste erwarten.“ „Soll ich diese Ihre Aeußerungen in dieser Form meinem Hofe melden?“ fragt Gf. H. den Prinzen. „Ja thun Sie das, ich wünsche es besonders.“ Du kannst Dir den Eindruck denken: der König fragt Herrn von M. „Ist es wahr, daß Ich nicht regiere?“ Der Minister versucht zwar dem Zorn des Königs zu entweichen, giebt aber zuletzt zu, daß allerdings die Kreuzzeitung in weiten Kreisen für das Hofblatt gelte, daß der persönliche Ein-

fluß der Umgebungen des Königs bisweilen störend in den Gang der Angelegenheiten eingreife und was dgl. mehr ist. Sehr erzürnt befiehlt der König Niebuhr*) einen Artikel für die Adler-Zeitung zu verfassen, worin Gf. Hatzfeldts Abberufung gefordert, auf den Präsidenten gedonnert und die Wirklichkeit des Königl. Einflusses auf die Geschäfte proclamirt wird. Natürlich verweigert Herr v. M. besonders wegen des zweiten Punktes die Aufnahme in's offizielle Organ. Längere Entfremdung des Königs vom Minister: die Kaiserin, welche letzteren zur Audienz befohlen, soll ihn mit den Worten empfangen haben: „Mein Bruder ist nicht gut auf Sie zu sprechen Herr v. M. aber ich freue mich Sie zu sehen.“ Der König befahl Hinzfelden, ernstlich gegen die Kreuzzeitung einzuschreiten: mehrere Nummern werden confiscirt und nur die Drohung des Blattes, ganz aufhören zu wollen, unterbrach die Beweisführung vor Europa, daß keine Partei regiere. Aus dieser Spontaneitäts-Politik ist denn auch die drei Monate verheimlichte Ernennung R.'s hervorgegangen. Man erzählt, daß Manteuffel direct seine Entlassung eingereicht, der König aber darauf bestanden habe, Radowitz sei mit Recht zu einer bloß militärischen Stelle einfach durch den Minister des Krieges berufen. Ich höre vielfach behaupten, in dieser Handlung liege ein erster Schritt zur Selbständigkeit von Seiten Bonins, der auf weitere Dinge als seine jetzige Stelle ausgehen soll. —

Der Prinz Friedrich Wilhelm kehrte sehr spät von Petersburg zurück. Ich fand ihn sichtlich erstarft.

*) Marcus Niebuhr, der Sohn des Geschichtsschreibers.

Der Dienst in seinem Regiment und mehr noch die letzte Strapaze in Rußland hatten ihm das männliche Aussehen gewonnen, das ihm in Bonn, bei der sitzenden Lebensart noch fehlte. Oberst Fischer*), den ich zufällig in Berlin traf und der den Prinzen vor mir gesprochen hatte, trug mir besonders auf, Dir zu schreiben: „daß die Reise nach Petersburg garnichts verändert habe, spurlos an ihm vorübergegangen sei.“ So erschien es mir auch bei der kurzen Audienz, die er mir gewährte. . . In Rußland hat er Schein und Wirklichkeit sehr wohl zu unterscheiden gewußt, also in fast allen Dingen, sogar im Manöverwesen, beinah nur erstern entdeckt.

Humboldt konnte ich auch erst gegen den Schluß meines Aufenthaltes sprechen: erst war er mit dem König auf Rügen, dann ernstlich erkrankt gewesen. Dort scheint es, hat er das Unglaubliche geleistet, die Stubbenkammer erstiegen und ist, was etwas halbsbrecherisch sein soll, nachher den steilen Weg ohne Hülfe herabgestiegen, über schwankte, steile Bretter in das Dampfschiff gehüpft und bergl. . . Er empfing mich mit gewohnter Güte und unterhielt sich lange über Dich, den König u. s. w. Sein vierter Band macht ihm viel Mühe: er soll die Erde umfassen, und Humboldt sieht nicht, wie er des Stoffes Herr werden kann: „ich weiß zu viel — und da sind meine Sammlungen.“ Er bestätigte mir, was ich schon gehört hatte, daß Macaulay den durch Th. Moore's Tod erlebigen Orden *pour le mérite* erhalten soll. Humboldt

*) sein militärischer Begleiter.

hat der Akademie sein Vorschlagsrecht abgetreten und es ist Sitte, daß der König den ersten der drei von ihr Vorgeslagenen ernennt. Humboldt ist mit der Wahl einverstanden und glaubt, der König wisse nicht genug von Macaulay um dagegen gestimmt zu sein: er (H.) wolle ihn zuerst von Macaulay als dem Lobpreiser Niebuhr's unterhalten. So zweifelt er garnicht an des Königs Zustimmung. — Ueber Radowizens Ernennung sprach er sich erfreut aus: weil es ein Beweis seiner Freundestreue, so dann ein Akt der Spontaneität sei, und endlich ein neuer Beleg zu der Erfahrung, die er (H.) in den letzten Monaten gemacht, daß die Anwesenheit des Kaisers" (von Rußland) „per contraria den König liberal gestimmt oder wenigstens sich liberal hat erscheinen lassen. Der König sei eben „mit zwei Genien im Leibe zur Welt gekommen, die sich oft sehr in den Haaren gelegen hätten, jetzt aber in äußerst humoristischer Weise sich mit einander vertragen.“

Ueber Politik habe ich viel gehört und gesprochen. . . .“ (sonderbar klingt jetzt die Erwähnung der „adlerbaustaatlichen Ansicht der Kreuzzeitung und daher erklärliche absolute Freihandelsliebe.“) . . . An der ganzen Atmosphäre merkt man noch sehr, daß Berlin weit im Osten liegt. . . . Noch einen Schwank, der dem Herzog von Gotha in Wien begegnet ist und zwar schon im vergangenen Februar. Er trug dort wie überall sein Schleswig-Holsteinisches Gedenkzeichen (was außer ihm noch die Herzöge von Braunschweig und von Nassau haben) und so auch bei einem Hoffeste. Der gerade anwesende Geschäftsträger Dänemarks und einige dänische Offiziere stecken

die Köpfe zusammen und rüden den nächsten Tag zum Ernestinischen Minister-Residenten: „es sei das eine Beleidigung ihres Souveräns, und folglich ihrer selbst: sie sollten eigentlich ihn (den Diplomaten) fordern: so viel erklärten sie aber bestimmt, wenn der Herzog fortführe so würden sie mit ihm niemals am selben Ort bleiben, sondern wo sie zusammenträfen, müßte Er oder müßten sie den Saal verlassen.“ Der Diplomat giebt ihm vollkommen Recht, aber er wolle schon eindringliche Vorstellungen machen. Wie der Herzog davon hört, läßt er anspannen und fährt zu Schwarzenberg: es sei ihm zwar angenehm, überall die Gegenwart der Dänen verlieren zu sollen, aber um widerwärtige Scenen zu vermeiden, wolle er ihn, den Fürsten, um seine Meinung fragen. Stimmt er mit jenen überein, so werde er lieber noch denselben Tag Wien verlassen. Ach, erwiderte Schwarzenberg, die Dänen seien ein unnützes, auffälliges Volk, die ihm so schon viel Mühe machten; der Herzog solle Seinem Gutmüthen folgen: er wolle überall aussprechen, daß er dem Herzog beistimme. — Der erste Besucher, der am nächsten Morgen sich beim Herzog anmelden ließ, aber nicht angenommen wurde, war — der Dänische Geschäftsträger. Diese Geschichte habe ich von Samwer*) . . . der sich Dir auf's Herzlichste empfehlen ließ.

. . . Rauch's Friedrich-Monument hat nicht seines Gleichen: ich besuchte es unmittelbar nach unserer Ankunft

*) R. F. Samwer, der durch seine Verfechtung des Schleswig-Holsteinischen Unabhängigkeit bekannte Politiker, später Coburg-gothaischer Minister.

in Berlin um 10 Uhr Abends bei hellster Mondbeleuchtung. Man ist darauf auch allgemein gehörig stolz, und wenn Mängel entdeckt werden, so geschieht es nur ganz im Geheimen und vertraulich, wie vor einem geliebten Freunde. Ein solcher Mangel — vielleicht der einzige von Bedeutung — ist die zu große Bescheidenheit der Vinien, die Schmalheit des Unterbaues, was man besonders im Vergleich zum kleineren aber imposanteren Denkmale des Großen Kurfürsten hervorhebt. Aber Rauch hat seinen guten Grund gehabt: Friedrich d. Gr. und Preußen überhaupt ist durch Schmalheit, durch enges Zusammenhalten der Kräfte groß geworden, und ein Uebergehen in weite Rococo-Vinien würde nicht bloß ein Verstoß gegen den guten Kunstgeschmack gewesen sein. . . Rauch hat mich einmal zum Essen eingeladen und läßt Dich auf's Zärtlichste grüßen. Cornelius war wenig Minuten, bevor ich ihn aufsuchte plötzlich nach dem Süden verreist! Raubach dagegen kam während meiner Anwesenheit nach Berlin, und ist wiederum am Componiren von Friesen und Bildern thätig. . . . Drake darf ich nicht vergessen; auch Riß nicht — beide sind sehr eifrig und haben viel zu thun. . . . Bei und durch Olfers*) habe ich viel gesehen, vor Allem das wirklich prachtvolle Neue Museum. — In Potsdam bin ich zweimal gewesen, einmal um Niebuhr zu besuchen ein andermal um einen Umgang in dieser allerdings wunderbar schönen Dase vorzunehmen. . . Ich aß (bei Niebuhr) zu Mittag, wo ich mich mit ihm, seiner trefflichen Frau (eine geborene Wolzogen, die Mutter

*) F. v. Olfers, der General-Director der königlichen Museen.

ja auch liebgewann) und seinem Schwager Rathge sehr gut unterhielt. . . Potsdam hat mich vollständig überrascht, weniger Sanssouci . . . als die Parks der Brüder des Königs um das schöne, bewegte Wasser bis zur Pfauen-Insel hin. Im Ganzen wie im Einzelnen finde ich diesen Theil vollendet schön — auch die Kirche zu Sakrow, alt-byzantinisch mit freistehendem Glockenthurm am Rande des Wassers vom König gebaut, ganz einzeln stehend, wohin an sommerlichen Sonntagen früh die Gondeln aller der Herrschaften, welche den See (denn das ist die Havel hier) umwohnen, hingleiten und von wo der König es liebt die Orgeltöne schon eine ziemliche Weile vor dem Landen auf dem Wasser selbst zu hören. . . . Abeken, Dr. Peters und mein freundlicher Wohnungsgeber Schlözer waren mein täglicher Umgang. Peters hat noch einige Jahre über Mozambique zu arbeiten und geht dann wieder nach Afrika, wenn es ihm möglich gemacht wird. Schlözer ist an einem dritten und letzten Theil seiner Hansa beschäftigt. Abeken . . . ist die Freundlichkeit selbst. Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, in wie weiten Kreisen sein Hahn-Buch Bewunderung erregt, ihm wirkliche Verehrer gewonnen hat. . . . Für heute muß ich schließen und könnte doch erst anfangen! Dein G. B.

Dann schrieb er nach einem Besuche in Coblenz. 29. Dez. 1852. „Man sah uns“ (Theodor und er) „zweimal beim Essen — am Sonntag im Familientreis und versäumte keine Gelegenheit uns Vertrauen an den Tag zu legen. . . Auf die Gefahr hin, daß Du schon die Einzelheiten kennst, theile ich hier mit was ich über

den Ueberrumpelungsversuch der Oestreicher in der Zollfrage vernommen habe. Während des kaiserlichen Besuches hat der König trotz vielerlei Anfechtungen und Betaustungen durchaus in dieser Frage sich nicht aussprechen wollen, sondern ist immer ausgewichen. Da erscheint denn Herr von Bruck am Morgen des letzten Tages um 9 Uhr bei Herrn v. Manteuffel und spricht: Da wir vollkommen einig sind in allen wesentlichen Punkten, so können wir den von Ihnen gewünschten Handels-Vertrag sofort abschließen: kommen Sie mit zum Kaiser, da kann unterzeichnet werden. Manteuffel trägt Bedenken, erklärt, es sei ja über viele der wichtigsten Punkte noch keine Verständigung erzielt worden: Tariff Fragen ließen sich nicht aus den Ärmeln schütteln. Bruck: „Ei, so kommen Sie doch nur mit, diese Bedenken können wir ja beim Kaiser (Franz Joseph) durchsprechen.“ M.: „Ich habe nicht den Befehl meines Königl. Herrn, in dieser Angelegenheit mit S. Kaiserl. Majestät zu unterhandeln.“ Bruck verschwindet. Schon eine halbe Stunde darauf wird aber Manteuffel in's Schloß befohlen und findet bei seiner Ankunft die beiden Majestäten und Bruck an einem Tische sitzend. Der Kaiser eröffnet die Unterhandlung mit einem gut eingelernten Vortrag worin er die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit des sofortigen Abschlusses klar macht. Nachdem er geschlossen, fordert der König, nach einigen Worten des Dankes, den Herrn v. Manteuffel auf, seine Meinung zu sagen. Nun (wird erzählt) soll der Minister recht geschickt die Forderung zurückgewiesen haben nach fünf Jahren (1859) über eine Zollvereinigung zu unterhandeln im darauf folgenden sechsten Jahre eine solche zu schließen.

Einmal sei es unschicklich hinter dem Rücken der neuen Verbündeten etwas Bedeutendes für das nächste Jahr der eben beginnenden Handelsperiode festzusetzen, da ja alle neuen Verträge auf zwölf Jahre abgeschlossen seien. Sodann aber werde niemand vorhersagen können, wie nach fünf Jahren die Handelsconjuncturen dies- und jenseits stehen, eben so wenig, ob ein Jahr nun auch nothwendig den Abschluß ermöglichen werde; es wolle ihm bedünken, daß man eben so gut jetzt als zu irgend einem vorher fixirten Zeitpunkt mit den Unterhandlungen beginnen könnte. Dieser Eine Artikel schloß ihm so große Bedenken ein, daß er allein um seinetwillen nicht zum Abschluß rathen dürfe. Der König ergriff nun das Wort, gab Manteuffel Recht, wies auf die wunderbare Einmüthigkeit des Volkes in dieser Angelegenheit hin und schloß damit zu erklären, daß er sich vor Gott verpflichtet fühle, nichts zu übereilen. . . . Das Benehmen des Kaisers scheint höflich, verbindlich gewesen zu sein, wogegen man über auffallende Schroffheit bei seinen Begleitern geklagt hat. Weniger als vermuthet worden hat seine Erscheinung (in der ihm ungewohnten preußischen Uniform) den Eindruck des Ritterlichen gemacht: er ist Vielen wie ein unflügger Kaiser-Franz-Vieutenant erschienen. Der Prinz rühmte an ihm den schon sehr ausgebildeten Verstand, seine Sorgfalt in Allem was ihm obläge, die Sicherheit mit der er die Generalität angerebet hätte.

So sehr zufrieden man auch mit dem Verunglücken der Ueberrumpelung war, so wenig schien man alle Furcht aufgegeben zu haben, daß die gegenwärtige naturgemäße Stellung Preußens noch in Gefahr gerathen könnte.

Bayern, Sachsen, Hannover seien unermüdblich im Drängen, daß „der erste Besuch“ eine Vergeltung verdiene zc. zc. Bisher steht man noch fest.“ (Notiz meines Großvaters: O schade, daß das ein Ruhm ist!) „Mit den Coalitionsfürsten ist man wenig zufrieden. Die Bitterkeit scheint über das Maß zu gehen, da sie uns für jede Herablassung Oestreichs bereitwilliger macht. Darmstadt kommt besonders schlecht weg (wo, beiläufig gesagt, der Hof durch russische Besuche zc. so ausgefogen ist, daß die Handelsleute der Residenz nicht Credit geben mögen) und man erinnert sich der Zeit wo der Großherzog von seinem Vater als Borussomane verschrieen wurde. . . Des Königs Max längere Reise im jetzigen Augenblicke mißfällt auch sehr: obwohl v. d. Pfordten's einmaliger Sieg über des Königs Abneigung ihm desselben Beistimmung auch für künftige Schritte doch garantiren würde. Hat doch v. d. Pfordten, nachdem er in Dönniges' Abwesenheit den König für den Beitritt zur Coalition gewonnen hatte, sich für so sicher gehalten (und mit Recht), daß er besagten Dönniges hat zurückkehren lassen und ihm eine Stelle im eigenen Ministerium gegeben! Nur mit Baden ist man trotz seiner sehr begreiflichen Zurückhaltung doch zufrieden und hält es für redlich dankbar.

Sehr beredt war die Prinzessin vor andern und unter vier Augen in deinem Lobe. Ich möchte dir noch besonders für deine stetige Correspondenz mit ihrem Manne danken. „So weit auch sonst des Prinzen und meine Ansichten von einander abweichen, ein Verbindungsglied liegt immer in der unverilgbaren Liebe des Prinzen für Alles, was ihm aus England kommt. Immer erscheint

ihm Vieles fremd: aber weil er es willig zu studiren unternimmt, so werden ihm Mittheilungen, Urtheile wie die Ihres Vaters ein höchst bedeutsames Mittel politischer Fortbildung. Bei den immer wieder beginnenden Versuchen ihn zur Reaction hinüberzuziehen, ist die Fortsetzung seines Briefwechsels mit Ihrem Vater mir eine stete Freude, ein wahrer Trost." — Ihre Freude über des jungen Prinzen Anwesenheit, Aussehen, Unschuld und Lebensfrische ist garnicht zu beschreiben, sie strahlte aus jedem Worte hervor. Prinz Friedrich Wilhelm ist ein äußerst pflichttreuer Compagnie-Chef und ein sehr camaradschaftlicher Offizier ... er ist ein prächtig lebenswürdiger Jüngling. Nun lebewohl geliebter Vater. Dein G. B."

Ähnlich — und für uns wehmüthig — klingt es in einem etwas späteren Brief aus Coblenz wohin sie wieder auf mehrere Tage eingeladen worden waren. (2. April 53) „Den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm freute ich mich bei unserem ersten Besuch über einem von Theodora*) geschriebenen Bogen anzutreffen, dessen Inhalt Dir nicht unbekannt sein kann. Es war mir ein schöner Beleg dafür, daß er sich mit königlichen Dingen, wie Politik und großen militärischen Fragen, freudig und eingehend beschäftigt." (Wahrscheinlich handelte es sich um die vom General v. Radowik im Bunsen'schen Kreis eingerichtete „Akademie“, in welcher die Mitglieder es im Wettstreit versuchten die besten Verdeutschungen fremder Dicht zu liefern.) „Er ist ein eifriger Hauptmann, seiner Com-

*) Der vorletzten Bunsen'schen Tochter, späteren Freifrau v. Ungern-Sternberg.

pagnie mit wahrer Liebe zugethan: eine gnädige Vorsehung schenkt ihm einen frohen Sinn und in der Erfüllung seiner Pflichten volle Befriedigung — sie verleihe ihm auch volle Zeit zur Entwicklung. Das müssen wir alle beten. Er war äußerst herzlich gegen mich.“

Am 31. Dez. 1852 schrieb er: „Mehrere die ich in Coblenz sprach, wollten auf's Bestimmteste bemerkt oder gehört haben, des jungen Kaisers von Oestreich Abneigung gegen England sei eine fest eingewurzelte, leidenschaftlich zur Schau getragene, immerfort im Zunehmen begriffen. Von innerer Politik weiß ich nichts zu erzählen — es wäre denn, daß weder Zeitungen noch Briefe Dir von der Zurückweisung der Junker durch den König bei dem neulichen Fest im Weißen Saal gemeldet hätten. Der König hat zu einigen Häuptern der Partei gesagt: Sie hielten gewiß die Königsgewalt in Preußen für gänzlich darniedergeworfen, als Sie es wagten, meiner Regierung Propositionen wegen Bildung der Ersten Kammer zu verwerfen. Aber die Krone besteht noch — und eher wollte ich mein Leben lassen, als Ihren Forderungen nachgeben.“ Ueberhaupt bestätigt Alles den Eifer, mit welchem der König an der Neubildung der Ersten Kammer arbeitet. Er hat neulich gesagt: Leider hindert mich erst des Kaisers Besuch, dann diese, dann jene Abhaltung: aber erst will ich nur freie Hand haben, und in ein Paar Jahren will ich dann schon dieses Lebenswerk vollendet sehen.“

Es siegte aber die russische Hofpartei in Berlin und mein Vater schrieb, 15. Mai 1854 aus London dem auf dem Lande weilenden Vater: „Der Prinz von Preußen von seinen militärischen Functionen entbunden und außer

Landes gereift! Die Wolken ziehn sich dermaßen über unser Königshaus zusammen, daß man das Ende nicht absieht. Abbitation! Wie kann man etwas anders wünschen? Und gewiß steht sie nicht zu hoffen, denn Preußen besitzt keinen Fürsten F. Schwarzenberg.“ (Um diese Zeit war Bismarck bereits in Frankfurt, vollzog sich der denkwürdige Umschwung, den wir in so hervorragendem Maße jenen Versailler Januartag verdanken!) In dem Entschluß des edlen Prinzen liegt jedenfalls ein Segen. Sein Name hat im Meer einen wunderbaren Klang: sein offenkundiger Bruch mit Rußland und dem Hofe wird Tausende heilen und Tausende stärken. . . — Deine Abwesenheit löst Clarendon*) und Walewski**) den lang verhaltenen Unmuth und Hendel***) versicherte mir, es sei fast unerträglich, die Ausbrüche anzuhören in denen sich jene Neuen ergingen. „Je vous dis“ hat W. gerufen, „la politique du Roi est pitoyable.“

Diese politische Krise hatte schwer in das Bunsen'sche Familienleben hineingegriffen; mein Großvater hatte sein Entlassungsgesuch eingereicht. Carlton Terrace mit allen reichen Erinnerungen wurde aufgegeben und ein neues Heim in Heidelberg gegründet. Für die Stimmung in England nur ein Beispiel. Die Gepäckträger des Londoner Dock's weigerten sich einen Heller von dem selbst ihnen dem Namen nach bekannten und verehrten Gesandten zu

*) Earl of Clarendon, englischer Staatsmann, 1854 Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten.

**) Graf Walewski (Sohn Napoleon's I.), französischer Minister und Diplomat, damals Gesandter in London.

***) Graf Guido Hendel Donnersmarck.

nehmen, wollten auf diese Weise ihre Hochachtung bezeugen.

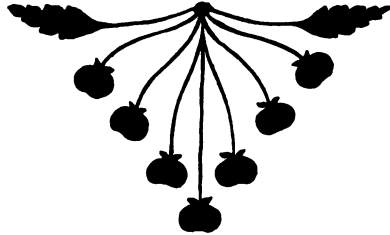
Jeder Gedanke an einen Gutskauf wurde aufgegeben, mein Vater sah keine Möglichkeit seine mit Lust und Liebe erworbenen landwirthschaftlichen Kenntnisse zu verwerthen. Der Beamtenstand erschien seinem ausgeprägten Sinn für Selbständigkeit unannehmbar, ein „Beruf um den Unterthanenverstand zu zügeln“. Die Ausnahmelaufbahn des Vaters hat doch wohl ungünstig auf die Söhne gewirkt, unwillkürlich mögen diese ebenfalls einen Ausnahmeberuf erwartet haben, konnten sich schwer in die abgetretenen Geleise finden. Gewiß nicht ohne Erinnerung an persönliches Leid schreibt er viele Jahre später eindrücklich über einen Neffen: „Möglichst früh sollte ein Mann sich einen Beruf erwählen.“ Während er nun in London die väterlichen Angelegenheiten abwickelte und ordnete, tauchten die verschiedensten Pläne auf, um wieder verworfen zu werden und dieser Sommer bezeichnet wohl die niedergeschlagenste Stimmung seines Lebens.

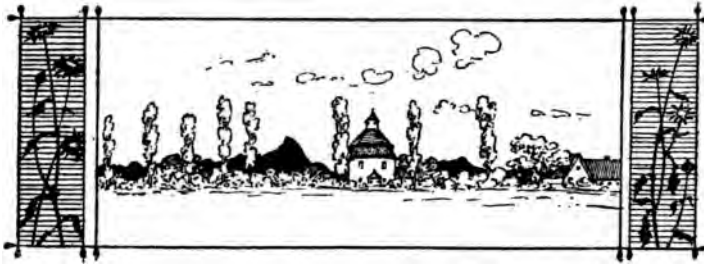
Da, im Herbst, lernte er während eines Besuchs an der englischen Ostküste ein junges Mädchen, Emma Birbeck, kennen. Während eines Rittes am Meeresufer hielt er um sie an, kurze Zeit darauf gab sie ihm auf dem schattigen Flußweg der elterlichen Besitzung ihr Jawort. Am 21. Dezember 1854 war die Hochzeit. Die erwählte Braut, heute seine stilltrauernde Wittwe*), will ich, die

*) Am 25. Juli 1899 verloren wir unsere sanfte, treue, liebevolle Mutter, folgte sie dem Mann, seit dessen Tod sie ein wohl ergebeneß, aber innerlich geknicktes Dasein führte.

Tochter, nicht schildern, auch nicht das ungetrübte Glück, das sie in einander fanden. In einem Brief an ihren Verlobten schrieb sie: „eins wenigstens kann ich versichern, Niemand könnte Dich wahrer und tiefer lieben.“

Vollkommner sind niemals Worte in Erfüllung gegangen.





Burg Rheindorf.

V.

Burg Rheindorf.

L'idée grave du bonheur.
de Goncourt.

Die Ehe brachte ihm nicht nur ein schönes und reines Glück, sondern auch die Erfüllung seiner sehnlichen Wünsche nach einer festen Heimath, nach einem festen Beruf. In der Nähe von Bonn fand er ein kleines Gut mit einem anheimelnd altmodischen Haus. Professor Hartstein, sein landwirthschaftlicher Lehrer, hielt die Ertragsfähigkeit der Besizung für gesichert, ihn selber begeisterte auch noch die Aussicht auf das Siebengebirge, die Nähe des Rheins. Im August 1855 zogen sie ein und das erste Kind wurde in Burg Rheindorf geboren. Wenn er auch, wie gewiß zahllose junge Ehemänner, die bereits halb vorauszu sehende Ankunft desselben als etwas verfrüht empfunden hatte, bereitete er dem Töchterchen einen dankbar beglückten Empfang, wie er auch immer ein überaus zärtlicher Vater war. Lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke an das politische

Leben, auf diesem Gebiet zu wirken erschien ihm Sache der Pflicht. Aber noch wartete er, wollte sich vorläufig erst in seine Landwirthsthätigkeit einleben. Einen guten, anhänglichen Stamm Tagelöhner heranzuziehen war sein besonderes Bemühen und im Winter sann er auf Mittel und Wege ihnen Arbeit zu geben, ließ z. B. bei sich Chauffee-
steine klopfen, statt sie in zerkleinertem Zustand anfahren zu lassen. Durch seine englischen Beziehungen verschaffte er sich neue Geräthschaften, kaufte Shorthorn- und Alderney-
Rühe sowie Berkshire-Schweine, hoffte durch diese berühmten Zuchtthiere die Rassen der Nachbarschaft zu heben.

Mit Herrn von Bethmann-Hollweg*) auf Rheineck verkehrte er jetzt wie früher oft; über dessen Plan einer politischen Zeitung**) hatte er früher (7. Nov. 1851) dem Vater geschrieben: „Ueber Hollweg habe ich mich hier vielfach unterrichten können — das Neueste erfahre ich aber wohl heute Abend, wo ich den Fürsten Wied zu sprechen hoffe, der als ein verständiger und patriotisch gesinnter Mann gleich gestern nach Rheineck gefahren ist um sich mit dem Schloßherrn zu besprechen. Jemand hat ihm (§.) die Frage geradezu gethan, die jedem zuerst in den Sinn kommt. — Wer ist der Mann gewesen der Hollweg zuletzt getrieben hat sich klar zu werden und folglich zu handeln. Er hat die freimüthige Anfrage sehr edel dahin beantwortet, daß er seit Ende 48 allen seinen Kummer in der Inneren Mission zu begraben gesucht habe: zuletzt sei aber das Gefühl der schändlichen Treulosigkeit, mit der die

*) M. A. v. Bethmann-Hollweg, Jurist und Staatsmann.

**) Es handelte sich um die „Preussische Wochenschrift“ mit welcher dann die gemäßigt liberale Partei identifizirt werden sollte.

wichtigsten Dinge behandelt würden zu mächtig geworden, und er hätte empfunden, daß Gott selbst ein solches Hasenherz wie seines als Werkzeug benutzen könnte, um der Lüge und dem Trug entgegen zu treten. So sei denn der Entschluß hervorzutreten sein eigener gewesen. Seine Frau habe ihn gewarnt und gerathen sich zu prüfen: denn er werde als Don Quixote oder als David vor der Welt enden. Offen seien ihm nur wenige beigetreten — unter Andern sein Schwiegersohn Graf Berponcher (der, beiläufig gesagt, seine Entlassung angeboten hat, um nicht als Beamter in Opposition zu treten): brieflich und insgeheim erhalte er hingegen unerwartet großen Anhang. Sein Aufenthalt in Berlin habe ihm nun auch endlich über Viele die Augen geöffnet. So über L. v. Gerlach, einen raffinirten Egoisten, der ihn früher eigentlich immer als dummen Jungen behandelt hätte und jetzt weinerlich, süß bettelnd.“ Jetzt schrieb er (3. Aug. 1855) über denselben Herrn von Bethmann-Hollweg. „Eine Persönlichkeit wie die seine, hochstehend, geachtet, noch im öffentlichen Leben befindlich dem König genehm, ist zu viel werth, als daß wir sie nicht nehmen müßten wie sie ist. Seltsam genug — aber sein Blatt ist jetzt in die Stelle der Gervinus'schen Deutschen Zeitung v. J. 1847 getreten und bespricht allein unter allen sämtliche deutsche Fragen mit Würde und Freimuth; es darf das thun, weil H. eben so im Vande steht. Und so thut die Existenz seiner Partei der herrschenden Reaktion Schaden. Mehr wird man sich nicht von ihr versprechen dürfen.

Superintendent Sander im Wuppertal, den ich 1852 in Bremerhaven mit den Füßen stampfen und den Bohn

Gottes herabrufen sah, wie wir auf einem Schiff bei den eben versteigerten Kolossen der Deutschen Flotte vorbeifuhren — derselbe Sander studirt jetzt aus der Offenbarung und den Aktenstücken heraus, daß der Krieg gegen Rußland, weil für Frankreich, ungöttlich sei! So geht es jetzt, und das macht Hollweg den größten Kummer, all den Rheinischen Frommen, die Liberale in der Politik wie in kirchlicher Verfassung waren, und nun sich von ihm zurückziehen, weil er gegen die Obrigkeit sich widerseze.“ Mein Vater sollte auch noch erfahren, wie schwierig eine ausgesprochen religiös-kirchliche Anlage sich mit politischem Freisinn (außerhalb Englands) verbindet!

Wieder spielte er den Boten zwischen Bunsen und dem diesen sehr wohlgeneigten Prinzen von Preußen. Mein Großvater erfreute sich der Gunst dreier preussischer Könige, so überschwänglich die Freundschaft Friedrich Wilhelm des Vierten sich gab, die der beiden andern, von ihm dem Temperament nach unendlich verschiedenen Herren, war fester als jene. Am 20. April 1855 schreibt er seiner Schwiegermutter über einen solchen Besuch bei der Prinzessin von Preußen*): „Die arme Frau ist seit 1853 gealtert; sie merkt und empfindet zu intensiv, sowohl als rege Politikerin denn als Mutter, die großen Gefahren, welche die schwache Hand des Herrschers über das Land und über die Dynastie heraufbeschwört Da der Prinz von Preußen abwesend ist, wird die Etiquette hier am Hof auf das Nothwendigste beschränkt. Die Dame des Hauses bereitet selbst den Thee, reicht selbst die Tassen und das Gespräch ist so einfach und zwanglos als in den meisten Privathäusern, ja noch mehr als in vielen.“ Am

23. Oct. 1855 berichtete er seinem Vater über eine lange Audienz bei der Prinzessin, über deren Bestellungen an ihn, an Bethmann-Hollweg, an den Grafen Albert Pourtales und an Herrn von Ussedom „obwohl ich ihn (v. U.) wenig kenne, achte ich ihn, auf Grund dessen, was seine Freunde und Ihr Vater besonders, von ihm sagen, so sehr, daß ich jedes Mittel benutzt habe, um ihn dem Prinzen angenehm zu machen.“ Dann schreibt er am 1. Mai 1856: „Geliebter Vater. Ich ging mit ernstlicher Besorgniß nach Coblenz. Der Prinz war da; um seinetwillen hauptsächlich hatte die Prinzessin mich hinbestellt — und ich verhehlte mir nicht, daß Dein großes Schreiben, wenn er es zu hören verlangte, ihm in manchem Theil mißfallen könnte. Du selbst sprachst einen Zweifel darüber aus, ob man ihm den Brief oder Theile desselben vorlesen sollte. — Gleich nach meiner Ankunft bestellte mich der Prinz zu einer Privat-Audienz und empfing mich gleich mit der Ankündigung, daß Er den Briefwechsel zu hören wünsche: Ich möge ihn am nächsten Morgen mitbringen. „Wir haben,“ sagte Er, „in Berlin die Zustände zu ertragen, die wir uns viele Jahre hindurch künstlich geschaffen. Die letzten Ereignisse (der Tod Hindelbey's u. s. w.) sind deßhalb von großer Wichtigkeit, weil sie diese Zustände an den Tag gebracht haben: — eine Kluft zwischen den Parteien und zwischen den Ständen, wie sie eben nur eine solche Politik wie die unsrige seit mehreren Jahren ist, erschaffen könnte.“ Der Prinz gab darauf von der Hindelbey'schen und der Depeschen-Angelegenheit eine vollständige, aktenmäßige Erzählung, die Du wohl schon durch Ussedom vernommen haben wirst. Die „vertrauliche

Mittheilung“ welche Hindeldey erst aussprach und später nicht amtlich wiederholen wollte, sondern zurücknahm, war nicht (wie alle Welt glaubt), daß der König die Aufhebung des Jockey-Clubs befohlen, sondern daß der König die Ausweisung zweier Mitglieder aus Berlin verlangt habe. Von diesem Verlangen war der König später zurückgetreten, da er Offiziere seines Heeres nicht aus Berlin ausweisen kann ohne Spruch eines Ehrengerichtes. Hindeldey wollte also, indem er sich weigerte die unüberlegte Mittheilung amtlich zu wiederholen, nichts anders als den König decken. Rochow, indem er sich weigerte, diese Erklärung des Stillschweigens anzunehmen und öffentlich H. einen Vügner zu nennen fortfuhr, wollte nichts anders als seinen Sturz. Die beiden Offiziere, welche jenes Wort des K.'s betroffen, schwiegen sechs Monate still und forderten erst dann eine Untersuchung — die Partei hatte sich gegen die Ehre, die Stellung oder — das Leben H.'s verschworen. Diese drei Punkte die der Prinz recht deutlich hervorhob, sind dem Könige nicht entgangen. „Hindeldey ist gestorben,“ rief er aus, „um mich zu decken. Rochow, der doch einer der ältesten Familien des Landes angehört, hat dieses wissentlich nicht verstehen wollen — weil jener ein treuer Diener gewesen, hat man ihn stürzen oder umbringen wollen.“ In der Depeſchen-Sache, sagte der Prinz, sei Er so weit gegangen als Er gehen konnte und sei vom Justizminister und vom König glänzend im Stich gelassen worden. K.'s Brief war ihm durch seinen Secretär mitgetheilt worden; er kam von G., wie ihm erst viele Monate später bekannt geworden sei. Der unverſchämte Gefell denunzirt den Prinzen darin vollständig

seiner liberalen Opposition wegen und schließt damit, man möge doch um den üblen Eindruck zu verwischen, welchen des Prinzen Anwesenheit in Westphalen gemacht, dem Präf. Peters eine Auszeichnung, einen Orden oder dergl. zukommen lassen. E. hat die Unverschämtheit gehabt zu leugnen, daß dieser Brief Verläumdung gegen den Prinzen enthalten habe — der Prinz kann ihn nicht drucken lassen. — Der Nachmittag und Abend verging wie gewöhnlich. Die Prinzess Luise sah plötzlich zur Jungfrau herangewachsen und recht lieblich aus. Man machte eine Ausfahrt nach dem schönen Dorfe Bey an der Mosel, setzte sich dort in einem öffentlichen Garten an Tische zum Kaffeetrinken — wobei der Prinz mit großer Grazie sämtliche Kuchen an die allmählich sich versammelnde Dorfjugend vertheilte — und machte dann einen langen Spaziergang über die Berge Um 11 Uhr (morgens) war ich im Schloß, und bis 1 Uhr bin ich da geblieben. Beide Zuhörer waren sehr aufmerksam, die Prinzessin augenscheinlich ängstlich, bis die wiederholten Ausdrücke der Bewunderung von Seiten ihres Gemahls sie beruhigten. Als der Vortrag zu Ende war, sah ich den Prinzen an; er war tief ergriffen und sagte nach längerer Pause: „Dieses Schreiben Ihres Vaters sollte für alle Zeiten als Denkmal aufbewahrt werden, daß zu einer Zeit, wo niemand den Muth hatte die Wahrheit zu sagen, ein Mann gegen den König über alle großen Gefahren der Gegenwart auf geistlichem und politischem Gebiete sich unumwunden und seiner Ueberzeugung nach aussprach. Niemand hat den Muth dazu; ich habe ihn, aber ich weiß, daß Warnungen und Rathschläge, von mir kommend, keine

andere Wirkung haben, als die entgegengesetzte Strömung zu verstärken, weil es heißt: das ist nicht seine, das ist Bunsen's, Auerwaldt's, Schredenstein's u. s. w. Ansicht. In jedem Punkte dieses langen Briefes stimme ich Ihrem Vater bei, ich habe mich selbst, obwohl nicht so beredt, in eben dieser Weise ausgesprochen, wo ich es konnte. Der Brief ist ein wahres Heiligthum der Treue, der Ergebenheit, der Vaterlandsliebe. — Was nun wohl der Eindruck des Briefes sein wird? Ob er irgend welchen Erfolg haben wird? Man sollte es nicht bezweifeln! Aber ich kann Sie versichern, wenn der König von dem Inhalt desselben auch nur den zwanzigsten Theil seiner Umgebung mittheilt, so ist jeder Eindruck in vier und zwanzig Stunden vollständig durch Sophismen verwischt. — Ich kann mich immer noch nicht von dem Gedanken frei machen, daß wenn der König doch wenigstens auf Einem Gebiete dem Kirchlichen, den Rath von Männern wie Ihr Vater und Bethmann-Hollweg verlangt, und dringend verlangt, dieselben dem Rufe folgen müßten; (auf diesen Zwischenpunkt hatte mich die Prinzessin schon vorbereitet; ich sagte allerlei zur Erläuterung und der Prinz fuhr fort:)

Es ist eben wahr, daß wenn eine General-Synode durchaus, in allen Punkten das Beste, auch sogar das den Königlich-Intentionen am meisten Entsprechende, beschlösse, dennoch (selbst in diesem günstigsten Falle) Alles in entgegengesetzter Richtung ausgeführt, bei Seite geschoben, verdorben würde, sobald die Ausführenden und besonders der Minister die alten sind. Der König sagt: vorher entließe er keinen, während der Verhandlungen wohl auch nicht — da wäre denn wohl die beste Synode und die

beste Arbeit von Leuten wie Ihr Vater und Bethmann-Hollweg am Ende unnütz. Aber es thut mir immer noch leid; denn auf andern Gebieten nähert er sich ihnen doch nicht mehr.“ — Als nachher die Prinzessin sich entfernt hatte, ergriff der Prinz noch meine Hand und sagte: „danken Sie Ihrem Vater noch recht herzlich für sein Vertrauen, das er uns geschenkt hat, indem er uns dieses Dokument vorlesen ließ. Fragen Sie ihn — aber wenn er es nicht gern thut soll er's nur ganz ruhig ausschlagen, denn ich kann ja, wenn ich mich einmal darauf berufen will, immer noch später darum bitten — ob er mir eine Abschrift davon anvertrauen will. Wie gesagt, er soll es nur ausschlagen, wenn es ihm nicht ganz genehm ist. Haben Sie Dank, daß Sie als Courier gekommen sind. Sagen Sie Ihrem Vater, daß ich ihm nie genug danken kann, daß mich (hier füllten sich seine Augen mit hellen Thränen) seit langer Zeit nichts so tief ergriffen hat als dieser Brief.“ Laut schluchzend verließ er das Zimmer. . . . Von der Prinzessin habe ich Dir sehr herzlichen Dank auszusprechen für Deinen Brief. Sie habe Dich um Verzeihung zu bitten, daß Sie Dich so gescholten“ — (wegen seines Rücktrittes vom Amt) „Du habest gewiß das rechte Theil erwählt, sagte sie ein andermal und sie gönnte Dir den Frieden und die Ruhe zu großen wissenschaftlichen Arbeiten — aber der Verlust Deines Abganges von England sei und bleibe unerseßlich. . . . Sehr liebenswürdig sprach sich der Prinz über die Verlobung seines Sohnes aus, welche Ihnen große Freude zu machen scheint. Durch ein seltenes Spiel des Zufalls fand (wie es sich nachher herausgestellt hat) das Gespräch der beiden Liebenden an

demselben Tage (29. Sept. v. J.) in Balmoral Statt, wo die Schwester in Coblenz dem Prinzen Regenten" (von Baden) „das Ja-Wort gab."

Tief erschütternd wirkte die Nachricht von der Erkrankung des Königs; noch sieben Tage vor dem Schlaganfall war mein Großvater bei ihm gewesen. Mein Vater schrieb darüber seiner Frau: (22. Sept. 1857) *) „Am Sonnabend begleitete ich Vater zur Einweihung des neuen Betsaales der Brüdergemeinde. Daß der König erwartet wurde, merkte man deutlich an der Zahl draußen wartender Menschen. Zu meiner Ueberraschung überhörte ich, daß der Hofmarschall der von ihm mitgetheilten Einladung meines Vaters zu Tisch nach Charlottenburg zufügte „wie auch Ihr Herr Sohn". Die Einweihungsfeier war rührend einfach, man hatte recht das Gefühl sich inmitten einer Christengemeinde zu befinden, welche all die Zeit über in guten und schlechten Zeiten im wankellosen Glauben an die eine schlichte Wahrheit ausgeharrt hatte. Die Brüdergemeinde hat mich immer ganz besonders angezogen. . . Die Ansprache zum Schluß von Pastor Wünsche war eine der vergeistigsten Predigten die ich vielleicht jemals gehört habe. Es war auch wirklich wohlthuend und ein Zeichen der allgemeinen Liebe und Brüderlichkeit, welche doch anfängt sich auszubreiten, daß der König, wie fast die ganze Geistlichkeit der Stadt zugegen waren. Der König ist allerdings recht gealtert. Als er nach dem Ende vorübergehend wandte er sich zu Vater und sagte: „Wie herrlich!" Also um halb drei fuhren wir nach Charlottenburg . . . bald nach uns kam der alte Humboldt, der mir immer viel Güte erweist und wir mußten ziemlich lange auf den

König warten. Endlich trat er ein, ohne die Königin welche erst spät am Abend vom Sandaufenthalt zurückermartet wurde. Erst begrüßte er die Gesellschaft im Allgemeinen, dann meinen Vater sehr herzlich und frug dann: Wo ist aber der Herr Sohn? Ich wurde ihm also feierlich vorgestellt und fand, daß C. M. von meiner damaligen Zeit als Begleiter seines verstorbenen Freundes, des General Radowiz wußte. Dann ging der König sofort in das angrenzende Speisezimmer. Bei Tisch beobachtete ich das wunderbare Conversationstalent welches dem König ja auch allseitig zuerkannt wird. Das Gespräch war abwechslungsreich, leicht, aber niemals trivial, sank nie auf jene platte Alltäglichkeit, welche so oft das Interesse in diesen hohen Kreisen beherrscht, im Gegentheil, mit Vorliebe wurden höhere Themata behandelt. Unglaublich ist sein Gedächtniß, seine Kenntnisse sind vielseitig, nie versagt ihm sein Wit und Humor. Troz alledem merkte ich ab und zu einen gewissen Ausdruck der Schwäche in seinem Gesicht und nahende Alterszeichen in seinen Bewegungen. Er ist reichlich, wie ältere Leute ja oft, aber ich begreife nicht woher sein Ruf des Weintrinkens kommt, er trinkt viel, aber nur Wasser mit einigen Tropfen des leichtesten Wein.“ Zwei Tage darauf verabschiedete sich mein Großvater von seinem königlichen Freund und Gönner auf der Sansjoui-Terrasse. Der Schluß dieser dreißigjährigen engen Beziehungen war, so schrieb er „der stille, ruhige Abend eines langen, schönen Sommertages“; eine der letzten königlichen Unterschriften war seine Erhebung in den Freiherrnstand gewesen.

Was mein Vater Zuverlässiges aus Berlin erfuhr,

melbete er den in Cannes weilenden Eltern. Am 13. Nov. 1857 führt er aus einem an ihn gerichteten Brief Alexander von Humboldts an: „Ich fühle tief wie niederschlagend und furchtbar überraschend die erste Schreckensnachricht Ihrem theuren Vater gewesen sein muß, da er den König wenig Tage vorher so überaus intelligent, klar und zu vielem Edlen und Kräftigen geneigt gefunden hatte. Nur von Oben kann uns Trost und Rettung kommen.“ 23. März 1858 schrieb mein Vater: „Der König zerfällt so sehr. . . Sein Gedächtniß und die Fähigkeit das ihm Vorschwebende in Worte zu fassen ist so gering, daß man Ihm die Sätze, welche Er zur Begrüßung der Princeß Royal sprechen wollte, in allen Ecken auf Tischen und Thüren des Schlosses Bellevue anheftete, damit Er sie im Vorbeigehn fortwährend Sich einprägen könne. Die Königin hat einmal, als einer der Aerzte sich in den stärksten Ausdrücken über die „Schonungsbedürftigkeit“ des hohen Patienten geäußert hatte, zu Jemand gesagt: — Wenn die Sachen so schlimm ständen, so würde Sie Sich entschließen müssen alles daran zu setzen, daß der König der Regierung entsage; aber — zu Gunsten des Prinzen Friedrich Wilhelm; niemals zu Gunsten des Prinzen (und der Prinzessin) von Preußen! — Der junge Prinz hat wenn auch nicht als liberaler Politiker, so doch jedenfalls als Mann von Ehrgefühl und beleidigter Sohn behandelt, als er Herrn von Kleist-Neckow an der Gränze Westphalens entließ. Der Ober-Präsident von Westphalen war eingetreten um von da an das offizielle Geleit zu geben. Kleist verabschiedete sich mit vielen Rücklingen und sagt am Schlusse:

„es würde jedoch eine unbeschreibliche Ehre und Freude sein, wenn Em. R. G. mir gestatten wollten, auch fernerhin diesem denkwürdigen erhebenden Festzuge mich anzuschließen.“ „Ihre offizielle Begleitung“ sagte der Prinz, „ist durch das Eintreten des Herrn Ober-Präs. von Westphalen unnöthig geworden. Für Sie als Privatmann ist, fürchte ich, in dem Zuge kein Platz.“ (19. Nov. 1857) — „Man hatte vorgeschlagen den in ähnlichen Krankheiten berühmten Dresdener Arzt Dr. Nicks zum Könige zu berufen. Schönlein widersezt sich. Warum? fragt der Berliner. Weil es sonst in dem Bulletin entweder geheißen hätte: Weiß, Schönlein Nix? oder Schönlein Weiß Nix.“ (Bekanntlich nannte man später die durch den Geheimrath Grimm unterzeichneten Berichte über den hohen Kranken „Grimm's Märchen.“) . . . „Du kennst den Spruch der in Paris in aller Munde ist:

Nous avons vu César
 Auguste n'est pas venu
 Nous vivons sous Tibère
 Cajus est à la porte.

Die Regierung scheint in Frankreich geradezu unmöglich zu werden.“

Tragikomisch erscheint die kurze Erwähnung der Begegnung mit dem großen Schopenhauer bei Gelegenheit dieser letzten Berliner Reise. Mein Vater schreibt unserer Mutter (4. Oct. 1857): *) „Der Frankfurter Aufenthalt wäre angenehmer verlaufen, hätte Vater nicht einen unausstehlichen alten Mann zu Tisch geladen. Dieser war in seiner Jugend mit ihm befreundet gewesen, ist ein

überaus hervorragender Kopf, aber jetzt einfach unerträglich. Der armen Mama war es recht peinlich und ich konnte kaum höflich bleiben.“ Mein Großvater und mein Vater hatten eine so ausgesprochene Leichtigkeit des Verkehrs, sie, sowohl als meine Großmutter, eine so besondere Würdigung aller bedeutenden Menschen, daß Arthur Schopenhauer in der That einen über alle Begriffe schlechten Tag gehabt haben muß.

Nach der unerwarteten Wendung der preussischen inneren Angelegenheit schrieb er: (7. Nov. 1858) „Die politischen Nachrichten sind vorzüglich. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir (das Volk) diesen Ministerwechsel nicht verdient haben, er entsproß den Ueberzeugungen eines Mannes, der es 1848 nicht verschmähte als reifer Mann noch zuzulernen, der seitdem langsam und sicher weiter zugelernt hat, selbst bis innerhalb der letzten Tage. Das Ministerium ist durchweg anständig, zwei Mitglieder sogar hervorragend: Bonin und Patow. Die Begeisterung ist allgemein und wird die Wahlen beeinflussen. . . . (10. Nov. 1858) Die Ernennung des Fürsten von Hohenzollern ohne Portefeuille scheint mir ein Meisterstück; außer den beiden von dir berührten Gesichtspunkten auch, weil es uns Allen daran liegen muß, die „große Welt“ an die Verfassung zu fesseln, in der Ersten Kammer aber die Sitze der „großen Welt“ fast alle leer stehen.“ Diese Ansicht hat mein Vater immer verfolgt. Als in den neunziger Jahren, hauptsächlich durch sein Zutun, der Fürst Hatzfeld Präsident des Deutschen Fischerei-Vereins wurde und Prinz Heinrich Carolath den Vorsitz des Vereins für Frauen-Gymnasialkurse übernahm, mußte er

sich mit seiner Thätigkeit zur „Hebung der höheren Volkskreise“ necken lassen. —

Merkwürdig berühren uns die damaligen militärischen Zustände. Ostermontag 1859 . . . (an den Vater) „Interessant wird Dir die authentische Nachricht sein, daß am Grün Donnerstag um 1 Uhr der Prinz-Regent dem Ministerrath ankündigte: er habe die Befehle zur Mobilmachung unterzeichnet (zur theilweisen, vermuthe ich). Die Befehle befanden sich bereits auf den Telegraphen-Ämtern als um 4 Uhr plötzlich Gegenbefehl einlief, und noch an demselben Abend statt der Mobilmachung bloß Kriegsbereitschaft von drei Armeecorps anbefohlen wurde. (Gestern Abend brachte übrigens die Post Befehle, woraus mir bekannt worden ist, daß die Cavallerie und Artillerie dennoch vervollständigt und mobil gemacht wird.) Eine schöne Anekdote — leider! ohne Namen — ist mir aus Berlin mitgebracht worden. Der Prinz-Regent unterhält sich mit einem unserer acht commandirenden Generäle über den Zustand des Heeres. Da sagt dieser: „Königliche Hoheit, wenn es ernsthaft wird, so entlassen Sie uns commandirende Generäle sammt und sonders“, (nach einer andern Recension „mit Ausnahme von Einem“) „denn wir sind der Sache nicht gewachsen.“ Aus allen Nachrichten scheint hervorzugehen, daß jetzt, im Gegensatz zu 1792 und 1806 eher eine Unter- als Ueberschätzung der eigenen Kräfte in den militärischen Kreisen vorherrscht.“ Oft kommt der Stoßseufzer nach einer Deutschen Armee, einer deutschen Volksvertretung, er befürchtet, daß wichtigthuende Diplomaten die Führerschaft Deutschlands jetzt, wo die andern Staaten sie gewiß nicht gewähren würden, verlangen

möchten. Diese Führerschaft mußten wir ergreifen, aber im richtigen Augenblick, wenn das Volk hinter uns steht. Alles Wunsche, welche die nächsten Jahre verwirklichen sollten. Am 23. Juli 1857 meinte er „in Deutschland wird die national-liberale Partei immer ausgesprochener preußisch. Gebe Gott uns nur noch 2—3 Jahre Frieden um diese Gährung wachsen zu lassen.“

Dem ihm über die französischen Zustände aus Cannes berichtenden Vater antwortete er: „Gewiß ist dieses eine reiche Zeit der Beobachtung gewesen; das Resultat ist vorauszu sehen, daß ein Herrscher Frankreichs immer seinen eigenen Weg gehen muß, weil die wirklich Besten des Landes, die Blüthe der Wissenschaft, der Kunst, der Sitten immer im Politischen falsch urtheilen, nie über ihren Reichtum oder ihre „Carrière“, oder ihren Kramladen, oder über ihre Partei hinwegsehen können. Daß der gegenwärtige Herrscher viel schlechte Menschen zu Dienern hat, daran sind die Guten schuld.“

Unterdessen hatte ihn Glück und Leid in der Familie getroffen. Zwei Söhne waren ihm geboren worden, aber das älteste Kind, die kleine Ella, hatten sie verloren. Er schrieb seiner Mutter: (10. Febr. 59) . . „daß wir diesen Schmerz zu ertragen wissen, darf ich noch nicht von uns sagen, wir versuchen es und beten.“ Dann (2. Oct. 59) „Am 6. dieses Monats wurde Ella damals geboren; es war der Anfang eines großen Glückes, welches ihr Tod nicht unterbrochen hat. Ich weiß Du, liebste Mutter, wirst an jenem Tag ihres sanften Gesichtchens und unserer gedenken. Gedenke aber nicht ihrer Schmerzen und ihrer Krankheit, sondern ihrer lieben kleinen Seele

und des Segens der sie Deinen armen Kindern gewesen ist."

Eifrig nahm er an gemeinnützigen Bestrebungen theil, so in der landwirthschaftlichen Kammer, wo es ihm auch zu Gute kam, daß er in der landwirthschaftlichen Ausstellung mehrere Ehrenpreise und Medaillen davon getragen hatte, auch beschäftigte er sich eingehend mit preussischer Geschichte und Nationalökonomie.

Als während der indischen Empörung der Name General Havelock's auf einmal hell erstrahlte, war mein Vater einer der wenigen Menschen, denen er geläufig und vertraut erschien. Die Familie dieses merkwürdigen Mannes lebte in Bonn, dort traf ihn mein Vater oft und als der Held vor seinem großen letzten Feldzug in Bonn von den Seinigen Abschied nahm, erwähnte mein Vater den tiefen Eindruck, den er auf ihn gemacht.

Am 10. Jan. 1858 schrieb er erschüttert: „Der Tod des edlen Havelock ist mir ganz unfasslich. Man mußte denken er sei von der Vorsehung auserlesen um der Welt im Frieden zu zeigen, welch feine Geistesbildung, welch ein frommes, klares Gemüth sich im mühseligsten Soldatenleben erhalten läßt. Unter modernen Kriegshelden ist mir keiner bekannt, welcher so ausgezeichnet passend fürs Friedensleben war als gerade er. Seine arme Familie mußte die Nachricht aus der Kölnischen Zeitung erfahren! . . . An demselben Tage hatte ich zwei Stunden bei ihr (der Lady Havelock) gegessen, um sie zu beruhigen, hatte mir seinen letzten Brief vorlesen lassen. Dieser war vom September; er erwartete Outrams Verstärkung um den letzten Marsch zur Rettung der Weiber und Kinder

zu unternehmen — „which is a very delicate matter“, sagt er mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit.“

Im Auftrag meines Großvaters hatte mein Vater E. M. Arndt angeregt seine persönlichen Erinnerungen an den Freiherrn von Stein niederzuschreiben. „Er hat augenscheinlich große Lust“, meldete mein Vater (29. Dez. 1856) will sich nur eine ruhige Zeit wünschen. . . Er beschrieb Steins Gesicht als eigenthümlich ungleichartig; der obere Theil ein heiterer Olymp der unbewölkt blieb, wenn auch unten die heftigste Erregung herrschte und aus den kleinen Augen das Feuer bligte; der untere Theil nicht ganz männlich ausgebildet sondern spiz, klein. In allen practischen Dingen bestimmt, rasch, alles Abgemachte abgemacht sein lassend. Ich fragte ob sich etwas Träumerisches in ihm gefunden hätte. „Nein“, rief er aus, „Träumerisches nicht, obwohl er es liebte frei in die menschlichen Dinge hinauszudenken.“ Du hättest den herrlichen Greis sehen sollen wie er die Frage über dieses Stein'sche Viebesdenkmal ruhig als eine schriftstellerische Aufgabe für die nächste ruhige Zeit überlegte. Er küßte mich beim Abschied.“ Dann 20. Mai 1857. „Arndt war über beide Theile Deines Briefes sehr erfreut, sowie über Mutters Einladung und ging auf Beide mit der ihm eigenen Unmittelbarkeit und Sicherheit ein. Nach Heidelberg könne er nicht reisen. Er sei kräftig und wisse wohl, daß er Vieles zu thun vermöchte was sonst 88 Jährigen nicht gegeben sei. . . Aber inmitten eines neuen Kreises . . da ist Ihr Vater, da ist Gagern, da ist eine ganze Welt von Leuten; das packt mich an's Herz, das kann ich in meinem Alter nicht mehr wagen. Ich bin ja

kein heftiger, toller Mensch. Aber das greift mich jetzt an, wenn ich auf einmal die alten Gesichter wiedersehe.“ Ein Jahr darauf war das Geplante vollbracht*) und mein Vater schrieb (6. Juli 1858) „Arndts Buch über Stein wird den Mann wieder in seiner ganzen Persönlichkeit vor der Nation aufstellen und so muß das Buch gut wirken. Welch ein Denkmal auch des 89jährigen Greises! Das Buch ist lückenhaft — aber wie frisch und anschaulich tritt das, was er berichtet hervor. Wir Jungen, das sehe ich aus allen Gesprächen mit Bekannten, stören uns ein wenig an dem Herauskehren des Plebejers einem Vornehmen gegenüber; aber das wird wohl unsere Schuld sein, nicht die Seinige. Ich sah Arndt zuletzt am 1. Juli bei einer schönen Feier der Einweihung der neuen Kirche, die ein Freiherr von Nigal in Godesberg gebaut hat — der Abkömmling von Huguenotten, welche der Große Kurfürst in Crefeld angesiedelt hatte und die sich durch Thätigkeit im Handel allmählig zu großem Reichthum erhoben haben. Was hat der alte Held bei dem Festmahl Kampflustiges und Frommes gesprochen! Der Ober-Präsident war gegenwärtig und natürlich die erste Person; was thut Arndt? Zuerst nimmt er ihm das Wort, indem er die Gesundheit des Hausherrn ausbringt und dann donnert er in einer zweiten Rede in den Saal hinein, ein schönes, tüchtiges Wort über Duldsamkeit und dem Segen derselben in der Rheinischen Kirche zu.“ Dann am 28. Dez. 1859. „Am 25. Abends besuchte ich in Deinem

*) E. M. Arndt. Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein.

Namen Vater Arndt, um ihm nicht am 26. beschwerlich zu fallen. (Die Verurtheilung des „Schriftstellers Arndt“ durch ein bairisches Gericht hat unglaubliches Aufsehen gemacht; von allen Seiten strömen ihm Adressen und Privatschreiben zu — eine Dame von Stand erbietet sich die Gefängnißstrafe für ihn abzusitzen. König Ludwig, dem er sein Buch gesandt, hatte ihm umgehend verbindlich gedankt und nur folgenden Ausdruck gebraucht: „wegen Brede's sind Sie wohl im Irrthum; der war damals nicht in Dels.“ Man erzählt mir hier: daß sei wirklich ein Irrthum Arndts — die Anekdote sei aber dennoch wahr, nur daß nicht Fürst Brede sich das Silberzeug für seinen Privatgebrauch herausgeben ließ, sondern ein Baiertischer Prinz und zwar (so behauptet General L. kein anderer als der jetzige König Ludwig selber!!) Den ehrwürdigen Greis fand ich bei einer Sammlung seiner Gedichte. Wie Du weißt, hat er in seinen Dreißiger Jahren seinen Grabstein im Traum gesehen, und darauf die Zahl 93. An diese Zahl glaubt er nun scherzhaft und spricht gern von seinem Traum. „Da werde ich wohl Zeit haben die vielen vergilbten Zettel wieder zusammen zu suchen und auszuscreiben. Er grüßt Dich von Herzen und auch Mutter. Daß ich am 26. mich dem Festzug der Bürger zu seinen Ehren anschließen mußte, kannst Du Dir denken. Wie die schöne demüthig markige Gestalt in der offenen Hausflur erschien, blieb wohl kaum ein Auge trocken. Er redete gedrungen und schön, ganz seiner mächtig.“

(15. Sept. 1860 an seine Schwiegermutter.) „Vord Hannover*) sah Garibaldi beim Einzug in Neapel und sprach

*) Vord Hannover, eine Zeit lang Minister, Onkel meines Vaters.

ihn am folgenden Tag. Garibaldis Erscheinung fand er noch viel imposanter als er nach den Bildern vermuthet hatte. Das Volk verlangte daß alle Vorbeigehenden *Evviva Garibaldi* (oder vielmehr *Garibal*) rufen sollten, erdroßelten fast einige Priester welche dies verweigerten. Lord Clanover fuhr eben vorbei als ein Haufe ihm zuschrie er müsse auch mit rufen. Er zog sich, wie mir scheint, vorzüglich aus der Sacke, grüßte die Damen im Wagen („noch dazu waren sie keineswegs schön“ meinte er) und rief „*Viva la bellezza d'Italia.*“ Dies wurde sehr gut aufgenommen, die Neapolitaner schriegen: *Viva il popolo Inglese.*“

Im Frühling 1860 übersiedelte mein Großvater nach Bonn, ein schwer kranker Mann, dabei rastlos arbeitend und ruhig den Blick auf das Jenseits gerichtet. 1861, am 25. Aug. dem Geburtstag Bunsens schreibt mein Vater seiner Frau. *) „Wie licht und ereignungsreich und traurig war uns allen an diesem Tag vor einem Jahr zu Muth. Er den wir betrauern, in dem „unseres Lebens Leben gestorben“, wie wunderbar besiegte er den Druck auf unsern Gemüthern, wie edel und liebend und hoffnungsvoll sprach er über sich, seine Familie, sein Land, seine Zeit, die Welt und Zukunft.“ Im November des Jahres stand mein Vater am Sterbelager, empfand diesen tiefen Schmerz, den langandauernden Verlust. Seine Mutter schrieb, abgesehen von ihr, habe Keiner so um den Entschlafenen getrauert.

Das Jahr darauf wurde die liebgewordene Burg Rheinborn aufgegeben, siedelte die rasch anwachsende Familie nach Bonn und bezog das der verwittweten Mutter

gehörende Haus am Vierecksplatz. (Heute ist es verschwunden, an die Stelle des Hauses, des Gartens und des Gartenhauses am Rhein, erstreckt sich die neuerbaute Brücke.) Das Gut hatte zu große Geld-Opfer erfordert, und jetzt da mein Vater in das politische Leben zu treten gedachte, war die nothwendige persönliche Aufsicht vollends unmöglich.





Berliner Abgeordnetenhaus.

VI.

Abgeordnetenhaus.

Keinem Willen bleibt sein Recht.

Görke.

*) „Unsere Hoffnung liegt, wo sie liegen sollte, im entwickelten politischen Denken und Wollen unserer Bevölkerung. Wie das Land sich zur Herausforderung verhalten wird, kann man unmöglich vorher sagen. Die ländlichen Districte werden leider oft eingeschüchtert und verführt werden, die Städte werden meistens liberal wählen, welches sehr wünschenswerth ist, selbst wenn die Tonsfärbung einiger Abgeordneten etwas fortschrittlich sein sollte, selbst wenn einige derselben einer etwas untergeordneten Lebensstellung entstammen. Diesen letzten Umstand fürchten Viele und mit Recht, denn sie hoffen, daß ein starker Ausdruck des Willens der gebildeten und angesehenen Kreise einen größeren Einfluß auf den König ausüben würde. . . Aus diesem Grund, d. h. in der festen Ueber-

zeugung, daß unabhängige Männer, denen man keine umfängliche Ansichten zuschreiben könnte, jetzt vortreten müssen oder wenigstens sich zur Wahl bereit erklären sollten, hat Dein Sohn mehrere dringende Aufforderungen erhalten. Eine derselben, die wirklich beredt ist, muß ich Dir zeigen, sie kommt von Johannes Brandis. Die Sache bedrückt und beschäftigt mich unausgesetzt.“

Dies schrieb er 15. April 1862 seiner Mutter; kurz darauf wurde er gewählt und blieb ein volles Vierteljahrhundert im parlamentarischen Leben. So bildete die Politik von jetzt an den Mittelpunkt seines Daseins, sie wird sich aber nicht zum Mittelpunkt dieser Biographie des Menschen gestalten. Das Interessanteste dürfte ja heute nicht veröffentlicht werden, auch ist der historische Hintergrund, jener lange ehrliche Kampf, jene Leidensgeschichte der deutschen liberalen Parteien musterhaft durch Professor Philippson im Fordenbed'schen Leben*) aufgerollt worden. Es wäre eben so vermessen, als überflüssig dieses Gebiet noch einmal zu bebauen.

Allzu ungünstig ist auch die Zeit! In der Kunstgeschichte widerfährt heute den Meistern der Vollendung sehr häufig ein Unrecht. Wir wissen wie schädlich ihr Einfluß wirkte, wie schlimm der unmittelbar auf sie folgende Verfall, wir wissen wie lange es dauerte ehe die Rafaelische und Michel Angelesque Schule überwunden werden konnte. Und mit ausgesprochener Vorliebe begeistern wir uns für die strebenden Vorläufer, für die tastenden, irrenden, unvollkommenen, aber zukunftsberreitenden Masaccio, Signorelli und Mantegna.

*) Max von Fordenbed. M. Philippson. G. Reifner 1898.

In der Politik wird diese Stunde auch noch schlagen. Vielleicht in nicht allzulanger Zeit. Es werden die Kommenden sich dann liebevoll in die Zeit der schwerringenden politischen „Vorläufer“ versenken, werden die mittelbaren Factoren des Erfolges neben den unmittelbaren zu schätzen verstehen.

Die aufgeregten Conflictjahre brachen an. Sie wurden meinem Vater durch sein Verhältniß zum König besonders ershwert. Verhältnißmäßig wenig Menschen haben Wilhelm den Ersten in seiner Vorbereitungszeit gekannt, in größeren Kreisen weiß man auffallend wenig darüber und in den letzten Jahren haben sich manche Mythenschleier um die Gestalt gelegt. Mein Vater kannte den Prinzen ziemlich gut, aber nicht sehr gut, und vielleicht hat er grade darum sich so in ihm geirrt. Hätte er mit ihm gearbeitet, hätte er sein geheimstes Denken und Wollen gekannt, würde er ihn für hervorragender gehalten haben, hätte außer der ihm wohlbekannten schlichten Herzensgüte, den graden richtigen Verstand, diese vielleicht allernothwendigste Herrschertugend gewürdigt. Persönlich suchte der hohe Herr ihn jetzt herüber zu gewinnen, unerbittlich hielt mein Vater an der Forderung der zweijährigen Dienstzeit. Als wenige Jahre vor seinem Tod dieselbe sozusagen glatt bewilligt wurde, sich gut bewährte, meinte er bitter, wie nutzlos wären ihm und andern die schönsten Jahre des Lebens vergiftet worden!

Was die sonstige Reorganisation des Heeres anbetrifft, hat er später auf das Rückhaltloseste den Irrthum seiner Partei erkannt, gebrauchte die Formel, „1866 war auch unser Königgrätz“. Daß der Irrthum ein nicht unbegreif-

licher war, hat Bismarck selber bestätigt. „Ich habe die volle Achtung“, so sprach er am 5. April 1876 im Abgeordnetenhaus, „vor der Entschlossenheit mit der die damaligen Volksvertreter das, was sie für recht hielten, vertreten haben. Sie konnten nicht wissen, und ich konnte auch Ihnen nicht sagen, worauf meiner Ansicht nach schließlich die Politik herausgehen würde, und Sie hätten auch das Recht gehabt, falls ich es Ihnen sagen konnte, mir immer noch zu antworten: Uns steht das Verfassungsrecht des Landes höher als seine auswärtige Politik.“

Einige kleine Stimmungsbilder jener Tage lasse ich folgen. 17. Mai 1862 ... (aus tagebuchartigen Blättern) „Es fand sich, daß Professor von Sybel in denselben Gasthof (Hotel d'Angleterre) wollte; wir fuhren also zusammen und betrachteten es als gutes Omen, daß Kleist-Nekow eben zum Thor hinausfuhr, als wir hineinzogen. Ich bin in diesem schönen und stillen Haus geblieben, zahle für ein großes Wohnzimmer, nebst kleinem Schlafzimmer einschl. Bedienung 1 Thlr. und für die Mahlzeiten 8 resp. 20 Sgr., nur wenn ich sie einnehme. So daß ich mit meinen 3 Thlr. täglich auskommen sollte.“ Besonders lieb war ihm diese Wohnung durch die Aussicht auf die Schloßkuppel und auf das stattliche Zeughaus, diese schönen Vinien hätten ihm, so erzählt er einmal später, oft in schweren Stunden in eine ruhigere Stimmung versetzt. „Professor von Sybel ist mein Stubennachbar und ebenso bei Tisch;“ („überaus liebenswürdig und überaus anregend im Gespräch“ steht in einem Brief). „Er behandelt mich mit viel Höflichkeit und Vertrauen.“ ... Ueber die Enthüllungsfeier des Brandenburg-Denkmal's schreibt er dann: „Ich

mußte bemerken, daß das Volk den König nur sehr spärlich grüßte. Man hat dem Denkmal jetzt nur die Bedeutung gegeben, daß damit der Minister der „rettenden That“ gefeiert wird, nicht der, welchem der Verrath Schwarzenberg's das Herz gebrochen ... (19.) Gottesdienst im Dom. Die liturgischen Gesänge schienen recht geeignet, Ruhe und Sammlung in die Gemüther zu bringen — da bestiegt der Hofprediger von Hengstenberg (Bruder des Professors) die Kanzel und predigt über den Text: „Wenn Du wüßtest zu dieser Deiner Zeit 2c.*) in dermaßen herausfordernden, erbitternden Worten, so ohne alle Anwendung jenes herrlichen Textes auf den König, der zugegen war, und in so ausschließlicher Deutung auf den Landtag, daß alle Andacht verschmocht war**). Ich hatte den Hut in der Hand um zu gehen und ließ mich nur durch die Rücksicht auf den theuren König zurückhalten.

Thronrede, durch Prinz Hohenlohe stümperhaft gelesen, sehr versöhnlich, ja um Zusammengehen bittend, was auch der Ton der Sternzeitung ist.

Ich bin der Fraction des Herrn von Bodum-Dolffs beigetreten. Er ist ein reicher westphälischer Grundherr und Oberregierungs Rath in Coblenz, anscheinend ein fester Character. Neben ihm ist Hartort einflußreich, ein kruzbraver, ehrenfester Mann, sehr wohlmeinend.

*) Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Lukas 19, 42.

**) In folge dieser Anstoß erregenden Predigt hielt fortan, fast ausnahmslos, der stets tactvolle Hofprediger Kögel den Eröffnungsgottesdienst im Dom.

Das Fraktionswesen, wie der ganze studentenhafte Ton der Mehrzahl, das unbeschränkte Schwagen über Formalien und Parteifragen, das Schweigen über politische Kerndinge sind mir durchaus antipathisch. Ich habe mir vorgesetzt, mich ganz still zu halten und Alles an mich kommen zu lassen.

Am Morgen hatte ich, wie das Sitte ist, bei dem Hofmarschall meine Karte abgegeben. Zu meinem Erstaunen fand ich bei meiner Rückkehr in den Gasthof eine Einladung zum Mittagessen bei S. Majestät — kleine Uniform. Es war mir schon auffallend gewesen, daß der König Vormittags die Kirche besuchte, wodurch sein Ausbleiben aus der Eröffnung sehr auffällig war; nun aber hinterher ein Diner in Berlin, während S. M. ja in Potsdam wohnt! Mein Erstaunen wuchs noch, als ich mich im Vorjaal mit Standesherrn, Commandirenden Generälen und drei Ministern zusammenfand, als Einziger der nicht zu einer der genannten Kategorieen gehörte! Ich kannte nur einen der General-Adjutanten, nämlich den Grafen Groeben und nur Einen der übrigen, nämlich den Hausminister von Schleinitz. Jener sah mich nicht, dieser grüßte aus der Ferne, redete mich aber nicht an.

Zur Erklärung dieses und des Folgenden: Für die Minister und seit einigen Monaten auch für S. M. wird täglich ein „Tagesbericht“ gedruckt, welcher die Meinungen der Tagespresse des In- und Auslandes im Auszuge mittheilt. Der König liest ihn stets gewissenhaft durch; nur zweimal, während der Ministerkrisis und während der Wahlen hat Er eine Pause gemacht, weil ihn die Lectüre zu sehr angriff, auch hat Er sich ausbeeten, daß der „Tagesbericht“ nicht später als um vier Ihm übergeben

werde. Der Tagesbericht vom 19. enthielt nun aus einem sehr schlechten Artikel der Kreuzzeitung vom 18. — worin meine Wahl in Bonn so behandelt wurde, wie man sich wünschen muß von der Kreuzzeitung behandelt zu werden, grade alles das ausgezogen was den König erbittern mußte, nämlich die aus dem Zusammenhang herausgerissenen Aeußerungen über die Militärfrage. Der König hatte ihn um vier Uhr erhalten. Um 4³/₄ trat Er in den Vorfaal. Als die Reihe an mich kam, grüßte er lächelnd. „Ach, Sie sind ja Deputirter. Wissen Sie, was ich aus Ihnen machen will? — meinen Kriegsminister. Sie reden ja über militärische Fragen, Dauer der Dienstzeit u. s. w. grade als wenn Sie nie etwas andres getrieben hätten.“ — Ich hatte Zeit mir zu überlegen, was ich erwidern sollte. „Das Vorübergehende“ wollte ich sagen, „ist, daß ein Mitglied der Opposition gegen die gegenwärtigen Minister Ew. Majestät gewählt worden ist, das Bleibende, daß, anstatt klerikaler Feinde Preußens, ein guter Preuße und ein treuer Anhänger Ew. Majestät Bonn verträte.“ Dieses wollte ich sagen (und werde es sagen) — da sah ich dicht neben mir horchend zwei ultramontane Standesherrn, und da ich wußte, daß der König sich über die Niederlage der Klerikalen insgeheim freute, glaubte ich ihm die Rücksicht schuldig zu sein und begnügte mich zu erwidern: es sei nicht meine Art über Dinge zu sprechen, die ich nicht verstehe; ich hätte deshalb die technische Frage mir vom Leibe gehalten; als aber die Leute durchaus wissen wollten, was ich für das beste Mittel zum Sparen hielte, hätte ich die E. Majestät bekannte Antwort gegeben, daß mit zweijähriger Dienstzeit am meisten ge-

spart werden könne. „Nun, wovon man nichts versteht, davon schweigt man.“ Ich gedachte sofort der herrlichen Anekdote von Herrn von Hahn*) und blickte ganz erfreut und dankerfüllt vor mich hin. In der That war ich nicht unzufrieden. Was ich gefürchtet hatte, war eine völlige Unkenntniß meiner Parteistellung und ein fröhliches Klopfen auf die Schulter. „Nun Bunsen und wenn Alle gegen ihren König stimmen, Sie werden treu bei mir bleiben, nicht wahr?“ Allen Andern war vorher durch den geschäftigen Adjutanten der Platz, wo sie sitzen sollten, angewiesen worden. Da das mir nicht geschah, so blieb ich im Speisesaale unbekümmert stehn, bis der Adjutant kam und mich zu seiner Seite setzte; er sprach die Vermuthung aus, daß ich Herr v. B. sei u. s. w. Erst als wir halb durchs Essen waren, fiel ihm ein zu sagen (er hatte erwartet, daß ich ihn bitten würde) „soll ich Sie Ihrem Nachbar, dem Fürsten Sayn-Wittgenstein vorstellen?“ Es geschah und ich unterhielt den alten Herrn ganz munter, aß sehr wenig, trank nichts und that als wenn mir das Ganze höchst gleichgültig sei.

Nach dem Essen mußte der König bei mir vorbei.

*) Ein deutsch-russischer Diplomat, Herr von Hahn, war so heftig in eine Dame verliebt, daß obwohl ohne rhythmisches Gehör und in Folge dessen ein schlechter Tänzer, er der Versuchung nicht widerstehen konnte, mit der Betreffenden auf einem Hofball zu tanzen. Der Kaiser Nikolaus ging quer über den Saal auf ihn zu und sagte ihm leise „quand on ne sait pas danser, on ne danse pas“. Gleich darauf umschwirrten ihn seine Vorgesetzten und Kollegen. „Qu'est-ce qu'il vous a dit?“ „L'Empereur a toujours eu tant de bonté pour moi.“ Am nächsten Tag hatte er eine unerhofft gute Anstellung, begann seine außergewöhnliche Laufbahn.

Er kehrte plötzlich um und fragte nach Mutter. . . . Es war nun grenzenlos langweilig. Mit Jedem sprach der König, als wenn's nie aufhören sollte! Ich hatte mir fest vorgenommen, mich Niemand vorstellen zu lassen, und betrachtete deshalb mit peinlichster Sorgfalt die an der Wand hängenden Gemälde. Als der König mir näher kam, wollte ich es ihm möglichst leicht machen, mich zu übergehen, und stellte mich in den Anblick des Schildes und Helms, welche ihm am fünfzigjährigen Dienstjubiläum geschenkt worden waren, ganz versunken, hinter zwei die Aussicht versperrende Herzsöge. Doch Er schritt durch sie auf mich zu, zeigte mir die Kunstwerke, erzählte wie der König sie selbst gezeichnet u. s. w., Alles auf das Liebenswürdigste. Er drehte sich während des Sprechens halb um und rief dann laut: „Gröben, Sie kennen ja Bunsen! Kommen Sie mal her.“ „Ei gewiß, (mir die Hand schüttelnd) „Theurer! — gewiß Majestät, ein so lieber und vortrefflicher und gescheuter Mensch!“ „Nun nehmen Sie mir ihn einmal tüchtig in die Mache, Sie und General von Brandt,“ (zu mir gewandt) „kennen Sie Brandts Buch? Lesen Sie es ja „und zeigen Sie ihm, wie es mit der dreijährigen Dienstzeit steht — und (zu mir gewandt, lachend) „kommen Sie mir nicht mit Ihrem dreimonatlichen Dienst. Gröben, lassen Sie ihn nicht los.“ Dann äußerst gnädig ab.

Also, der gute, liebe Herr hatte bemerkt, daß man mich unhöflich behandelte. Und — Er wollte verständlich sein. Wofür ich Ihn nur desto herzlicher lieb habe.

Aller Augen waren auf uns gerichtet gewesen, ich warf mich in das feurigste Gespräch mit Graf Gröben,

in welchem ich sein Geschwätz binnen Kurzem dahin geleitet hatte, daß er von regelmäßiger Beurlaubung sprach. „Nun ja“, rief ich, „mehr verlange ich nicht, als daß S. M. das dem Volk sage, so werden sich die Wogen legen.“ Im lebhaften Zwiegespräch verließ ich bald darauf (der König hatte Sich entfernt) den Saal, und mit dem Gefühl mir nichts vergeben zu haben das Schloß.“

Jedem wird hierbei auffallen, weshalb mein Vater sich nicht vorstellen ließ! Es hängt dies mit seiner starken englischen Beeinflussung zusammen, dort herrscht ja das umgekehrte Gesetz, dort gilt es für aufdringlich und vorlaut sich älteren oder höherstehenden Personen vorstellen zu lassen. Natürlich wußte mein Vater vollkommen gut, wie es sich hiermit in Deutschland verhält, aber in einem Augenblick der Unbehaglichkeit konnte dieses bei Allen, welche viel in England ausgegangen sind, starke, instinzmäßig werdende Gefühl momentan die Oberhand gewinnen. Wiederum eines der unvermeidlichen, großen oder kleinen Nachtheile einer zwiefachen Nationalität! Auch war mein Vater, wiewohl gesprächig und gewandt, nicht immer ohne eine gewisse, von der Mutter ererbte Befangenheit, und seine politischen Ansichten brachten es vielfach mit sich, daß er leicht eine Kränkung oder Nichtbeachtung annahm, wo wirklich keine beabsichtigt wurde.

„Ich ging des Abends“ (so fährt das Tagebuch fort) „in die Fichte-Feier, welche der National-Verein, (hier vorwiegend demokratisch) veranstaltet hatte. Zeit, B. Auerbach, Löwe (aus Calbe) waren die Redner; alle etwas oberflächlich. Prachtvoll war das Victoria-Theater, in welchem die Feier stattfand, und erhebend das „Vater-

landslied" am Schluß 27. Mai. Herr von Thile, dessen Freundlichkeit gegen mich als Sohn meiner Eltern ebenso groß ist als sein fast grenzenloser Conservatismus, hatte mich mit Sybow, Abeken, Gerhard, Peters und Frau zu Tisch geladen. Interessant war seine Erzählung von dem Brande Moskaus nach Sir Robert Wilson's Lebensbeschreibung, wie Kostopshin seine draußen liegende Villa mit ihrer Sammlung von Kopieen aller Kunstwerke, die er in Europa erlangen gekonnt, die Lieblings-Arbeit von 25 Jahren, eigenhändig Zimmer für Zimmer in Gegenwart der geladenen Freunde in Brand steckte. „In diesem Zimmer sind vier meiner Kinder geboren und meine Frau gestorben; das kann ich nicht anstecken, ich bitte, Sir Robert, haben Sie die Freundschaft und thuen Sie es.“ Nach dem Essen setzte mir Herr v. Th. mit vieler Nachsicht seine politische Meinung auseinander. Was hilft dem Menschen sein Verstand — Th. hat sehr viel — wenn er auf falschem Boden baut! Der bekannte General-Vieutenant von Webern war da, ein prächtiger Liberaler von 1813. Nach seiner Versicherung ist General v. Brandt selbst früher zu Gunsten der zweijährigen Dienstzeit gewesen, so daß man sich über sein jetziges Vorgehen wundert. Es sei Unsinn, daß das dritte Jahr die Unteroffiziere (an denen es so sehr fehlt) hergiebt — im Gegentheil, grade aus dem dritten Dienstjahr werden die besten und meisten zu hochbesoldeten Bedienten-Stellungen und dergl. gemiethet und gehen dadurch verloren.“ . . . v. Thile erzählte, daß nach geheimen und zuverlässigen Berichten, die Süd-Tyroler auf die Ankunft der Garibaldiner von Brescia warten, um loszubrechen.

Sie hätten guten Grund, da sie am Verhungern wären. Man erwarte, daß sie nun auf eigene Faust einen Aufstand beginnen, und daß Victor Emanuel ihnen beispringen werde. „Das wäre aber doch sehr ernsthaft“, warf Einer aus der Gesellschaft ein, „da die Grenze des deutschen Bundesgebietes dadurch affizirt würde.“ „Mir wäre es gerade darum Recht“, sprach Thile, „weil wir dann doch nicht mehr umhin könnten, auch drein zu schlagen; es wird mir zu lang, bis wir dem lieben *Nô Galantuomo* eines abgeben.“

Wie er den parlamentarischen Beruf auffaßte, zeigt ein Brief an Emma v. B. „Was auch kommt, Du meine geliebte Frau wirst mit mir hoffen, daß es mir durch Gottes Gnade gelingt meine Pflicht zu erfüllen. Nicht Amt noch Ehren anzustreben, aber einfach dem Ruf meiner Landsleute zu folgen, auch in das Herz meiner Söhne den Wunsch zu erwecken, nicht für sich selbst zu leben, sondern einen Theil der ihnen verliehenen größeren oder kleineren Kräfte auf die Vinderung der sie umgebenden Noth zu verwenden.“ 31. Mai. „Eben komme ich aus der Sitzung, worin ich den Eid dem Könige und der Verfassung, mit noch etwa dreißig Mitgliefern geschworen habe. Es war sehr feierlich. Halb bewußt halb unbewußt, habe ich einen viel Aufsehn erregenden Präcedenz-Fall gestiftet. Ich war der erste, dem Alphabet nach; die Worte, „so wahr mir Gott helfe“, sind vorgeschrieben, und jedem überlassen hinzuzufügen, was er für gut hält. So fügte ich denn die mir bekannte Formel hinzu — „und sein heiliges Evangelium.“ Alle, die auf mich folgten thaten dasselbe. Nun ward ich von vielen Seiten ange-

pact: „das sei ja die Formel der Katholiken.“ „Desto besser“ habe ich geantwortet — „ich verlange keine evangelischere und damit basta.“ In der That ist die den Protestanten eigenthümlichere Eidesformel: „durch Jesum Christum zur ewigen Seligkeit“ was ich nicht wußte. . . . Nachträglich will ich ohne Nennung meiner Quelle beifügen, was mir ein Diplomat gesagt. Dieser hatte mit dem Fürsten von Hohenzollern von dem Heiraths-Projekte geredet, wonach der Prince of Wales die Tochter des dänischen Prätendenten Prinz Christian von Holstein-Glücksburg heirathen soll. Es gebe kein anderes Mittel dies Projekt zu durchschneiden als eine andere Ehe. „Ganz richtig“, sagte der Fürst, „Wenn man nur wüßte, wen? Die Königin Victoria hat mich voriges Jahr bitten lassen, ich möge ihrem ältesten Sohn meine Tochter geben. Ich habe aber erklärt, ich könne sie nicht Protestantin werden lassen.“

In einem Brief an die Mutter erwähnt er eines Mittagessens beim König in Babelsberg und des nachherigen Thee's bei der Kronprinzessin. *) „Mein Gesamteindruck war überaus angenehm. Ich hatte ein Gespräch mit dem König, allein in einer Ecke, in welche er mich geführt hatte und konnte ihm auf alle politischen Fragen Antwort stehn. Was die militärische Lage anbetrifft, versprach Er mir eine Audienz.“ — Ueber diese ist nichts in den Aufzeichnungen zu finden, doch wird es wohl dieselbe sein von der er mir einmal erzählte. Er erwähnte, wie liebenswürdig der hohe Herr es sich angelegen sein ließ ihn zu den eigenen Ansichten zu bekehren, wie oft er es später bedauert habe, daß ihm damals der politische

Schlüssel der Lage nicht zugänglich war, daß er Wilhelm's des Ersten Bedeutung, selbst in militärischen Sachen, damals, gleich so Vielen andern, nicht erkannte. Es wird das letzte Mal gewesen sein, daß mein Vater dem König näher trat. —

„Die Kronprinzessin habe ich mehr als noch jemals zuvor bewundert. So viel Heiterkeit und Frische und dann hin und wieder, wenn sie sich unbemerkt glaubte, ein ernstes Wort über das was sie auf dem Herzen hatte.“

Am 6. Sept. 1862 schreibt er seiner Mutter aus England und schildert die Ausstellung. *) „Ein Portrait Napoleons III verfolgt mich, weil es der Ausdruck des Characters ist, den die Königin Victoria, ebenso wie die Großherzogin Stéphanie in ihm entdeckt haben sollen. Es hat den gemüthlichen, sanften Blick eines Mannes, der zu sagen scheint: Wollt Ihr mich denn immer noch so ungerecht beurtheilen? Es wird Dich freuen, wie es auch mich freut, daß ich den Anlaß zu einem Vorschlag gegeben habe, der augenblicklich eine Lösung zu versprechen scheint und zwar ohne daß mein Name irgendwie genannt wird. Mitte Juli, als die Armee-Vorlage sehr böses Blut verursachte, frug mich Jemand den der König manchmal sieht, im Laufe eines Gespräches, wie der Conflict verhindert werden könnte. Mir fiel nur ein Ausweg ein, nämlich eine Königliche Botschaft an das Abgeordnetenhaus, welche kundgibt wie ungern der Monarch seine Armee neu reorganisiren möchte ohne die volle und bereitwillige Zustimmung des Landes, auch wäre er gern bereit seine Forderungen für 1863 herabzumindern und einen diesbezüglichen Gesetzentwurf einzubringen. Dieser Vor-

schlag ist zu einer Denkschrift verarbeitet worden; erst war der König einverstanden, dann war es ihm nicht genehm und jetzt legen die Minister ein großes Gewicht darauf und wahrscheinlich wird dieser Schritt bald erfolgen."

(25. Sept. 1862) „Du wirst hören wollen was ich vom gegenwärtigen Ministerium (dem ersten Bismarck'schen) erwarte, aber ich kann gar nichts sagen. Bismarck mag genau wissen was er will und was er kann, aber sonst weiß es keiner. Die neuen Minister sind schlechtverkappte Kreuzzeitungsleute, aber Bismarck und Eulenburg sind auf jeden Fall begabte Menschen und der erste hat den Ehrgeiz sich einen Namen machen zu wollen. Er ist verwegen und ohne Grundsätze, sein Thun wird sehr sorgfältig verfolgt werden müssen. . . . (8. Oct. 1862 Abgeordnetenhaus) Ich kann doch nicht auf eine ruhigere Zeit warten . . sonst hätte ich so viel Dir zu schreiben! Denn es sind merkwürdige Tage für mich gewesen; erst hielt ich eine kleine Rede gegen die Majorität des Hauses und dann beabsichtigte ich eine längere für dieselbe, vor allem aber beschäftigte ich mich damit unsern neuen Minister zu beobachten. Einen solchen Abenteuerer, einen solchen hazardspielenden Politiker kannst Du Dir gar nicht vorstellen.“

Dies sind die ersten Erwähnungen des Mannes, der auch in sein Leben bedeutsam eingreifen sollte.

Von wenigen, die nicht grade zur Bismarck'sunft gehören, ist der größte Mann seiner Zeit so bewundert und so gewissenhaft studirt worden wie von meinem Vater. Die Poschinger'schen Veröffentlichungen, alles was den

phänomenalen Uebergang vom wilden Junker zum zielbewußten Durchsetzer der Deutschen Einheit beleuchtete, hat er mit dem regsten Eifer gelesen. Dennoch hielt er Vieles in dessen Wesen für unschön, für unedel, dennoch hielt er dessen Einfluß auf unsere Zeit in mancher Beziehung für überaus schädlich, dennoch verwarf er ernstlich die bewußt unwahre Verherrlichung seines Characters, den in wohlbewanderten, hochstehenden Kreisen außerordentlich verbreiteten Satz: „man darf dem Deutschen Volk seinen Helden nicht rauben.“

Bei meinem Vater war es der Widerspruch, nicht nur der politischen Richtung, sondern der Ethik, der Cultur, der ganzen Weltanschauung. Diese Weltanschauung hat gesiegt, so schwamm er von nun an gegen den Strom und lebte im Lager der Besiegten.

In kommenden Geschichtswerken wird dieser weittragende Umschwung der Gesinnungen des Deutschen Volkes einen merkwürdigen Abschnitt bilden. Selten haben Männer hier oder anderswo in dem Maaße Schule gemacht wie Bismarck und Treitschke. Natürlich konnten sie dieses nur weil sie vorhandene Elemente verkörperten. Aber sicherlich waren es nicht die deutschesten, wenigstens nicht die besten deutschen Elemente, und auf das Entschiedenste erheben wir Alle, die so denken, Einspruch gegen E. Marcks Behauptung „Uns bleibt Bismarck die menschgewordene Nation.“*)

Es ist nicht ganz leicht diesen neudeutschen Geist in Worte zu fassen, so greifbar die Typen uns Allen vor

*) Deutsche Rundschau. Mai 1899.

Augen sehen, so genau wir sie kennen. Oft hört man die bequeme Aburtheilung „materialistische Gesinnung“. . . . „Mangel an Idealen“. . . . Dies trifft kaum zu. Gewiß haben diese Neudeutschen Ideale, aber sie sind allzeit egoistisch beschränkt. Im Grunde, wenn auch oft unausgesprochen, haben sie meistens ihren Gott, den sie fürchten, der ihnen aber persönlich hier und über das Grab hinaus hilft. Sie haben ihre Familie, welche ihr Gemüth ausfüllt und befriedigt, sie haben, dem Ausland gegenüber — ihre Nation, der heimischen Bevölkerung gegenüber — ihren Stand. Unbedingte Königstreue betrachten sie als ihr erbliches Vorrecht, gehen auch willig für das Haus Hohenzollern in den Tod; weicht aber jemals der königliche Wille von ihren Interessen und Anschauungen ab, so bilden sie die bitterste, schonungsloseste Opposition. Sie halten sich für vollendete Cavaliere, bezweifeln im Grunde das Vorkommen gleichartiger Gesinnungen bei andern Ständen und Stämmen, doch genießen Frauen bei ihnen ein geringeres Ansehen als im Ausland, auch als in einigen andern Kreisen Norddeutschlands und, wie die Geschichte nachweist, haben sie Frauen mit unliebsamen Ansichten stets auf die ausgesprochen unritterlichste Weise behandelt. Oft theilnehmen sie sich an philanthropischen Bestrebungen, allerdings kaum je ohne religiösen oder politischen Beweggrund. — Sie sind keineswegs ganz ohne Liebe zur Kunst, aber die Kunst muß ihren gefühlsfertigen Anwandlungen dienen, niemals dienen sie der Kunst. Ein Andante, ein leises Intermezzo ist ihnen ein sanft erhebender Genuß, ästhetischer Haschisch, eine süße Auflösung der Mißklänge des Lebens. Auch suchen sie in der Kunst

handgreiflich anschauliche Verkörperungen ihrer patriotischen, erotischen und religiösen Gefühle, so ein Bild des greisen, sterbenden Kaisers, Mondschein über Baumwipfel, ein thaufrisches Liebespaar in historischem Costüm, ein patriotisches Brustton-Stück aus den Freiheitskriegen. Die Kunst um der Kunst willen begreifen sie nicht, würden den Gedankengang auch niemals billigen können. Auch für die hingebungsvolle, selbstlose Versenkung in die Wissenschaft, für den oft so spärlich belohnten, ausdauernden Fleiß des deutschen Gelehrten haben sie wenig Verständniß und keine Sympathie. Fremd ist ihnen das Edle, Wahre, Schöne, so wie es sich nicht mittelbar oder unmittelbar auf ihr Selbst bezieht; Menschenwürde, Menschenliebe, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Mitleid, der Glaube an eine allmähliche höhere Entwicklung — es sind ihnen verderbliche, wenn nicht lächerliche Phrasen.

Fast nie sind sie verfeinert, selten ausschweifend, wohl aber meistens, wenigstens in der Jugend, dem derben Genuß ergeben. Ihre Formen sind manchmal gutmüthig, meistens absprechend kritisch, womit sich auch ein drastischer Witz vereinigen kann; wie ja das berlinische Element in diesen Kreisen stärker vertreten ist, als sie es selber wahr haben möchten. Immer und ausnahmslos ist ihr Auftreten, ist ihre Meinungsäußerung anmaßend, ihr mangelt jene diskrete Zurückhaltung einer älteren überlegenen Cultur. Selbst im Aeußeren sind sie erkenntlich. Die Züge haben, selbst wenn sie voll sind, einen harten Ausdruck, und ein gewisser Mangel an Geschmack, an feinfühlender Güte ist ihrer ganzen Erscheinung eigen.

Immer und allzeit haben die Alten das Neue miß-

billigend kritisiert. Aber mit der allgemein bei beobachtenden älteren Männern und Frauen vorkommenden Klage über die geringere Bildung, stimmt leider jede aus Biographien, Memoiren, Briefen, Mündlichen Ueberlieferungen und Litteraturwerken geschöpfte Kunde überein. Wir waren sehr gebildet, und das war unser Stolz; wir sind es weit weniger und grade das ist uns recht.

Ich möchte diesen herrschenden Geist den „märkischen“ im Gegensatz zum „deutschen“ nennen. Er birgt keine fremden Thaten, aber ihm fehlen nur allzuwiele der tiefsten, schönsten und auch wichtigsten Elemente des deutschen Wesens. Die Mark ist gewiß ein achtungswerther Gau des Reiches, aber dem Land fehlt viel, das zwar Keger nicht verbrannte, aber keine Märtyrer gebär, an dessen Thore als häufige Inschrift jener brutal praktische Spruch zu lesen ist: „Wer seinen Kindern giebt das Brot, Und leidet selber Noth, Den schlag man mit dieser Keule todt.“ Kernige, schlichte Eigenschaften sind auch keineswegs mit diesem Geist zu verwechseln. Unser alter Kaiser, Moltke, Blicher waren das Gegentheil von phantastischen Idealisten, sie waren aber entschieden „deutsch“, nicht „märkisch“. Ueberwiegt in der Zukunft dieses neue Element, wird Deutschland noch manches gewinnen, aber unendlich viele seiner ureigensten Güter verlieren. Und wenn immer wieder eingewandt wird, das Ergebniß zeige aber doch, daß während wir vor einem halben Jahrhundert uns mit einer unbedeutenden Rolle begnügen mußten, wir heute mächtig, reich und gefürchtet daständen, so verwechselt man eben immer wieder die mittelbaren und die unmittelbaren Factoren des Erfolges. Man ver-

gißt, daß uns jenes merkwürdige Glück zu theil ward im günstigsten Augenblick den Gewaltigsten zu besitzen. Daß aber dieser Gewaltigste aus dem märkischen Geist hervorging, beweist wenig für dessen Bedeutung. Der Genius ist kein logisch berechenbares Ergebnis; Christus erscheint uns schwerlich eine Verkörperung des jüdischen Volkes, noch Napoleon die einer untergeordneten italienischen Provinz. Wir hatten den ersten Feldherrn; was seine Truppen betrifft, so brauchte er gewiß die ostelbische Landrathsgesinnung, noch mehr hat er aber vielleicht durch jene halb vergessenen, halb belächelten „Vorläufer“ erreicht, durch jene Mißachteten, welche auch in der neuen Zeit von den vereinsamten Altären nicht ließen.

Das Renan'sche Wort: „On emprunte presque toujours beaucoup à ceux que l'on anathématise“, es hat sich auch hierbei bestätigt.

In Bismarck sah mein Vater, trotz aller dankbaren Bewunderung die Verkörperung dieses unschönen Geistes. Was ihn am Intenstivsten abstieß, war die zum Grundsatz erhobene Zweckmäßigkeitspolitik, ohne Rücksicht auf Wahrheit und Recht. Daß der Zweck die Mittel heiligt, war ihm im politisch-protestantischen Gewand nicht annehmbarer geworden, daß die im menschlichen Verkehr hochgehaltene Ethik des gegenseitigen Wohlwollens, der Wahrheit und Gerechtigkeit sich nicht auch im öffentlichen Leben beständige, glaubte er nicht. Keine Aeußerung des Kanzlers bezeichnet so deutlich diesen einschneidenden Unterschied der Gesinnung wie Bismarck's „Interessenpolitikrede“ am Schluß der Feierlichkeiten zu seinem achtzigsten Geburtstag: „Unsere Sache — wenn ich sage unsere Sache, so meine ich die

der Landwirth, denn ich bin Landwirth von Haus aus, ich bin es gewesen, ehe ich Beamter und Minister wurde und als Minister habe ich natürlich keiner Fraction angehören können, sondern nur dem Vaterlande und dem König. Jetzt kann ich wieder für meine alte landwirthschaftlich-conservative Fraction leben und da möchte ich meine Fraktionsgenossen bitten, daß wir bei den Wahlen mehr als bisher auf Vertretung unserer Interessen sehen. . . Um sie zu vertreten oder vertreten zu sehen durch unsere Abgeordneten, da müssen wir doch Mitinteressenten wählen. . . Ich würde da noch weiter gehen und sagen: Gebt jedem Staatsminister eine Domaine von deren Ertrag er zu leben hat, oder theiligt ihn an einer Industrie, deren Erträge sein Einkommen bilden. Aber daß dies Einkommen, es mag gut oder schlecht gehen, unter allen Umständen gesichert bleibt, das paßt nicht zu der menschlichen Schwäche." Kreuzzeitung v. 10. Juni 1895.

Treitschke, der leidenschaftliche Bewunderer Bismarck's, hatte am 21. April 1877 im Reichstag ernst gemahnt: „Süßen Sie sich davor Deutschland auch noch durch den entfesselten Kampf selbstständiger Interessen unglücklich zu machen.“ Rudolf von Jhering erblickt in dem festen Gehalt der Beamten geradezu ein Palladium der Staatsordnung, er sagt unter allen Arten des Einkommens sei das feste Gehalt der Beamten das gesündeste Brot.

Wir Alle, auch mein Vater, hatten mit heller Freude die vielen Ansprachen gelesen, welche der Kanzler bei dieser denkwürdigen Gelegenheit hielt, auf uns andere wirkte diese Rede als erschreckende Enttäuschung. Er wunderte

sich hierüber: „So ist er doch immer gewesen, das war es ja!“

Nur einmal lernte mein Vater ihn näher kennen; im Jahre 1868 gab sich der Ministerpräsident die Mühe diesen oppositionellen Abgeordneten herüberzugewinnen, führte mit ihm eine über eine Stunde währende Unterhaltung, und wie oft hat mein Vater von dem seltenen Zauber, dem bedeutungsvollen, originell schillernden Glanz seines Gespräches uns vorgeschwärmt! Als in den Achtziger Jahren Mommsen und er einmal bei Sternenschein nach Hause gingen, verfiel die Rede auf den Kanzler. Nach einer Pause meinte nachdenklich jener geistvollste aller lebenden deutschen Gelehrten, der scharf zergliedernde, künstlerisch schildernde Biograph des ersten Cäsaren. „Es ist doch eigentlich jammerschade einem solchen Mann nicht näher treten zu können!“ Oft hat mein Vater, der, wie Goethe, „das Große und Schöne willig verehrte“, dieses nämlich gedacht.

Daß ihm die öffentliche Thätigkeit jetzt, wie auch später, nicht leicht gemacht wurde, zeigt der Brief vom 4. Nov. 1863*). *) „Nur einige Worte um Theodor's (seines jüngsten Bruders, der gleich seinem Bruder Karl in den diplomatischen Dienst eingetreten war) „wichtige und mir sehr rührende Mittheilung zu begleiten. Dies dieselbe, wie ich es that, ohne irgend Jemandem zu zürnen. Wir wissen ja, was für Menschen die Staatsgeschäfte leiten und darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn

*) Wo nichts erwähnt wird, sind die folgenden Briefe an seine Mutter gerichtet.

wir die Zumuthung erfahren, daß, falls ich mich vom parlamentarischen Leben zurückzöge, Theodor eine Anstellung erhalten solle. Sonderbar! Vorigen Winter sagte ich Emma: Eins würde mir die politische Opposition sehr vergällen, eine Drohung Theodor im Avancement zu über schlagen. Nun, diese Mittheilung hat in keiner Weise meinen Entschluß erschüttert, aber wohl mirummer verursacht. Umso mehr freue ich mich über Theodors feste und liebenswürdige Aeußerung."

Am 3. Juni 1863 schreibt er über den guten Verlauf einer Protestversammlung seiner Wähler. *) „Ich habe mir alle Mühe gegeben ähnliche Kundgebungen zu Gunsten des Abgeordnetenhauses in allen Wahlkreisen anzuempfehlen, denn Bismarck erzählt jedem Gesandten, daß die Bevölkerung völlig gleichgültig sei, und die Abgeordneten bald vergessen sein werden. Als Volk müssen wir neben manchen andern politischen Tugenden eine lebhaftere Gefühlsäußerung erlernen." Dann schrieb er über die parlamentarische Existenz. (28. Nov. 1863) *) „Mein Leben ist recht unruhig und hastig, wahrscheinlich ähnelt es in mancher Hinsicht dem der alten athenischen Bürger, welche ihre Tage in der Agora, in kleinen politischen Kreisen zuhörend, abstimmend, plaudernd, ab und zu auch sprechend verbrachten. Ein etwas müßiges Leben, wenn es einem nicht gelingt gehörig zu arbeiten, was auch die augenblickliche Aufgabe sei, die Vorbereitung zu einer Debatte, das Zuhören oder Lesen. Aber in Athen waren es etwa zehn tausend und wir sind dreihundertfünfzig, sie hatten die beste Luft und wir eine mörderische." Diese hygienischen Fragen lagen ihm nah am Herzen. Oft klagten seine

Briefe über den gesundheitswidrigen Zustand der Berliner Straßen, Canäle und Häuser. Im Nov. 1872 schreibt er über die häufigen Typhusfälle. „Fast sind sie ein Glück zu nennen, denn endlich ist Hoffnung auf die Regelung der Canalisation. Der Bevölkerung wird es doch ein klein wenig angst und bang, noch nicht in genügendem Maß, denn jede Reform bedarf eines Fiebers des Fanatismus um die „vis inertiae“ der Menschen und deren Vorurtheile zu besiegen. So war es in England, so wird es hoffentlich auch hier sein.“

Inzwischen war er auch gereist. Am 2. Aug. 1861 schrieb er aus Fyffton Hall, der Besitzung Lord Fough-ton's, welche so manche Berühmtheiten beherbergt hat, deren Wände, wie Sydney Smith behauptete, von einem langsam fortschleichenden Bücher-Ausatz bedeckt wurden. Dort traf er den Herzog von Almale und seinen anziehenden Neffen den Herzog von Chartres. *) „Der arme junge Mensch hat viel von seiner Mutter geerbt. Was soll aus ihm werden — kein Beruf, keine Stelle, keine Aussichten, kein Vaterland.“ Dann zwei Tage später. „Ich habe viel politisches und landwirthschaftliches gelernt. Als Ergebnis sende ich Dir einliegende vertrauliche Auszüge, welche klar beweisen, wie wenig Napoleon über seine Pläne verlauten läßt, auch die hoffnungslose Blindheit der französischen Politiker. Einige dieser Notizen sollten nicht verloren gehn und so bitte ich Dich dieselben an Usedom zu schicken, da man bei diesem sicher ist, daß sie nicht zu einem Kriegsgeschrei gegen Frankreich ausgenützt werden könnten.“ Dann (Aug. 1863) aus Portree in der Insel Skye an der großartigen Westküste Schott-

lands. *) „Mir ist der volle berausende Genuß einer Seefahrt zu theil geworden.“ (Dies war und blieb bis zu seinem Tode vielleicht seine größte physische Freude; an seine Frau schrieb er über diesen Tag. „Ich war in außerordentlich guter Stimmung, das doch längere Zeit über entbehrte Bewußtsein absolutester vollster Gesundheit wurde mir wieder zu theil. Ja, das Meer!“) „Leider habe ich nicht Deine Gabe die schönsten Augenblicke zeichnen und festhalten zu können, oft lag der Zauber in den Linien, oft in den Farben, oft in den geschichtlichen Erinnerungen. Der Sturm, welcher uns den Anblick und den Eindruck der atlantischen Gewalt verlieh, nahm zu, so daß wir, (Johannes Brandis und er) und eine Gruppe recht angenehmer Menschen, die wir an Bord trafen, Byrons Vergleich eines Schiffes und eines feurigen Pferdes sehr zutreffend fanden. Nur ab und zu kamen heftige Böen, sonst war die Aussicht klar. Einer der Reisenden, Mac Pherson, war Besitzer der Insel Eig und zu gleicher Zeit Edinburger Advokat, so lernten wir sehr viel von ihm, sozusagen ohne auch nur eine Frage zu stellen . . . Am Sonntag hatte ich das Glück einem der ergreifendsten Schauspiele beizuwohnen. Eine Schottische Abendmahlsfeier im Freien. Es wurde nur Gaelisch gesprochen, so daß ich leider nicht folgen konnte und daher gewiß viel verlor, trotzdem war der Anblick überaus interessant, durch den unbeschreiblichen Ernst aller Anwesenden, welche entweder bereits das Sakrament empfangen hatten oder denen es noch zu theil werden sollte. Seit dem frühen Morgen waren sie bereits dort und kehrten erst Abends nach ihren oft sehr weit abgelegenen Dörfern zurück. Die

Kanzel wurde hier bei Fort William am Abhang eines grünen Berges errichtet, rings herum etwa fünf bis sechshundert Männer und Frauen, alle unbedeckt, entweder stehend oder am Boden sitzend. Vor der Kanzel werden zwei Tische aufgeschlagen an denen etwa zwanzig Abendmahlsgäste sich — demüthig, zaghaft — setzen. Seit Wochen haben auch alltags vorbereitende Gottesdienste statt gefunden und es giebt Dir einen Begriff von dem feierlichen Ernst der Handlung, wenn Du hörst, daß nur etwa fünf und sechzig Menschen in drei Abtheilungen, das Abendmahl nahmen und doch die Prediger und die Gemeinde den ganzen Tag dazu verwandten. — Das Schlimmste des hiesigen religiösen Lebens ist wohl, daß der Hochländer gern zwischen Religion und Moral unterscheidet; fast immer verwirft er einen Geistlichen welcher über das letztere predigen wollte, statt seiner Gemeinde nur die reine Lehre vorzutragen. Ganz eigenthümliche Beispiele wurden mir erzählt.“ Dann 8. Sept. 1861 über Edinburg, „welches mein Herz gefangen hält“. „Even thus methinks, a city reared should be,“ diese Worte kommen mir in einem fort in den Sinn. Alle Schönheiten, welche menschlichen Behausungen zu theil werden könnten, vereinigen sich hier — sanfte Abhänge, gewaltige Felsmassen und Schluchten, hinreißende Ausichten über Land und Inseln und Küste.“ — Den gothischen Kirchturm des genialen Architekten Pugin bewunderte er sehr. „Ganz ideal erhebt er sich gen Himmel, ohne auch nur eine wagerechte „irdische“ Linie. . . Der excentrische Pugin trieb sich auf Reisen gern im Matrosen-Anzug herum. Als er einen Eisenbahnwagen Erster Klasse be-

stieg meinte einer der Insassen „Na lieber Freund, Sie haben sich wohl im Wagen geirrt“. — „Allerdings,“ war seine Antwort, „ich glaubte mit gebildeten Herren zu reisen.“ . . Nachdem Johannes Brandis mich verlassen hatte, fuhr ich nach Saddington,“ (dem Heimathsort der Jane Carlyle) „um in Vester Mains einem Dreschmaschinen-Wettbewerb beizuwohnen. Es war ein prachtvoller Anblick, alle Maschinen, zwölf bis fünfzehn Stück, leisteten gutes und die Clydesdale-Pferde waren hervorragend schön. Die leitenden Arbeiter verrichteten ihre Sache mit Heiterkeit, aber ohne ausgelassen zu werden, die Arbeiterinnen, welche mit wenigen Männern die Garben banden und schichteten, waren bewundernswürdig geschickt, alle ganz practisch gekleidet in einem hellen losen Jäckchen über einem schottischen Unterrock und mit starken wollenen Strümpfen. Bald entdeckte ich auf einem herrlichen Pferd die kränkliche Erscheinung des Lord Gifford, er erkannte und begrüßte mich freundlichst, welches zu einer Einladung seines Vaters“ (des Marquis von Tweeddale) „führte. Dieser war selbstverständlich einer der Ehrenrichter, wie er ja ein berühmter und hochgeachteter Landwirth ist. So fuhr ich denn am Montag, vom herrlichsten Wetter begünstigt, nach Vester House und verlebte dort eine sehr angenehme Zeit. Der arme Lord Gifford lag mit Ausnahme des ersten Abends zu Bett, so krank, daß er mich nicht sehen konnte und seine Mutter und Schwester (Lady Jane) machten einen sehr besorgten Eindruck, aber ich hörte vieles was meine Meinung von ihm bestätigte, wie unermüdblich er in den Commissionen des House of Commons thätig ist, auch

rührte mich seine Bewunderung für meinen lieben Vater. „Ich habe alle seine Werke gelesen und lese noch immer oft in denselben nach; die Abende, die mir an dem Londoner Treiben am deutlichsten vor Augen stehn sind die damals in Carlton Terrace verlebten. Lord Tweeddale steht geistig nicht so hoch, hat aber viel Energie und gesunden Verstand und erwies mir eine wirklich großartige Gastfreundschaft. Am Dienstag führte uns eine Fahrt von etwa vierzig Meilen um die Lowlands herum ... als Endpunkt seine selbst bewirthschaftete Farm, welche auf dem nördlichen Abhang der Cammermoor Hills gelegen ist. Diese Farm, oder vielmehr diese drei Farms, welche er selbst übernahm, da er keinen Pächter für dieselben fand, sind jetzt das Vollenbetste was man sich denken kann, dank der Pflüge und anderer Instrumente welche er, der früher Offizier, natürlich zum Spott der ganzen Nachbarschaft, erfunden und eingeführt hatte. Ich beobachtete diese Maschinen (der alte Herr war vor dem Frühstück hinausgefahren um mir zu lieb ihre in-Thätigkeitssetzung anzuordnen), ich sah den jammervollen Boden, welcher durch dieselben gelockert und menschenmöglich gemacht worden war und sah den herrlichen Saatbestand den dieser selbe Boden hervorbringt. An den andern Tagen wurden weitere Fahrten unternommen und ich sah ein, weshalb von jeglichen mir bekannten, selbständig bewirthschaftenden Gutsbesitzern nur er bei allen Pächtern die größte Achtung und Bewunderung genießt. — Lord Tweeddale sprach mit der wärmsten Anerkennung von deutschen Soldaten, welche er für die besten der Welt erachtet, und mit Neigung über Hartmann und dessen Kameraden in der Deutschen

Region, welche er in Spanien kennen gelernt hatte. In der Schlacht von Talavera erzählte er, fiel an der kritischen Stelle ein Regiment nach dem andern ab, als aber die Deutschen hincommandirt wurden hielten sie fest aus und brachten die Uebrigen zum stehen. Nachdem der Sieg erfochten war, ritt der Herzog von Wellington auf den General Sherbrooke, welcher die Deutsche Legion befehligte und eine lebhaft Abneigung gegen alles Deutsche hatte und sagte: „Na, was meinen Sie jetzt.“ „Jetzt halte ich sie für ganz famose Kerle und werde sie mir stets für die beste Arbeit aufsparen.“ Was er auch durchweg that. In einem spätern Brief erwähnte einst mein Vater: „Der Herzog von Wellington wurde einmal bei einem englischen Diner befragt: welche Continental-Armee er am Liebsten befehligen würde.“ Ohne sich zu besinnen antwortete er: die preussische. Diese Antwort berichtete Vater noch am nämlichen Abende nach Berlin. Ich stand neben ihm.“ Dann erzählte er (Vord Tweeddale) „mir eine eigene Erfahrung. 1853 wurde er von einem Mitglied der Regierung aufgefordert schriftlich seine Ansichten über einen etwaigen Feldzug gegen Rußland niederzulegen. Darauf führte er folgendes aus: Sebastopol nicht anzugreifen, sondern einige hundert Meilen an der Wolga aufwärts eine Stellung einzunehmen, von wo aus sie die gesammte Zufuhr an Getreide, Heu und Pferden in Händen hätten. Dies würde, ohne daß auch nur ein Schuß fiele, die russische Kriegsführung gänzlich unterbinden. Dieser Plan gefiel nicht der Regierung, als aber etnige Wochen später derselbe von einem Stabsoffizier des Vord Raglan der sich damals, glaube ich, in Varna befand, wiedererzählt

wurde, bat er um den Entwurf. Er las ihn aufmerksam und meinte: Das ist wirklich merkwürdig, fast Wort für Wort hat Lord Raglan dasselbe vorgeschlagen; er wurde von St. Arnaud und Omer Pascha überstimmt, ließ aber den Vorschlag zu Protokoll nehmen, als Protest gegen den geplanten Einfall in die Krim. So haben also zwei Offiziere des Spanischen Feldzuges genau den gleichen Plan gefaßt — ohne Schlacht zu siegen.

Nachdem ich Vester verließ, spazierte ich von Haddington nach Drem und North Berwick und versuchte vergebens auf den berühmten Baß Rock zu gelangen: da ich kein Boot bekommen konnte, schwamm ich und sah wenigstens die Tausende und Abertausende von Solan-Gänse, welche diese merkwürdige Insel umfliegen. Abends spazierte ich nach Fenton Barnes, welches durch die landwirthschaftlichen Verdienste des Pächters, eines Mr. G. Hope, berühmt geworden ist. Ich fand in ihm einen der merkwürdigsten Menschen der mir jemals in diesem Beruf vorgekommen war. Ich lege den Brief bei in welchem er seine Dankbarkeit gegen meinen geliebten Vater ausspricht. Er nahm mich auf das Freundlichste auf, fuhr mit mir am nächsten Morgen überall herum und zeigte und lehrte mir Vieles, welches ich zu verwerthen hoffe, wenigstens indem ich seine Erfahrungen meinen Landsleuten zugänglich mache. Eine seiner Farms ist in Dirleton und ehe wir fortfahren erbat er sich die Erlaubniß mir den Blumengarten des in sehr großartigen Verhältnissen lebenden Besitzers, des Mr. Hamilton, zeigen zu dürfen. Hier dachte ich, wie so oft, wenn doch nur Mama dies sehen könnte. Durch die Anlage dieser von Kießwegen einge-

rahmten Blumenbeete wurden die prächtigsten Farbeffecte erzielt, das Auge wurde auf das Wohlthwendste erregt. Ich hoffe einen Plan dieses berühmten Gartens zu erhalten und wenn mir dieses gelingt, wirst Du Dich an dem mit so einfachen Mitteln erzeugten Gesamteindruck freuen; nur die gewöhnlichsten Blumen sind angewandt worden."

Am 9. April 1864 schrieb er aus Stratford upon Avon, wo er bei dem dortigen Geistlichen, seinem entfernten Verwandten Granville, zum Besuch war. „In jeder Weise entzückte und befriedigte mich der Ausflug. Diese unvergleichlich üppigen Wiesen längs der Avon muß man sehn um Shakespeare's Verständniß für Flußwiesen zu begreifen, auch gefiel mir die Kirche und die Lage inmitten eines grünen Friedhofes, welcher sich am Fluß entlang zieht. Auch meine ich jetzt den allmählichen Wechsel in Shakespeare's Zügen auf den verschiedenen Bildern zu erkennen. Da ich fand, daß die Bibliothek keinen Deutschen Shakespeare enthielt, bat ich einen stiften zu dürfen. . . Als ich Stratford verließ, fand ich Granville's Klagen, daß die Landbevölkerung die Feier" (zu Ehren des dreihundertjährigen Geburtstages) „mißbilligte, vollkommen bestätigt. Ich hatte eine Auseinandersetzung, fast einen Streit im Eisenbahnwagen mit einem Pächter, welcher vom Markt zurückkehrte und in dem ich einen grimmigen Bezweifler der Echtheit der „sogenannten“ Shakespeare'schen Stücke vorfand. Nach seiner Behauptung — und anscheinend beruht diese auf einer mehrhundertjährigen, eifersüchtigen Ueberlieferung — wäre „Will Shakespeare“ ein witziger Kumpan gewesen, aber ungefähr ebenso fähig

diese Stücke zu schreiben, als Sie oder ich oder irgend einer von uns Farmern. Er hatte unter seinem Namen die Werke geistlicherer Leute veröffentlicht und Niemand hielt was auf ihn bis Garrick*) diese Wirthschaft mit ihm anstellte. Nein, glauben Sie mir nur, das haben die Stratford's Menschen Euch aufgebunden. Sehen Sie nicht, wie sie jetzt alles thun um Leute und Geld in ihre Stadt herein zu lootzen. — Das ist ja alles Unfug und ich kenne unsere Stratford's besser als Sie.“ (Diese persönliche Verührung mit einer zweifellos jahrhundertlangen mündlichen Ueberlieferung hat meinem Vater immer eine besondere Freude verursacht) ... „Sonntag besuchte ich Dean Stanley**) und ließ mich durch seine Güte verleiten am Dienstag bei ihm zu Mittag zu essen, wozu ich von Nutfield“ (der Besizung seines Schwagers) „hinreisen mußte. Aber das interessante Gespräch mit Arthur Stanley und Max Müller war auch durchaus lohnend. Arthur sprach mit wahrer Dankbarkeit und Wärme von unserm Dahingeshiedenen. Ihm schreibt er seine jetzigen Beziehungen zum Hofe zu und sein größter Wunsch, was die Geselligkeit anbetrifft, ist das Gute und Bedeutende so um sich zu sammeln, wie dies in Carlton Terrace geschah.“

Seine Mutter hatte ihn wegen Stein's Aeußerung über das Vergeben der Feinde befragt und so schreibt er

*) David Garrick, der berühmteste englische Schauspieler des achtzehnten Jahrhunderts, brachte den fast vergessenen Shafespeare wieder auf die Bühne.

**) Arthur Stanley, der bekannte Dean der Westminster Abtei, eine überaus gebildete, anziehende, liberalgesonnene Persönlichkeit. Verfasser der History of the Jewish People. Christian Institutions.

(13. Dez. 1864). „Als Niebuhr ihm auseinandersetzte, weshalb er nicht am Heiligen Abendmahl theilnehmen könne, meinte Stein: „Das ist sehr unrecht, man muß gegen keinen Menschen solche Feindschaft hegen, daß man nicht zum Abendmahl gehen könnte.“ „Und wenn Sie, Excellenz, eben den Grafen Münster vor sich hätten?“ „Ich würde ihm in's Gesicht speien, aber hassen würde ich ihn nicht.“

Einer Schwägerin schreibt er (25. Dez. 1864) über den amerikanischen Bürgerkrieg. „Ich will Dir meine Ansicht mittheilen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie Dir mißfällt. Ich glaube, daß wenn Lincoln — oder wer sonst das Ruder führt — die Aufhebung der Sklaverei in den einst Vereinigten Staaten auf sein Banner setzt, wenn er erklärt, das Schwert nicht einzusteden, bis dieses erreicht ist — so glaube ich muß ein solcher Herrscher siegen, so wie Constantin siegte, als er das Kreuz auf die kaiserliche Standarte befestete, trotzdem er und sein Anhang zweifellos ebenso egoistisch und ein gut theil schlechter als Lincoln waren. Aber sie siegten, weil sie das Christenthum als Kriegsgeschrei erwählten und doch einigermaßen sich dessen Joch unterwarfen.“

Ein origineller Besuch überfiel ihn in Bonn, es war Laurence Oliphant, erst junger Diplomat und Lebeamann, dann Journalist, Abenteurer und Romanschreiber, schließlich ein asketisch phantastischer Visionär. Ein merkwürdig fesselndes, problematisches Leben*). Damals gründete er eben eine Zeitschrift, war noch gänzlich „un-

*) Life of Laurence Oliphant by Margaret Oliphant. Tauchnitz.

befehrt". Mein Vater schreibt an Emma v. B. „Laurence Oliphant versicherte mir er sei einzig nach Bonn gekommen um mich zu sehn, so mußte ich mich ihm widmen. Er will in London eine „Foreign Political Review“ herausgeben, reist nun umher um Material und Beziehungen zu sammeln. Johannes Brandis und ich nahmen ihn also vor, trichterten ihm unsere Ansichten ein und gaben ihm Empfehlungen an Roggenbach, Mohl und Ufedom mit.“

Am 13. Jan. 1866 reiste er mit dem „etwas gefährdeten“ Jesuitenpater Roh, vielleicht dem besten Prediger den sie jetzt besitzen. Vor Jahren hatte ich ihn auf der Kanzel gesehen (!) und gehört. Im Gespräch war er sehr lebhaft und nicht ohne französische Genauigkeit (er ist Franzose von Geburt). Zu meiner Ueberraschung betrachtete er das Tischrücken und den neuen Spiritismus als durch die Hülfe des Teufels vollbrachte Thatsache. Darauf antwortete ich unter anderm, daß der Spiritist Hume sein Können nicht vor Napoleon vorzeigen wollte, da dieser schlaue Herr, Robert Houdin, den Taschenspieler, auch mit eingeladen hatte.“ ... „Am 19. Jan. (1866) war ich in der Geographischen Gesellschaft um der Gedächtnißrede auf Barth beizumohnen. Der Redner, Dr. Koner, ließ in beredten Worten meinem Vater alle Anerkennung widerfahren, als er auf die große Afrikanische Expedition zu sprechen kam, welcher Overweg und Barth durch meines Vaters Bemühungen einverleibt wurden. Es rührte mich Petermanns wohlbekanntes Gesicht nach Koner auf der Rednertribüne zu sehen, auch er erwähnte den starken Einfluß durch den mein Vater die Behörden bewogen hatte Richardson, einen Mann von

Barth's wissenschaftlich-sprachlicher Befähigung und wie es sich später herausstellte unbezwinglicher Energie zur Seite zu geben. Durch einen von Barth's Freunden hörte ich, daß dieser fast am Schwersten unter der Langeweile zu leiden gehabt hatte. Er konnte seine Ziele nur dadurch erreichen, daß er wie die Eingeborenen lebte, daß er Stunden und Stunden lang mit diesen zusammensaß und ihren Argwohn durch die alltäglichsten Fragen und Antworten bezwang. Die Rede war im Ganzen recht gut und verfiel nicht in jenes gewissenlos übertriebene Tob, welches man bei solchen Gelegenheiten nur zu oft leider zu hören bekommt, dabei war der Ton sehr warm und von der edelsten Freundschaft erfüllt." (7. Nov. 1866) „Neulich machte Berthes einige treffende Bemerkungen über Biographien. Der Verfasser sollte vergessen wenn er das Jahr 1812 schildert, daß es je ein Jahr 1817 oder 1850 oder 1860 gegeben hat. Kann er das nicht, ist keine Wahrheit möglich, Menschen entwickeln sich nicht ohne Unterbrechung und Wechsel und der Biograph darf sich nicht an Widersprüche kehren will er nicht unwahr werden."

Mit Professor Dietrich Brandis, dem bekannten Forstmann und erfolgreichen Begründer der indischen Forstverwaltung, unternahm er eine interessante Reise in Corsika. Aus Ajaccio schrieb er seiner Schwägerin, M. v. Bunsen geb. Waddington (28. April 1866) *) „Napoleons Geburtshaus hat einen patrizierhaften Character, die Familie war ja auch alt angesehen und ziemlich wohlhabend. Die Straßen werden rein gehalten und im Cours Napoléon war eine Allee von duftenden Orangenbäumen. Noch schöner im Garten des Prefekten, buchstäblich be-

rauschend war der Duft dort auf der Terrasse. Napoleons Bilder begegnen einem auf Schritt und Tritt, in jeder Straße, wie mir versichert wird, in jedem Haus. Im Rathhaus ist eine Sammlung theilweise werthvoller Familienbilder. Eine Marmorbüste des Königs von Rom als Kind, mit merkwürdigen Zügen, stand neben dem Bett des Verbannten; ganz kurz vor seinem Ende soll sein Blick auf demselben geruht haben. — Die Corssen sind tapfer und tüchtig, liefern viele hervorragende Offiziere und Beamte, wie sie auch in früheren Jahrhunderten mit unübertrefflichem ausdauernden Muth gegen ihre Unterbrüder, vor Allem gegen die Genueser, kämpften. Aber im Dorfleben erweisen sie sich träge, ein beträchtlicher Theil der Feld- und Waldbarbeit wird von Italienern verrichtet, die hauptsächlich aus Lucca alljährlich herüberkommen und dann heimkehren; die Bezeichnung Lucchese ist darum fast ein Schimpfwort geworden. So wurde mir die Bevölkerung geschildert, und der Anblick von hundert auf der Straße Herumlungernden scheint diese Ansicht zu bestätigen. . . . Die Frauen aus dem Volk tragen eine „mandilo“ welche Stirn und Kopf bedeckt. Heute sah ich eine ältliche Matrone in schwarz gekleidet, die Kapuze ihres Kleides bedeckte ihren Kopf, die Röcke waren ziemlich kurz, sie war eine wirklich majestätische Erscheinung. Schwarz wird meistens von den wohlhabenderen Frauen getragen, als Grund wurde mir nicht nur Sparsamkeit und Gefallsucht angegeben, sondern die Gewohnheit, selbst um einen Vetter, ein ganzes Jahr lang zu trauern. Da aber alle Welt hier verwandt ist, hört das Trauern garnicht auf. . . Von der Schönheit sowohl des Ausdrucks, als

der Blicke dieser corfischen Frauen bin ich ganz entzückt. Mit einigen Ausnahmen — hier und da kam ich auf grandiose italienische Typen — machen sie einen sanften, milden, bescheidenen Eindruck. Wenn man einer Corfin auf der Straße begegnet, sei sie jung oder alt, hübsch oder häßlich, erwidert sie den Gruß mit einem liebenswürdigen Lächeln, wie man es in England häufig findet, aber fast nur in den höheren Ständen. Von allen Seiten höre ich, daß die Frauen hier vorzügliche Gattinnen abgeben, sie sind sparsam, anspruchslos und fleißig. . . . Die Blumenpracht ist bezaubernd. . . Asphodeln, Cyclamen, Veilchen, was weiß ich alles. . .“ Dann an Emma v. B. 4. Mai 1866. „Wir befinden uns mitten in einem Wald von corfischen Fichten. Selbst Dietrich Br. findet einige Bäume erstaunlich schön. Wir erscheinen sie überirdisch in ihrer Höhe und Gradheit und Kraft. Wir zählten die Ringe eines gefüllten Niesen, berechneten sein Alter auf 430 Jahre, fast sechs Fuß betrug der Durchmesser. Die Landschaft erinnert mich an die Boralpen, wir waren 6000 Fuß über dem Meer; die Felsen sind alle aus Granit und nur sichtbar, wo keine Bäume zu wachsen vermögen. Ueber die Hälfte des Tages wird zu Pferde verbraucht. Nichts geht über die Leistungsfähigkeit so eines corfischen Ponies, man trabt und galoppirt die Berge herauf und herunter.“

Die regelmäßig anwachsende Familie machte den doppelten Hausstand in Bonn und Berlin allzu verwickelt, so übersiedelten sie nach der Hauptstadt, welche von nun an Heimathsort wurde. Es fiel damals in Bonn auf, so ist mir gesagt worden, wie merkwürdig viel Freundschaft

sich der verhältnißmäßig noch so junge Mann in den verschiedensten Kreisen erworben hatte. Wie er seiner Mutter schrieb: „In den städtischen Angelegenheiten versuche ich den Verhandlungen einen höheren Anflug, einen großherzigeren Zug zu verleihen, ich habe auch zu meiner Freude einige kleinen Erfolge zu verzeichnen, vielleicht mögen sie zur Nachahmung anspornen.“ Für den Creditverein hatte er sich lebhaft interessirt, auf dem Biered's-Platz Bäume anpflanzen lassen, Vorträge waren von ihm gehalten worden, nach manchen Seiten nahm er eine Vertrauensstelle ein, mit den verschiedensten Anliegen trat man an ihn heran. Trotz seiner ausgesprochen anti-römischen Gesinnung — (dies war der einzige Punkt wo er intolerant war — „ich bin eben in Rom geboren, habe am Rhein gelebt, da kenne ich den Katholizismus zu gut“, pflegte er zu seiner Rechtfertigung zu sagen) — hatten sowohl Katholiken als Protestanten — wie er mit besonderer Genugthuung schreibt — ihn zum Stadtverordneten gewählt. Er war kirchlicher Gemeindevertreter, gehörte zum Gustav Adolfs-Verein, wie zum Verein für Innere Mission.

Nun kam der Krieg. Am 27. Juni 1866 schrieb er, noch aus Bonn, „es ist ganz merkwürdig wie Viele ihre Steuern für dieses und ein bis zwei kommende Jahre im Voraus zahlen, andere legen ihr Geld beim Staat nieder, d. h. sie leihen es zinsfrei aus. Diese Summen sollen bereits recht beträchtlich sein, so wurde mir heute gesagt.“ Am 1. Juli beruhigte er die in Karlsruhe mit ihrem verwittweten Schwiegersohn, dem Kanzleichef des Großherzogs, Freiherrn von Ungern-Sternberg, lebende

Mutter über das bis jetzt durchaus günstige Vordringen der Preußen. Am Baden'schen Hof war das Gegentheil versichert worden und die Großherzogin weinte heiße Thränen über die entsetzlichen Niederlagen des Vaters und Bruders! Am 9. Juli schrieb er begeistert über das Erreichte, gab völlig dem König recht. „Was haben wir nicht Alles erlebt! Ein sieben tägiger Krieg entreißt Oesterreich ein anderes Schlesien, das nicht der Eroberer, sondern der Verbündete behält — Strategisches Genie, welches in Friedenszeiten ausreifte und nun unwiderstehlich wie der Blitz hineinschmettert — der Lieblingsgedanke des Königs, die große Friedenspräsenz des Heeres erweist sich als vollkommen weise — die öffentliche Meinung verkehrt, der ruhig lauernde, gehorchende Preussische Geist richtig. Dann — die großen Grundsteine eines neuen Deutschen Reiches außerhalb der Habsburger, liegen noch vereinzelt da, aber zur Hand, kaum irgend ein nennenswerthes Hemmnis verhindert ihre endliche Vereinigung auf immer. Dieses alles darf man sich und Andern sagen.“

Am 26. Juli schrieb er aus England. „Diese beiden Londoner Tage benutzte ich um alle Bekannte zu sprechen von denen ich Aufschlüsse über die maßgebenden Ansichten erwarten durfte. Diejenigen jedoch, welche, wenn auch von dem Glanz unserer Siege überrascht doch in dieser die Bestätigung ihrer Ansichten und die Erfüllung ihrer Wünsche sahen, waren gering an Zahl. Aber sie stehen uns bei, selbst wenn militärische oder diplomatische Mißgeschicke oder nationale Verblendung eintreffen sollten. Lord Houghton, Lord Clanover, Arthur Russell*),

*) Lord Arthur Russell, jüngerer Bruder von Lord Odo Russell.

Cartwright*) und einige Andern gehören in diese Kategorie. Zum Ersteren rief die Herzogin von Cambridge vor wenigen Wochen. „Na, Lord Houghton, Sie welcher freisinnig und unser Feind sind, werden nun bald genug erleben, daß wir Schlessien wiedergewinnen.“ Ist dieses „wir“ nicht äußerst bezeichnend? Lord Clanover versicherte mich, daß man die Bernstorffs**), selbst die Gräfin, in Gesellschaften allein stehen ließe; er behauptete ihnen immer in besonderem Maaße jede Höflichkeit zu erweisen und lobte ihre Gelassenheit und Würde. Ich kann garnicht sagen wie warm Arthur Russell und Cartwright all unsere Schwierigkeiten mitempfunden haben, wie die Aussicht der einigermaßen angenäherten Einigkeit Deutschlands sie tröstet. Ersterer citirte einen Brief Morier's***) aus Wien, in dem er als Hauptanstifter des Krieges drei Nicht-Östreicher und Convertiten aufzählte, nämlich Max Gager, Biegeleben und Mehsenberg. Odo Russell†) hatte das gutmüthige Mitleid seines Bruders mit einigen lebenswürdigen Freunden an der Oestreichischen Botschaft, lauter besonders angenehmen, jungen Leuten, dahin beantwortet,

*) William Cartwright, früherer englischer Diplomat, wie der obige, ein langjähriger Freund meines Vaters.

**) Graf Bernstorff. 1854—1874 unser Botschafter in London.

***) Sir Robert Morier, englischer Botschafter in Wien und Petersburg; ein bedeutender Mann, Freund meines Vaters, wie Deutschlands, der die ihm zu theil gewordene Bismarckverfolgung sicherlich nicht verdient hat.

†) Lord Odo Russell, später Lord Ampthill, englischer Diplomat; von 1871—1884 Botschafter in Berlin. Als dieser im Aug. 1884 starb, schrieb mein Vater, der ihn herzlich verehrte an Mr. Seebohm: *) „Lord Ampthills Tod ist ein unerfäßlicher Verlust, er war sanft, verständig und wahrheitsliebend.“

daß er, Arthur, ganz gewiß kein Bedauern übrig haben würde, wenn er deren beleidigende Anmaßung gegen alles Italienische nach der Schlacht von Custozza miterlebt hätte. — Einige vornehme Convertitinnen sagten neulich dem Lord Clanover: „Sie sind nur gegen die Beichte weil Sie selber keine Lust haben zu beichten.“ Worauf er antwortete: „Und Lady N. N. würden etwa Sie einer Frau beichten, oder Sie Lady K. . oder Sie?“ Worauf sie schwiegen. — Lord Granville der auch am Mittagessen (bei Lord Houghton) theilnahm, bestätigte meine ausgesprochene Ansicht, daß nicht das Büdnadelgewehr, sondern die Intelligenz unserer Mannschaften den Sieg herbeigeführt hätte.“

Nach England schreibt er etwas später: *) „Auf Seiten Preußens reihen sich, trotz aller augenblicklichen Mißregierung die Interessen der Cultur, der bürgerlichen und religiösen Freiheit, des Protestantismus und jeglichen Fortschritts.“ Am 15. Aug. 1866 meint er über die französischen Forderungen. *) „Wenn ich mir gestatten wollte heftig zu werden, geschähe es anlässlich dieser letzten Beweise französischer Unverbesserlichkeit. Ihr Anliegen ist nur eine Umschreibung für Begehrlichkeit. Warum sollte denn gerade Frankreich, von allen Ländern das einheitlichste und kriegerischste, welches Niemand anzugreifen denkt, eine Entschädigung verlangen, weil naturgemäße Verhältnisse gern ihren naturgemäßen Zusammenhang erreichen möchten. Wie kommt Frankreich darauf sich deutschen Grund und Boden ausbitten zu wollen? Würde es irgend einem andern Land diese Zumuthung stellen? Unsere Antworten waren würdig, nun muß abgewartet

werden, ob ein Krieg, der nach der gewöhnlichsten logischen Ordnung eintreffen mußte, dadurch abgewendet werden kann, daß man der französischen Anmaßung und Begehrlichkeit einen andern Spielplatz, vielleicht den Orient verschafft. Sollte ein Krieg mit Frankreich losbrechen, würde ich meine geringen Kräfte anbieten und wäre es nur als Schreiber." Am 18. Sept. 1866 schreibt er Emma v. B. wie er ihre Abwesenheit während des Einzugs der Truppen bedauert: *) „Nicht das sieghafte Blasen der Trompeten, aber das Interesse einer ruhig beglückten Menge, wie ich noch nie eine gesehen, macht einen ganz erregenden Eindruck. Eben betrachte ich mit Trauer meine beiden Einlaßkarten zur Tribüne am Pariser Platz, wie zum Anhören des Te Deum beim Schloß! . . Heute war der Anblick ganz herrlich. Wundervolles, warmes Wetter; einige Augenblicke werde ich niemals vergessen. So den einen, als Moltke ganz einfach die Binden nach dem Brandenburger Thor zu hinunterritt, um vor diesem den König zu erwarten. Er war, meine ich, auf seinem edlen Pferd nicht eher erkannt worden, als bis er am Pariser Platz vorbeikam, dann aber begann plötzlich eine sich auf die ungeheuere Menschenmenge erstreckende Ovation, eine begeisterte Huldigung für den Mann, der alle Fäden in der Hand gehalten. Ein anderer unvergeßlicher Moment war während der König innerhalb des Thors von den fünfzig Jungfrauen begrüßt wurde, als man die fünf neben einander haltenden Reiter vor dem Thor auf den König wartend erblickte. Es waren: Bismarck (in seiner Landwehr Kürassier-Uniform), Moltke, Moos, Voigt-Rheß und Blumenthal, also die geistigen Führer des Krieges. Der

arme Bismarck war leichenblaß, wenn dieser Ritt nur nicht seine Krankheit verschlimmert. . . . Die Amnestie kommt im rechten Moment und hat einen guten Eindruck hervorgerufen. Der Kronprinz hat dieselbe durchgesetzt und zwar, wie gesagt wird, erst am Nachmittag des 20sten."

(5. Sept. 1866) *) „Denke meiner, wenn Du die Verhandlungen über die Indemnität nachliest. Die Vogit war wohl mehr auf Seiten der Gegner, aber ich zweifle garnicht an der practischen Nothwendigkeit im Sinne der Regierung zu stimmen. Die europäische Lage ist noch viel zu unsicher, als daß Preußen in sich getheilt erscheinen dürfte, noch dazu in Angelegenheiten die hinter uns liegen! Und aufrichtig halte ich es für unsere Pflicht Bismarck, der seit Königgrätz bestrebt ist, den König auf dem rechten Pfad zu führen, gegen seine Collegen und gegen die Kreuzzeitung zu stützen. (7. Oct. 66) Als ich lautlos, aber nach sorglicher Erwägung abstimmte, war mir das Bewußtsein in Deinem und Francis Sinn zu handeln eine wahre Freude. Es kostete mich natürlich ein Opfer, aber ich habe es bereitwillig gebracht, bin fest überzeugt dadurch keinen Grundsatz preisgegeben zu haben. In Bismarck sehe ich Zeichen wahrer Größe, welche weit über bloße Berechnungsfähigkeit und Gewandtheit hervorragen, so ist auch die Erhaltung seines Lebens, seiner Gesundheit eine hochwichtige Angelegenheit für unser Land, wie für Europa. Sein Benehmen war das eines Ministers, welcher seinem Gegner Achtung erweisen will und lieber ihre Mitwirkung erwerben möchte, als zu Neuwahlen greifen, deren Ergebnis eine stockconservative Mehrheit gewesen wäre. Hoffent-

lich gaben Euch die Zeitungen einen Begriff des wirklich dramatischen Eindruckes seines Auftretens am 26. Freide-
weiß erschien er, nachdem sein College seine Abwesenheit entschuldigt hatte, warf das Gewicht seiner Worte in die Waagschale einer Verhandlung, welche durch diesen Kollegen bereits einen etwas verbitterten Anstrich erhalten hatte. Zweifellos ist Alles was er über die Gefahren eines neuen Kriegs sagt buchstäblich wahr. Die auswärtigen wie inländischen Schwierigkeiten mit denen Napoleon sich abfinden muß, die drohenden Anzeichen am Griechischen Archipel, Oestreichs Wuth, alles drängt einem die Ansicht auf, daß nur Preußens vollständige Kriegsbereitschaft den Frieden bewahren kann und Frieden ist, wenigstens vorläufig, wirklich Bismarcks Ziel. Was die Süddeutschen anbetrifft, gebraucht er vermuthlich das einzig richtige Mittel — drängt ihnen keine Wohlthaten auf.

Noch muß ich Dir zwei höchst dankenswerthe Aenderungen, die als Ergebnis des Krieges anscheinend jetzt vor sich gehen mittheilen. Viele unserer Conservativen beginnen einzusehn, daß Preußens einzige Freunde in Deutschland unter den Liberalen zu suchen sind, daß ihre sonstigen Gefinnungsgenossen Preußen fanaticisch hassen. Da Preußen jetzt als Siegerin hervorgeht, da sie Preußen ehrlich ergeben sind, modificiren sie ihre Stellung zum Liberalismus. Ferner höre ich über eine Gefinnungsänderung unter den Rheinländern. Dort hat Blut sich wirklich als Pitt bewährt. Die heimkehrenden Truppen weisen auf die barbarischen Zustände in Böhmen und Mähren, sind entrüstet wenn man zu Gunsten Oestreichs spricht. Auch will ein Jeder in seinem Dorf als Feld

erscheinen, preist also das Heer welches ihn zu diesem stempelt. Man versichert mir, daß die Rheinländer jetzt preussisch werden aus dem erhebenden Gefühl sich am Geschick einer großen Nation theilhaben zu dürfen. Als ich für die Anleihe stimmte, mit mir sechs andre rheinländische Mitglieder, erwartete ich von einem Theil meiner Wähler im Stich gelassen zu werden. Nun mag es sich anders gestalten und die renitenten Mitglieder können leicht einen Gesinnungsumschlag vorfinden. Vedremo.

In Berlin fand ich eine größere Einigkeit der Gesinnung als vielleicht jemals dort oder anderswo geherrscht hat. Kein einziges leichtfertiges oder siegesgewisses Wort habe ich gehört, obwohl ich beständig mit Offizieren oder deren Freunden verkehrte. Unter den hiergebliebenen Männern, unter den Frauen theilte sich ernste Arbeit mit der Sorge, welche in jeden Haushalt einzog, und welche, wie Müllensiefen andeutete, die Berliner religiöser gestimmt hatte als je zuvor. Alle waren ernst. Die hingebende Pflege der Verwundeten kam ganz von selbst, man erwähnte ihrer eher als einer erlaubten Erleichterung der eigenen Gefühle, denn als einer Anderen erwiesenen Wohlthat.“ Ein anderes Mal schrieb er seiner Mutter einen Zug aus dem Volksleben dieser Tage, welchen er oft, nie ohne Bewegung, erzählte. *) „Neulich ging ich mit einem hohen Beamten zusammen, er nach seinem Ministerium, ich nach dem Abgeordnetenhaus. Er erwähnte, daß mehrere junge Leute aus dem Hinterhaus am Feldzug theilgenommen hätten, wie ihre Briefe aus Böhmen ihm gefallen hätten, noch mehr ihre mündlichen Berichte. Einer dieser Leute, ein junger Handwerker, machte wenig

Aufheben über die Entbehrungen. „Aber z. B. bei Königsgrätz?“ frug er ihn. „Ja, da kriegten wir allerdings nichts zu essen, da wir von ein Uhr Morgens bis elf Uhr Nachts unterwegs waren.“ „Aber ich bitte Sie, man gab Ihnen doch wohl Gelegenheit zum Abkochen?“ „Ja — aber gerade als wir so weit waren, kam ein Adjutant an, unsere Brigade war zweimal zurückgeschlagen worden und so mußten wir, ohne gegessen zu haben, wieder drauß los.“ „Wie in aller Welt konntet Ihr das denn leisten, das war doch nicht menschenmöglich!“ rief mein Geheimrath aus. „Das thut die Liebe,“ war die schlichte Antwort — worauf der Geheimrath kein Wort mehr zu sagen vermochte.“

An Jakob Bernays schrieb er (21. Nov. 1866): „Unsere Arbeit ist jetzt eine erquidliche. Aber Bismarck fehlt uns, um sie bedeutend zu machen.“ Dann 20. Febr. 1867 (wie immer, wo nicht ausdrücklich vermerkt, ist der Brief an seine Mutter gerichtet) *) „Bismarck hat, wie Napoleon III, wieder den Instinct der Massen besser als wir verstanden.“ (23. Aug. 1867) „Glücklicher Weise dürfen wir fest auf Bismarcks und des Königs Einsicht in all diesen nur zu realen Intriguen, wie auf deren Vermögen sie zu entwirren haun.“

Ich führe solche Stellen an, um zu zeigen, wie warm mein Vater den großen Bismarck, in dessen großen Tagen, würdigte und verehrte. Die spätere Opposition galt dem Andern, auf anderen Gebieten.

Am 11. Jan. 1867 schrieb er aus jener unklaren zukunftsreichen Uebergangszeit. *) „Anscheinend giebt es nichts Verwirrteren als die jetzige Deutsche Verfassung.

Doch glaube ich, daß die Sachen sich sogar rasch entwickeln werden. Nur erwarte ich nicht, daß eine jener Formen, welche jetzt ernsthaft erörtert werden, durchbringen wird. Die einzige Wirklichkeit des Augenblicks ist die Organisation der Norddeutschen Armee von 300,000 Mann, unter dem König, das raschere Anwachsen unserer Flotte durch die neuen besseren Häfen und die Erschaffung einer Handelsflagge, welche der Welt zeigen wird, daß wir bereits jetzt die dritte seefahrende Nation der Welt sind. Was aber die übrige Ausgestaltung der jetzigen Pläne betrifft, bin ich herzlich skeptisch. Graf Eulenburg citirte neulich einen guten Ausspruch Roggenbachs. „Wie kann man denn einen Bund bilden aus einem Hund und den Fischen auf dessen Rücken.“ Am 22. Sept. 1867 schrieb er über sein parlamentarisches Leben. *) „Du hast vielleicht aus den Zeitungen erfahren, daß ich meinen Sitz in Waldeck, wo meine Wahl fast einstimmig war, aufgab, um die in Solingen anzunehmen, wie dies ja auch Dein verständnißvoller Wunsch gewesen war. Meine dortige Wahl wurde im zweiten Wahlgang durch eine unerhörte Anstrengung der „National-Liberalen“ (der damals neue Name wird mit Anführungszeichen gegeben) gegen eine Verbindung von Fortschrittlern, Ultramontanen (gering an Zahl, aber fanatisch) und Anhängern von Bismarck, welche allerdings sich nicht allzu häufig unter der Arbeitsbevölkerung befinden, durchgesetzt. Ein dritter Versuch mußte mißlingen, dies war die Ueberzeugung der Deputation, welche mich hier aufsuchte und mir zusetzte, bis ich das Jawort gab. Sie erklärte, lieber würden sie nach Waldeck weiterreifen und dort öffentliche Versammlungen halten, als unver-

richteter Sache nach Hause kehren. Hier in „Ostelbien“ scheint dies folgende sonderbar: Niemand war bringender als der Solinger Landrath, dessen Brief ich mir aufheben werde. Meine guten Waldecker benahmen sich vortrefflich; erst telegraphirte der Vorstand seine Zustimmung, dann erhielt ich ein zweites Telegramm welches mir meldete, daß eine große öffentliche Versammlung meine Beweggründe gebilligt hatte und den von mir vorgeschlagenen Candidaten auch angenommen hätte.“ Solingen hat mein Vater bis 1874 vertreten; Land und Leute, diese hochentwickelte Industrie, diese Verbindung von politischem Freisinn und echter, thätiger Frömmigkeit war ihm besonders sympathisch.

Ende des Jahres begann eine Thätigkeit, welche ihn gänzlich in Anspruch nehmen sollte. Am 23. Dez. 1867 schrieb er: „Am Donnerstag erhielt ich, sowohl als einunddreißig Andere, die Aufforderung ein Committee zur Binderung des Nothstandes in den ostpreussischen Hungerdistricten zu gründen und die Einladung mich am Freitag Abend im Palais einzufinden. Als ich ankam frug mich der Adjutant, ob ich mich activ theiligen wolle, statt nur meinen Namen zu geben. Ich konnte nicht Nein sagen, auch wären meine Bedenken sehr nutzlos gewesen, denn gleich darauf erschien der Kronprinz mit seiner Gemahlin und beim Vorbeigehn sagte er der Prinzessin, auf mich weisend, „das ist unser Schriftführer“. Dann eröffnete er die Verhandlung mit einigen sehr gut gewählten Bemerkungen und nachdem er zwei Anwesende aufgefordert hatte den Nothstand und die Maßregeln des Staates zu schildern, beauftragte er Herrn von Patow mit dem Amt

des Vorsitzenden und mich mit dem des Schriftführers. Wir haben mit dem Prinzen, als Ehrenvorsitzenden, bereits zwei, von halb sieben bis elf Uhr dauernde Sitzungen gehabt und versuchen das Schiff „klar zu machen“. Es hat mich gefreut wahrzunehmen, daß ich während der Debatten öfters Gelegenheit hatte dem Kronprinzen die Aufgabe erleichtern zu können.“ Noch ein und ein viertel Jahr, bis Pfingsten 1869 dauerte die Arbeit des „Hülfsvereins für Ost-Preußen“. Das Schriftführer-Amt ist ja meistens das angreifendste eines jeden Vereins, bis in die Mächte hinein arbeitete er in seinem Bureau im Abgeordnetenhaus; auf Jahre hinaus, vielleicht sein ganzes Leben lang, hat es seine Gesundheit gespürt. Im Herbst 1868 reiste er mit Herrn von Patow nach Ost-Preußen, war ganz voll von den empfangenen Eindrücken. (14. Oct. 1868) *) „Niemals sah ich noch eine fruchtbarere Gegend, seitdem ich mich für Landwirthschaft interessire, auch nie bessere Aussichten auf ein befriedigendes Ergebniß all der herbstlichen Arbeit. Denke Dir ein schönes, kräftiges aber hageres Weib auf den Knien, die Arme gen Oben gebreitet um jede Wohlthat zu empfangen, nach allen Entbehrungen mürbe und dankbar. So erschien mir Preußen in diesem herrlichen September-Monat.“

(24. Sept. 1868 an Emma v. B.): *) Augenblicklich bin ich in Bitthauen, inmitten einer Bevölkerung welche erst jetzt ihre uralte, schöne Sprache, welche an Sanskrit, wie an Griechisch und Latein erinnert, allmählig verlernt. Am Sonntag wurde mir eine Frau, auf ihren Wunsch, vorgestellt, sie wolle mir danken, nur wir hätten ihr die Erhaltung der einzigen Kuh ermöglicht. Ihr Mann war

bereits unterwegs um sie zu verkaufen, da die Familie geradezu verhungerte, als die Frau von unsern Vorstandsdamen hörte, daß stets Flax zu erhalten wäre und sie sich so und so viel wöchentlich durch Spinnen verdienen könne. Darauf eilte sie ihrem Mann nach, da sie sich richtig berechnete, daß diese zu erzielende Summe zum Unterhalt ausreichen werde. Sie brachte mir ein buntgewirktes Band, das sie Dir zugebacht hatte, hier schürzten sich die Frauen mit solchen, wollte mir durchaus die Hand küssen (welches ich nur mit Mühe verhinderte), sprach lange und nach dem Tonfall zu urtheilen mit vielem Gefühl, in der schönst klingenden Sprache die ich jemals gehört habe, ohne auch nur einmal zu stocken oder sich zu versprechen. . . . Das Land um Tilsit herum ist äußerst fruchtbar und wirklich malerisch. . . Ueberall werden Erinnerungen an Friedrich Wilhelm III oder vielmehr an die Königin Luise . . . mit wahrer Anhänglichkeit gezeigt. Auch seitens der Fortschrittler, und hier sind die besten Leute fortschrittlich.“ Er erzählte, wie ihm an einem entlegenen Bahnhof der heimgesuchtesten Gegend eine alte Frau aus dem Volk gezeigt wurde, die täglich kam um sich den „Zug anzusehen und für denselben zu beten“. Denn, wie sie einem sie ausfragenden Gutsbesitzer erklärt hatte: „ohne die Eisenbahnen wären wir alle verhungert, darum danke ich dem lieben Gott, daß er sie uns gab“.

Als die Vereinsarbeit sich ihrem Ende nahte schrieb er Emma v. B. über eine Unterredung mit dem hohen Protector: „(4. Oct. 1868) Am Freitag war ich in's Neue Palais zu Tisch befohlen. . . . Nach dem Essen ging ich allein mit dem Kronprinzen im großen Saal auf und

ab, da er alles zu hören wünschte. . . Seine Zwischenbemerkungen freuten mich sehr, ich sah daraus wie er in der Beurtheilung der Sachen herangereift ist. Als ich erwähnte, die fortschrittlichen Familien in Pommern wären so wie eine königliche Familie sie sich wünschen könne, der Dynastie treulichst mit Leib und Seele ergeben, von ihr die Reformen, welche sie grundsätzlich verlangten, erhoffend, ging er mit Wärme darauf ein. Nichts, sagte er, könne einem Königshaus wünschenswerther sein, als die Unterstützung von Männern welche erbliche Anhänglichkeit mit liberalen politischen Ansichten vereinigten. Ebenso nahm er meinen Ausdruck vom „freiwilligen Beamtenstand“ an, meinte der alte Preussische Beamtenstand sei eine vortreffliche, aber aussterbende Gattung, jetzt brauche man eine neue Kategorie hingebender Arbeiter im Dienste des Vaterlandes um die Selbstverwaltung hervorzubringen, welche ihm so am Herzen läge. Ich verschwieg ihm nichts, erwähnte die trostlose Vernachlässigung der Masurischen Bevölkerung, die Nothwendigkeit besserer Pastoren und Lehrer. Er hegt eine warme Bewunderung für den ostpreussischen Character, sprach mit schlichter Offenheit seine Ueberzeugung aus, daß sein Großvater niemals den Entschluß gegen Napoleon sich zu erheben gefaßt hätte, wenn die Ostpreußen die Sache nicht selbst ergriffen und durch ihren ungestümen Drang ihn mit fortgerissen hätten.“

Raum war diese Angelegenheit abgewickelt, so theilte er sich an der Gründung neuer Vereine und schreibt über einen derselben am 6. Nov. 1869. „Wieder mache ich den Versuch Seefische in Berlin einzuführen,

d. h. massenhaft und genügend wohlfeil um ein Volks-Nahrungsmittel zu werden. Falls mein Bestreben . . . das Geschäftliche habe ich einem Eishändler*) übergeben, glücken sollte, hoffe ich in der That, daß in reichem Maß der Bevölkerung gesunde Nahrungswerthe als Ersatz des immer kostspieliger werdenden Fleisches geboten werden soll. Außerdem würde die Küstenbevölkerung wieder seetüchtiger, unternehmender, wohlhabender werden. Das steht fest; nur in geringfügigen Mengen wurden Fische gefangen, weil Niemand Seefische essen wollte!" Dann einige Monate darauf. (6. Febr. 1870) „Du wirst etwas über den Fortgang meiner Seefisch-Bemühungen hören wollen. Dieses ganz erfolgreiche Unternehmen wurde eines Tages von Herrn Bolle aufgegeben; die täglichen Schwierigkeiten mit der Polizei, welche ihn gegen den Widerstand der Marktleute hätte schützen sollen, welche aber, hatten ihn müde gemacht. All meine Bemühungen ihm die nothwendige Unterstützung seitens der Behörden zu verschaffen schienen umsonst, obgleich ich mehrere Bekannte in den verschiedenen Ministerien dafür interessirt hatte und diese eine günstige öffentliche Meinung herbeizuführen versuchten. Du weißt, liebe Mutter, daß ich das Wort „Fügung“ gern vermeide, aber wenn man nicht seinen eigenen Vortheil sondern den der Mitmenschen im Auge hatte, darf es einem gestattet werden glückliche Zufälligkeiten, welche Niemand voraussehen konnte, dankbar zu begrüßen. Und nun, grade als die Sache gänzlich aus-

*) Der später durch sein großes Milchgeschäft bekannt gewordene Commerzienrath C. Bolle.

sichtslos schien, als Bolle im Begriff stand die Pferde zu verkaufen und die Leute zu entlassen, erhalte ich eine Aufforderung dem unter dem Protectorate des Kronprinzen zu gründenden Deutschen Fischerei-Verein beizutreten. Sofort erkannte ich hierin den geeigneten Hebel! In der ersten vorbereitenden Ausschußsitzung von nur einem halben Duzend einflußreicher Leute, bewog ich diese einen Brief an Herrn Bolle zu unterzeichnen, in welchem er gebeten wurde, doch ja seinen Verkauf nicht einzustellen — und als der Kronprinz zur Eröffnungssitzung am 31. Januar erschien, konnte ich melden, daß an jenem Morgen der regelrechte Handel auf allen Berliner Märkten wieder stattgefunden habe. Natürlich muß ich diesen Erfolg schwer büßen, denn, dem Antrag des Vorstandes entsprechend und auf den besonderen Wunsch des Kronprinzen wurde ich zum zweiten Vice-Präsidenten gewählt, der erste ist Graf Münster*). Diese Anlegenheiten, mit denen keine wirkliche geistige Arbeit verknüpft ist, können mich wenig befriedigen und ich wiederhole mir oft, daß das Ergebnis in Zersplitterung und anwachsendem Mangel an Concentration besteht, sowohl wie auch in Vernachlässigung des Familienlebens und der Familienpflichten. Auch rauben mir zwei weitere Vereine viel Zeit und führen viel Verantwortung mit sich, nämlich der „Verein zur Hebung der Deutschen Fluß- und Canal-Schifffahrt“ und der „Asyl-Verein für Obdachlose“ deren Vorsitzender und Stellvertretender Vorsitzender ich bin.“ Bald wurde er auch Vorsitzender des letzteren Vereins. Als eine Bau-

*) späterer Botschafter in London und Paris, Fürst Münster-Derneburg.

stelle zum neuen Asyl ausgesucht wurde, fuhr mein Vater mit noch einem Vorstandsmitglied während eines ganzen Nachmittags von einem der in Frage kommenden Bauplätze zum andern. Nach etwa vier bis fünf Stunden in seiner Wohnung endend, sein Begleiter war früher ausgestiegen, fragte er den Droschkentutscher was er ihm schuldig sei. Dieser hatte anscheinend gemerkt, um welchen wohlthätigen Zweck es sich handle, er schwieg erst, sah sich dann meinen Vater und das Haus an, machte sich wohl klar, daß eine gänzliche Weigerung sich für ihn nicht schickte und antwortete dann mürrisch: „Zeben Se mir en Thaler“ — also ungefähr den vierten Theil des ihm zukommenden Betrages.

„Neulich machte ich die Bekanntschaft eines überaus anziehenden Menschen — Gerhard Rohlfz — der eben von einer höchst merkwürdigen Reise durch Afrika zurückgekehrt ist. Nachdem ich den schlichten Bericht hörte den er über seine letzten Abenteuer vor einem ihm zu Ehren gegebenen Festmahl gab, konnte ich seinen Erfolg wohl verstehn. Sein ganzes Wesen ist so einfach, sein Ausdruck so rein und der Klang der Stimme dabei so bestimmt, daß gewiß wenig Menschen nicht von ihm eingenommen werden würden.“ *) „Die Kronprinzessin ließ mir neulich durch einen Adjutanten sagen, sie hoffe, daß ich und Andere Reichstagsmitglieder eine Petition, welche demnächst dort vorgebracht werden würde, unterstützen möchten. Die Petition beantragte die Gründung eines Gesundheitsamtes, das mit kräftigen gesetzlichen Mitteln versehen, sanitäre Reformen durchsetzen könne. Ich antwortete dem Adjutanten, nur die umstehende Menge

der Abgeordneten verhindere mich ihn, den Ueberbringer so froher Botschaft, zu umarmen. Natürlich müssen wir uns ernstlich bemühen der Sache eine möglichst practische Form zu verleihn, denn Bureaukratismus, Beschränktheit und die verletzte Eitelkeit derjenigen, welche, dank der bereits bestehenden Geseze, eigentlich für diese Angelegenheiten hätten Sorge tragen müssen, werden gegen uns ins Feld ziehn. Ohne den geringsten Zweifel giebt es Geschrei über die Verletzung der individuellen Freiheit, ohne Zweifel werden gelehrte Dissertationen ausführen, wie vortrefflich der Mensch auch ohne frische Luft und dergl. gedeiht.“

Aus jenen in der Regentenstraße 1 verlebten Jahren, stammen die folgenden kleinen Schilderungen, welche den Briefen, die der bekannte französische Geschichtsschreiber M. Gabriel Monod an seine Eltern schrieb, entnommen sind: 15 juillet 1867. „Dimanche j'ai eu un souper très-charmant chez M. G. de Bunsen avec M. Kiepert, Lepsius, Twesten, Stockhausen et Meyer. Nous avons fort agréablement causé jusqu'à minuit. 17 juillet 67. Lundi j'ai été avec M. de Bunsen entendre Le Postillon de Longjumeau au Kroll's théâtre. Je suis rentré souper chez M. de Bunsen qui a fait ma conquête. C'est un homme charmant. Il est instruit sur tous les sujets, très-libéral et très-sensé. — 27 décembre 67. J'ai eu un charmant Noël chez M. de Bunsen. Nous étions une vingtaine. . . Les enfants ont d'abord chanté un psaume de Luther, puis on a été à l'arbre. La petite Bertha*) avait voulu faire elle même

*) die dritte Tochter.

quelque chose pour moi, bien qu'elle ne m'ait vu que deux ou trois fois. Elle m'a brodé de ses doigts mignons un joli essuie-plume. Ce n'est pas compromettant, elle a cinq ans, mais ce témoignage d'affection d'une petite fille qui m'a à peine vu, m'a rendu tout heureux et tout fier. Après les cadeaux (j'ai encore reçu de M. de Bunsen un joli canif) souper, après souper musique admirable de Haendel. Tout cela bon et cordial, très-allemand et très-charmant. — 3 février 1868. M. de Bunsen est si occupé des affaires de la Prusse occidentale, que je ne l'ai pas vu depuis un mois. C'était l'homme qui m'intéressait le plus ici et j'ai beaucoup perdu en perdant sa société."

Unterdeßten suchten meine Eltern nach einem festeren Familienheim, als die wechselnden Miethswohnungen ihnen zu bieten vermochten. 29. Juni 1870. *) Wie du richtig bemerkst, liebe Mutter, bauen wir in der Hoffnung, daß so Gott will, der Bunsen'sche Name etwas seßhaft werden möge. Es scheinen mir verschiedene und recht vernünftige Gründe für diese Absicht zu sprechen und für den jetzigen Zeitpunkt vorzuliegen. Aber vor Allem zieht mich, halb instinctiv, jenes Verlangen, daß mein lieber Vater so stark besaß, nach einer festen Ruhestätte auf Erden. Ich glaube nicht, daß ich mir übertriebene Glücksvorstellungen mache, aber die in mir auftauchenden Schwierigkeiten würden wohl gewiß nicht so energisch bekämpft werden, wenn dieser innere Wunsch mich nicht triebe." 8. Juli 1870. *) „Also am 7ten haben wir, liebste Mutter, den Grundstein gelegt und einige Freunde, welche zufällig noch

in Berlin waren, standen uns mit ihren guten Wünschen zur Seite, so Mr. Bancroft*) und Meyer**). Hier auch Abetens Gedicht, das er zu seiner Stellvertretung von Ems aus schickte,“ (während des so historisch gewordenen Aufenthaltes, am 13ten schreibt er die „Emscher Depesche“). „Der Gedanke an unser Unternehmen hat mich tief bewegt. Was auch Gottes Willen sei, mögen wir denselben freudig hinnehmen — aber demüthig sei es uns vergönnt zu hoffen, daß dieser dritte Versuch ein Bunsen'sches Dach auf deutschem Boden aufzurichten uns und Allen, welche diese neue Schwelle überschreiten werden, zum Segen gereichen möge.

Als Begleitvers wählte ich bei den drei Schlägen diesen alten Sinnspruch:

Es wünsch mir Einer was er will,
So giebt mir Gott zweimal so viel.“

*) George Bancroft, der berühmte Verfasser der „History of the United States“. Von 1867—1874 amerikanischer Gesandte in Berlin.

**) Legationsrath Meyer, Secretär des Prinz Gemahls Albert dann im Dienst der Kaiserin Augusta; ein alter Freund der Bunsen'schen Familie.





Maienstr. 1.

VII.

Reichstag.

C'est une chose assez hideuse que le succès. Sa fausse ressemblance avec le mérite trompe les hommes.

Victor Hugo.

Im Uebrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu thun, und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist.

Nietzsche.

Jetzt nahte sich die gewaltige Zeit.

Am 19. Juni 1870 schrieb mein Vater an Mr. Grant Duff. *) „Wundern Sie sich nicht, wenn dieses Jahr einige Schritte zur Verwirklichung jener nationalen Bedürfnisse, welche niemand richtiger als Sie für solche ansieht, erfolgen sollten.“ Daß ein blutiger Kampf das entscheidende Wort geben sollte, stand ihm nicht fest, noch klammerte er sich an die Möglichkeit einer friedlichen Lösung. Am 13. Juli schreibt er besorgt der Mutter über

*) Mr., später Sir Monnt Stuart Grant Duff, englischer Politiker, früherer General-Gouverneur von Madras.

die drohenden Zeichen. *) „Es überkommt mich das Schreckbild des Krieges; wie jeder rechtschaffene Mensch hatte ich, trotz alledem, noch immer dessen Umgehung erhofft. Die Haltung unserer Regierung scheint mir über alles Lob erhaben.“ Dann: 16. Juli. „Bis jetzt scheint unsere Presse eine maßvolle Würde anzustreben und dieser Gegensatz zu dem in Frankreich herrschenden Ton freut mich außerordentlich. Aber sie wird nicht verhindern können, daß Haß und Wuth das Volk beherrschen. Der Krieg wird mit einer fanatischen Leidenschaft ausgekämpft werden, wie diese selbst gegen die Franzosen noch niemals dagesewesen sein mag. Was das Gesamtergebniß betrifft — ausdrücklich meine ich hiermit nicht den ersten Theil des Feldzuges — kann uns wohl gestattet werden die Niederlage Frankreichs und seines Bundesgenossen des Papstes vorherzusagen. Dir wird das Zusammentreffen des Römischen Dogmas und des französischen Krieges gewiß aufgefallen sein. Und wer gewinnt durch den Krieg? Der Czar! Dieser wird die Muße benutzen um sich, vielleicht selbst territorial, Constantinopel zu nähern. Was mich anbetrifft, wird meine Thätigkeit mir so wie Gott es bestimmt zuertheilt werden. Für jeden aufrichtigen Arbeiter wird ein Arbeitsfeld bereit stehn. „19. Juli 1870.*

Vieher Mr. Grant Duff. Ich beittle mich Ihnen für Ihre warme Theilnahme zu danken und ich hoffe von Herzen, daß all Ihre rechtschaffenen Landsleute uns ihre Sympathie zuwenden mögen, doppelt wenn Unglück uns befallen sollte. Wir erwarten dieses nicht, aber jetzt kommt die erste Schlacht, zu der Napoleon sich sechs Wochen lang angestrengt vorbereitet hat. Die Ereignisse haben uns

schließlich ganz überrascht, mehr als ich für möglich gehalten hätte. Jetzt wird eine ungeheure Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten entwickelt, thatsächlich hoffte Bismarck am 14. Juli am folgenden Tag nach Barzin abreisen zu können und als der König an jenem Abend in Berlin ankam, wollte er zuerst nicht einsehn, weshalb vier Armeecorps nicht ausreichen sollten. (Sieben Uhr Abends). Die Eröffnungsfeier riß selbst die Gelassensten hin. Ueberall ein Thatendrang, der fast eine Ueberstürzung befürchten ließ. An den Ufern des Rheins und der Mosel herrscht geradezu nicht bloße Begeisterung sondern Wuth, wie mir ein rheinländischer Abgeordnete sagte. Sie laufen zu den Melbestellen. Ein herzlicher, wohlwollender Ton erfüllt alle Parteien." 20. Juli 1870. „Unser Leben hier ist eines der höchsten Steigerung, kaum vermag man gedämpft oder nüchtern zu reden. Als ich gestern nach der Rede des Königs, den Weißen Saal verlassend, umher sah, erblickte ich keinen Einzigen, dem nicht Thränen in den Augen standen. Mein Freund Schulze-Delitzsch erzählte mir triumphirend, daß sein ältester Sohn seine Zustimmung erfleht habe sofort, trotzdem er nur siebenzehn Jahr alt, also viel zu jung ist, eintreten zu dürfen. Alle Parteizwistigkeiten ruhn. „Wir haben später Zeit unsere Meinungsverschiedenheiten zu schlichten" sagt jeder; und vielleicht haben dann einige dieser sich bis dahin ausgeglichen, fügt Dein Sohn hinzu."

An den damaligen englischen Kriegsminister Mr. Childers, schrieb er am 20. Juli. . . „Seine Worte können unsere Gemüthsverfassung schildern. Empörung über den Biß des klaffenden Hundes, eine wehmüthige

Trauer über die vielen bedrohten Blüthen der Cultur, das Herzeleid eines Jeden über die Lösung naher Bande, zerrüttete Vermögen. Andererseits die stolze Genugthuung über die in der Deutschen Geschichte noch nie vorgekommene Einigkeit der Gesinnung. Unmöglich kann man leugnen, daß so schlimm ein Krieg theoretisch auch ist, er nichts destoweniger die höchsten Eigenschaften des Menschen erweckt und belebt. „Ich kann mich keiner glücklicheren Zeit meines Lebens erinnern“, sagte mir gestern ein ruhiger, ällicher, hoher Beamter, „und doch zieht mein einziger Sohn in diesen seinen zweiten Feldzug, trotzdem er die schädlichen Folgen des ersten nur eben überwunden hat, trotzdem er eben vor dem juristischen Schlußexamen steht.“ Die gesammte männliche Jugend zieht hinaus und doch hört man keine Klagen, keine Phrasen, kein Sichselbstbedauern. Graf Bismarcks gestrige Bemerkung, er habe keine Papiere dem Haus vorzulegen, entbehrt nicht eines gewissen herben Humors. Einige Stunden später hörte ich jedoch eine Thatsache aus der Bismarck im Privatgespräch keinen Hehl macht, welche er hoffentlich gelegentlich bekannt geben wird: Napoleon ließ ihn vor Kurzem wissen, Frankreich würde die Besitzergreifung Süd-Deutschlands seitens Preußens ruhig gewähren lassen, falls Preußen die französische Annection Belgiens nicht hindere. Ein Wort Persigny's fällt mir hierbei ein. „Wir“ (d. h. er und Louis Napoleon) werden oft wegen unserer tollkühnen Pläne getadelt. Allerdings vergessen Leute welche im Gefängniß gesessen haben, leicht die Wirklichkeiten des Lebens.“ Dies scheint auch hierbei der Fall zu sein.

Wie er seiner Mutter mittheilte, hielt er es für seine Pflicht, nach besten Kräften, die ihm bekannten englischen Politiker über die Ereignisse aufzuklären. So correspondirte er viel mit Charles Burton.*) Dieser hatte die Verzichtleistung auf Elsaß-Lothringen befürwortet und mein Vater antwortete: *) „Es ist ja schmeichelhaft, daß Sie uns zumuthen als die Ersten dieses neue Prinzip der Welt zu lehren. Rußland verlor nach dem Krimkrieg eine Provinz, welche ihm wichtiger war als Elsaß-Lothringen jemals Frankreich sein könnte. Keine der blutigen Kriege zwischen England und Frankreich endeten ohne das Abtreten französischer Colonieen an das erstere Land. Engländer billigten die österreichischen Länderverluste in Italien — es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß sie auch den Verlust einiger preussischer, badenischer und hessischer Provinzen an Frankreich, hätte dieser Krieg eine andere Wendung genommen, gutgeheißen hätten. — Aber, werden Sie erwidern, Einer muß anfangen, warum nicht Deutschland dessen Stärke Niemand bezweifelt? Warum keine Großmuth beweisen, warum den Franzosen nicht jenes einzige echte Gefühl, das ihnen in diesen traurigen Begebenheiten noch geblieben ist, lassen — die Vaterlandsliebe? Dazu entgegne ich in aller Bescheidenheit: Niemals hätten wir wegen Elsaß einen Krieg

*) Ein ihm nahestehendes Mitglied des englischen Parlamentes. Im Sommer 1871 meldete er dessen Tod seiner Mutter und schrieb: „Charles Burton's Ziele waren hoch, sein Geist klar, sein Herz rein wie das weniger Menschen. Er lebte lang genug um Viele veredelnd zu beeinflussen, um die Bestrebungen Vieler über bloße Genußliebe und Erwerbslust hinaus zu heben.“

begonnen, da wir aber nothgedrungen uns dort festsetzen, gewannen wir eine Bevölkerung zurück, welche auch darin sich deutsch erweist, daß sie dem Fremden welcher sie doch Jahrhunderte lang mißachtete, treue Anhänglichkeit bewahrt. Dann aber sind unsere Verluste in diesem Krieg zu fürchterlich um nur mit Geld aufgewogen zu werden, wenn wir auch, wie es nur recht und billig ist, unsere vollen Ausgaben anrechnen werden. Aber wir bedürfen eines äußern Symbols, um klarzulegen, daß die jahrhundertlang währenden französischen Anmaßungen und Uebergriffe endlich gerächt worden seien. Die englische öffentliche Meinung ist kürzlich nicht durch das Urtheil der Geschichte bestätigt worden. Nicht was den Prinzen betrifft, den die Nachkommen als einen Wohltäter seiner adoptirten Heimath betrachten, nicht während des Amerikanischen Bürgerkrieges, nicht während 1866, noch, ich kann es nicht leugnen, während des 1864ger Krieges. Zweifellos liegt kein Vorwurf in Disraeli's überraschendem Gemeinplatz, daß England jetzt eine Asiatische Macht sei. Aber es läge ein Vorwurf in der Behauptung, daß England mehr und mehr ihr Germanisches Erbrecht vergäße und lateinischer in ihren Anschauungen würde.

Unser Kampf für Freiheit, vor allem für persönliche Freiheit, dann aber auch für einen berechtigten Antheil an der Regierung des Landes, sei es auf parlamentarischem oder anderm Gebiet — dieser heilige Kampf wurde vor dem Krieg, muß auch fernerhin unermüdblich gefochten werden, er wird niemals ganz erlöschen. Aber wir deutschen Liberalen glauben, daß dieser Kampf durch

die Gründung des Reiches eher erleichtert als erschwert werden wird."

So auch an den italienischen Staatsmann Baron Ricasoli. 23. Juli 1870. . . . „Inutile de vous assurer que le pays est à la fois calme et surexité, — qu'il prépare son large coeur pour le cas de quelques déboires et même désastres, — que chacun et chacune cherche sa propre place de travail dans cette oeuvre gigantesque, — que l'esprit de parti est invisible, — que pour la première fois dans son histoire, cette nation n'est qu'une. Ce que vous désirerez plutôt savoir c'est quel but se propose le monde politique au delà de la répulsion de l'ennemi. Eh bien, on se propose d'obtenir, et pour toujours, juste ce que l'ennemi ose nous défendre, savoir: d'abord le droit de déterminer notre sort comme bon nous semble — plus, l'union du Nord et du Sud de l'Allemagne par une Constitution et non par des Traités. Car c'est selon nous l'absence d'une Loi Fondamentale qui donne le courage et même des espérances à nos voisins d'Outre-Rhin. N'est-ce pas cher Baron, ce programme (qui contient il est vrai des détails peu conformes aux voeux de quelques princes, ministres, partis à Munich et à Stuttgart) ce programme qui ne doit éclore que peu à peu de la logique des événements est merveilleusement analogue au vôtres? Et voilà pourquoi nous persistons à croire que la lutte qui ne tardera pas de commencer sur les bords du Rhin, doit s'achever sur ceux du Tibre." . . .

3. Aug. 1870. *) „Hier ist alles an der Arbeit.

Einer Aufforderung der Kronprinzessin zu Folge haben ich und andere eine neue Invalidenstiftung für die Invaliden von 1870 in's Leben gerufen, mit der Erweiterung, daß auch für die Familien der Hinterbliebenen gesorgt werden soll. . . . Wir bauen ruhig weiter und zwar aus Grundsatz um vielleicht durch Beispiel der Arbeitslosigkeit unter den unteren Klassen etwas zu steuern. Dies erscheint mir meine Pflicht zu sein." 6. Aug. 1870 *) „Du kannst Dir schwerlich die Aufregung dieser Tage vorstellen, wie die Menschenmenge vor dem Palais der Königin allabendlich sich stundenlang drängt, wie ihr Verlangen durch die auf ihrem Befehl vom Balcon aus verlesenen Nachrichten vom ersten Sieg „unseres Fritzens“ gestillt wird — wie heute bange Gerüchte sich verbreiten, daß die Armee Friedrich Karls durch ungeheure Uebermacht abgeschnitten sei — wie trotz der Ankündigung, daß die Kriegsgefangenen mit der Bahn, um, nicht durch, Berlin überführt werden sollen, Massen dastehn um sie auf einen Augenblick zu sehn — kurz all die siedende Aufregung einer Großstadt in der jede Alltagsarbeit verstummt, in der jeder unruhig ist, der nicht für irgend eine Kriegsthätigkeit schafft. Am Sonntag waren meine Jungs nach Potsdam befohlen.“ (Seine Söhne und Töchter waren Spielgefährten der ziemlich gleichaltrigen Prinzen und Prinzessinnen des Kronprinzlichen Paares und die beiden Knaben hatten im vorherigen Jahre die ältesten Prinzen nach Dehnhausen begleitet). „Prinz Wilhelm erzählte Karl: „Papa sagt . . . wenn wir siegen, wird der König von Preußen Kaiser.“ Als Karl etwas ungläubig aussah. „Na, Du freust Dich wohl garnicht darüber! Das wäre doch sehr schön.“

Am 25. August, dem Geburtstag seines Vaters, schrieb er dem Legationsrath Abeken. „Wir schauen was Er hoffte, — greifen was Er schaute.“ Am 10. Sept. 1870 erklärte er seiner Schwiegermutter, welche aus religiösen Gründen jeden Krieg mißbilligte: *) „Viele der höchsten menschlichen Eigenschaften werden zweifellos durch Kriegzeiten hervorgerufen, vor allem Selbstaufopferung und Pflichtgefühl; dann, unter den feineren Gemüthern, das Mitleid des Stärkeren, ein Beschwichtigen der Leidenschaften und Rücksicht auf den unterlegenen Feind. . . . Möge kein prahlerischer Geist uns aus diesen schwererwonnenen Siegen erwachsen. Ich erwarte Schmeichler im Inland und Mißgünstige im Ausland.“ Am 17. Sept. 1870 schrieb er dem Legationsrath Abeken: „Das ewig schlechte Wetter macht den braven Truppen bei Metz so viel beschweren, daß ein hiesiger Verein (der Hülfverein für die Armeen im Felde) mich aufgefordert hat, denselben sofort eine bedeutende Sammlung Erfrischungen, wollener Kleidungsstücke u. s. w. zuzuführen.“ *) „Ich beabsichtige,“ schreibt er am folgenden Tag seiner Mutter, „gleich nach den Spitälern vorzubringen wie nach den am meisten unter Krankheit und Entbehrung leidenden Theilen des Lagers. „In derselben Stunde in der wir unsere letzte Kiste geleert haben, kehren wir zurück,“ habe ich meiner Begleitung mitgetheilt; denn ich möchte nicht zu den Schlachtenbummlern, welche Wohlthätigkeit etwas in Mißcredit bringen, gezählt werden.“ Am 20. Sept. schreibt er Emma v. B. „An der letzten Station vor der Grenze mußten wir alle aussteigen. Die Frau des Bahnhofsvorstehers zeigte mir den gerade vor uns liegenden Gais-

berg die Stellung konnte nur durch eine gänzliche Ueberrumpelung genommen werden, dies geschah auch, aber trotzdem meinen Alle, daß die Franzosen sich hätten behaupten müssen. . . Jetzt wohnen dort Pächter . . ; zwei derselben waren erst am vorigen Abend aus Küstrin zurückgekehrt, dorthin hatte man sie nach der Schlacht als Spione geschickt. Der älteste ist verheirathet; er mit Frau und Kindern hatten sich in einer Art Vorrathskammer im Erdgeschoß versteckt, nachdem sie die Thür sorgfältig verschlossen hatten. Aber unter dem Druck und den Kolbenschlägen einer Anzahl französischer Soldaten gab die Thür nach. Als die Preußen siegreich eindrangen, vermutheten sie in ihm einen Helfershelfer der Feinde und führten ihn unter Drohungen fort, während sie Frau und Kinder sorgsam beschützten. Er sprach traurig über all diese Erlebnisse. Als er nach anderthalb Tagen wieder Nahrung zu sich nahm, weinte er zum ersten Mal. Jeder beleidigte ihn als Spionen. An einem Bahnhof reichte ein freundlicher Herr allen Gefangenen Suppe, als ihm der „Spion“ gezeigt wurde, schleuderte er ihm die Holzkelle an den Kopf. „Um eine solche Behandlung zu ertragen, braucht man Abrahams Glauben“ meinte der sanfte alte Mann, welcher deutsch tadellos sprach. Ich gewann ihn wirklich lieb; Du hättest die hübsche Stimme seines Töchterchens hören sollen, als sie ihn zum Mittagessen abrief.“ — 25. Sept. (derselben) „Ich habe den westlichen Mezer Umkreis vollendet und bin wieder am Ufer der Mosel (May), wieder in einer lieblichen Gegend; überall Weinberge, mit fleißigen Winzern, welche von Preussischen Posten beschützt werden.“

Vor Metz fand er seinen alten Schulfreund den General von Voigts-Rheß, verdankte seiner Führung interessante Einblicke in die Verrichtung. Nach der Reise schrieb er, *) „trotz des vielen Jammers das uns vor die Augen und vor die Seele trat, verließ ich doch den Schauplatz all dieser Schlachten ohne das von mir befürchtete niederschmetternde Gefühl, eher trat das Gegentheil ein.“ Dann klingt wieder der tiefe Schmerz jener Tage durch. *) „Du kannst Dir die allgemeine Trauer die jetzt in Berlin herrscht, garnicht ausmalen. Ueberall hört man dasselbe herzerreißende Lied. „Grade der Vielversprechendste der ganzen Familie ist uns genommen. So Graf Friedrich Schwerin, so Graf Wolff Yorck und viele andere.“ (15. Oct. 1870) *) „Mr. Austin“ (der englische Dichter und jetzige Poet Laureate) „schreibt mir, daß kein Eindruck dieses gewaltigen Krieges ihn so gepackt habe als der Versailler Garten, während die Großen Wasser zu Ehren König Wilhelms spielten und seine Majestät ohne Begleitung dort herumging, auch Bismarck, von neugierigen Franzosen umringt, welche ihn ruhig hätten erdolchen können.“ Aus der Versailler Zeit wurde ihm eine Anekdote berichtet. „Der Kronprinz durchschreitet das mit Offizieren angefüllte Vorzimmer des Königs und fragt den Posten: Ist der König zurück? Dieser, ein Sachse, antwortet, immer noch präsentirend: „Ja so R. S., Papachen sind ebenst hineingegangen.“ Ein peinliches Moment, weil der Kronprinz den Sachsen nicht in Arrest geben mag. Er sagt also zum Adjutanten, der zwischen ihm und dem Posten steht, halblaut. „Ist er besoffen?“

Der Sachse aber, immer noch präsentirend: — „Davon, R. H., war nichts zu merken.“

2. Dez. 1870. *) „Morgen beginnt die denkwürdige Verhandlung welche unter Gottes Beistand die Deutsche Einheit mit sich führen soll. . . . Schade, daß Bismarck's vorzüglicher Plan den Reichstag in Versailles zu versammeln einigen thörichten Zeitungsschreibern zu liebe aufgegeben wurde. Nun wissen wir nicht im Geringsten in wiefern er eine Opposition gegen einzelne Paragraphen, die ihm sicherlich höchst unlieb waren, herbeiwünscht.“ Dann die neuesten Gerüchte vom Schauplatz des Krieges. „Inbessen ist hier nirgends ein Schwanken zu bemerken. Alle sind fest entschlossen die schrecklichen Pflichten des Krieges zu Ende zu führen.“

Er versuchte die jäh entstandene Kluft zwischen ihm und französischen Freunden zu überbrücken, schrieb an Gabriel Monod. (26. Dez. 1870) „Mögen die feindseligen Gefühle welche jetzt von Tag zu Tag greller und heftiger vorzutreten scheinen, recht bald nach dem Krieg der freundnachbarlichen Gesinnung weichen, wie sie zwischen Frankreich und Deutschland bestehen sollte, wie sie sich immer mehr und mehr auszubilden begann. Aber es gehört ein starker Glaube an die Macht der Wirklichkeit dazu um dies jetzt überhaupt für möglich zu halten.“

Etwas später traf er mit einem Hauptmann v. Fahnke zusammen und schrieb darüber seiner Mutter (31. Aug. 1872) . . *) „Er erzählte Karl“ (dem Bruder) „und mir über seinen Aufenthalt in Frankreich, wo ihm die Aufgabe zu theil ward, das Land von Franc tireurs zu

säubern und im Zusammenhang damit öfters eine schuldlöse Bevölkerung strafen zu müssen. Ich tröstete ihn mit dem Ausspruch des Herzogs von Wellington, er würde in alle Ewigkeit bedauern, ein halb Duzend französischer Dörfer, als er, aus Spanien kommend, Frankreich betrat, nicht eingekäschert zu haben, denn dadurch hätte unendlich viel Blutverlust erspart werden können. „Sie ahnen nicht,“ sagte Fahnke, „wie ich mir täglich beim Schlafengehn vorkam. Nur die Aufregung der beständigen, unmittelbaren Lebensgefahr für mich und meine Leute hinderte mich über das Entsetzen eines solchen, mir aufgezwungenen Lebens allzusehr nachzugrübeln. Aber“ fügte er hinzu, „meine Mannschaft blieb human, sie empfand gleich mir.“

Als mein Vater 1872 als Vorstandsmitglied der Enthüllung des Emser Stein-Denkmales bewohnte, schrieb er aus Coblenz, wo er von der Kaiserin Augusta empfangen worden war. *) „Zu ihren täglichen Gästen gehört der General v. Goeben, ein trostlos aussehender Wittwer, dessen melancholisches und dabei jugendliches Aussehen schwerlich auf das militärische Genie schließen lassen würde. Man versichert mir, daß Goeben jetzt für den hervorragendsten deutschen Offizier gilt, und da steht er, . . . mit dem Gesicht eines Fünf und Bierzigers, unterhält sich mit Einem so einfach wie der beliebteste Sterbliche. Ein höherer Offizier sagte mir, daß selbst in der Erregung des Schlachtfeldes es einen „kalt überlief“ wenn Goeben auf eine von feindlichen Truppen besetzte Höhe mit dem Finger deutend, einen mit der verbindlichsten Miene anredete. „Herr Oberst, darf ich Sie jetzt bitten mit Ihrem

Regiment die Höhe dort zu nehmen.“ „Die Höhe dort, Excellenz!“ „Jawohl, wenn ich bitten darf, die Höhe dort.“ Ueber sein glänzendes Manövriren gegen Faidherbes vorzüglich geleitete Armee, welche That Viele für die bedeutendste strategische Leistung des ganzen Feldzugs halten, äußert er sich selbst etwas zweifelnd. „Eigentlich wollte ich Faidherbe ruhig an mir vorbeilassen, auf Paris zu und ihn dann etwa bei Soissons fassen, ich hätte ihn dann völlig vernichten und gefangen nehmen können, anstatt ihn bloß zu schlagen. Aber zuletzt entschloß ich mich ihm plötzlich auf seinem Marsch entgegen zu treten und ihn zurück zu werfen, weil es schlecht ausgesehen hätte und den Franzosen Muth gemacht haben würde, hätten sie wahrheitsgemäß behaupten können, daß Faidherbe zwischen uns und Paris stände. Schade ist's aber doch.“

Vielleicht haben die vorangehenden Zeilen angedeutet, daß obgleich er nie „gedient“ hatte, obgleich er den Militarismus oft und energisch bekämpfte, er ein lebhaftes Interesse an den Feldzügen nahm, den besten preussisch-militärischen Geist bewunderte und schätzte. Bei seinem auffallend guten Gedächtniß und seiner raschen Auffassungsgabe, stand ihm der Verlauf der verschiedenen Armee-Operationen, die Entwicklung der strategischen Ideen klar vor Augen, behielt und erzählte er gern einzelne Züge und Ereignisse jener Zeit*). Er mißbilligte die in Deutschland etwas zu ausgeprägte Abneigung die heroischen Einzelthaten den weiteren Kreisen vorzuführen, statt sie bloß dem engen Ueberlieferungskreise der Regimentsgeschichte anzuvertrauen.

*) Viele dieser bringt Sir Mounstuart Grant Duffs im Erscheinen begriffenes Tagebuch.

Das Haus war unter Dach. „Unser neues Daheim ist uns zur großen Freude entstanden, scheint recht wohnlich werden zu wollen. Die Entfernung ist zwar ungeheuer, aber man erträgt die Unbequemlichkeit der Kinder wegen, denen die freiere Luft herrlich bekommt.“ Damals erstreckten sich, außerhalb von Berlin, zwischen der seitdem entstandenen Zwölf Apostelkirche, dem Mollendorf-Platz und Ingenieur-Inspektions-Gebäude, die Obstfelder des Bauer Kilian, welche nur von angelegten Straßenfluchten, mit vereinzelt hervorragenden Häusern durchkreuzt wurden. Wo jetzt mitten im bevölkerten Westen eine vornehme, ruhige Villencolonie sich erhebt, spielten wir Pferd, erbauten uns Festungen und Gräben. Das rothe Haus, Maienstraße 1, zeigt viele Motive der märkischen Backsteinarchitektur, zwei Binden wurden, wie er schreibt, „nach alt-sächsischer Sitte“ davorgepflanzt und er berichtet glücklich über die Wahl einer Statue welche eine Nische der Straßenseite ausfüllen sollte. *) „Emma und ich wünschten uns eine Statue des Friedens. All meine Erkundigungen waren fruchtlos und ich beschloß zu warten. Denke Dir nur meine Ueberraschung als ich im Katalog der Münchener Glyptothek entdeckte, daß die berühmte, seit Winkelmann „Leucothea und Bacchus“ bezeichnete Gruppe, jetzt für den Frieden mit dem kleinen Plutus, welcher im Griechischen nicht sowohl Reichthum, als die mannigfachen Wohlthaten der Erde bedeutet, allgemein gilt! Anscheinend haben die Athener nach all den Schrecknissen des endlosen Peloponnesischen Krieges die Neigung gezeigt sich von der kriegerischen Pallas hinweg, nach dem Altar des Friedens zu wenden. Und zu jener Zeit erschuf Kephisodotus urkundlich eine

Irene mit dem kleinen Plutus auf dem Arm. Du kannst Dir vorstellen, wie mich diese Entdeckung aufregte! Nun aber kam der Kostenpunkt. . . Herr March war dermaßen erfreut etwas so Vorzügliches zu besitzen, daß er selber vorschlug: Sie geben mir den Gypsabzug und ich liefere Ihnen die Terracottastatue. Es werden sich gewiß noch einige andere Liebhaber dafür finden und so komme ich auf meine Kosten.“ — Sollten einige sich an der Wahl der Friedensgöttin als Haus schmuck eines guten Preußen stoßen, so sage ich ihnen, daß eine wahrhaft kriegstüchtige Nation nicht kriegsbüchtig sei. Ich erinnere mich einmal das Gespräch eines französischen Generals mit einem Ausländer gelesen zu haben; er sagte diesem: „Monsieur, nous sommes plutôt guerriers que militaires.“ Ob dies wahr ist, lasse ich dahingestellt, auf jeden Fall kann man aufrichtig uns Deutschen, oder wenigstens uns Preußen nachsagen, daß wir „militaires plutôt que guerriers“ sind.“

Dann am 21. Dez. 1871. *) „Liebste Mutter. Ich kann nicht zur Ruhe gehn ohne einigen der Empfindungen welche mich an diesem Abend erfüllen, Ausdruck zu geben. Denn heute schlafen wir zum ersten Mal im neuen Heim. Sowohl Emma als ich sind sehr glücklich darüber, aber auch ernst gestimmt.“

Ueber die Cobden Club-Feier schreibt er dem Delegationsrath Abeken am 21. Juni 1871. „Ich wurde sehr gut empfangen. Als ich aber gleich im zweiten oder dritten Satz den verehrten Herrn Vorredner (M. Arlès Dufour) erwähnte, da donnerte ein Beifallsturm los, wie der Abend keinen zweiten gebracht hat. Ich merkte erst all-

mählig, daß die Engländer es mir sehr hoch anrechneten dem „gefallenen Feind“ sofort eine Freundlichkeit gesagt zu haben. „Das war wirklich großmüthig“ u. dergl. mußte ich mir den ganzen Abend sagen lassen. Mit großer Befriedigung wurde auch mein durchaus gerechtes Wort in Betreff des Reichskanzlers aufgenommen — der freilich meines Lobes nicht bedarf. Ich brachte es eben auch nur dar als einfache Erfüllung meiner Pflicht.“

Im October 1871 besuchte er die Holbein-Ausstellung in Dresden in welcher der dortigen berühmten Madonna die Darmstädterin gegenübergestellt wurde. *) „Die Gesichter der Zuschauermenge vor den Nebenhuhler-Madonnen hätten Dir auch viel Spaß gemacht,“ schreibt er Emma v. B. „Der Richterernst jedes Einzelnen, als trüge ein Jeder die ganze Verantwortung der Entscheidung, war allzu komisch.“ Seiner Schwiegermutter schrieb er 1872. „Ich dachte viel an Mary, (Mrs. R. Birbeck, Schwester des bekannten Sir John Lubbock jetzigen Lord Avebury) während ich, zu meiner Schande gestehe ich es, zum ersten Mal eine gründliche Darlegung der Darwin'schen Lehre von der Entstehung der Arten las. Professor Haedel aus Jena war der Verfasser und Mary's Freunde (Tyndall u. andere) werden sehr lobend erwähnt. Da mir die Sache noch so fremd ist, verfolgt sie mich Tag und Nacht. Die Theorie verursacht mir kein Bedauern, im Gegentheil eröffnet sie mir neue Hoffnungen für die Menschheit.“ Dies schrieb er seiner überaus streng religiösen Schwiegermutter, aber in England, wo Darwin in der Westminster Abtei begraben liegt, stellen sich keineswegs alle Orthodoxen dem großen Forscher feindlich gegenüber.

Eine Aeußerung seines Innenlebens bringt ein Brief aus dieser Zeit an Emma v. B. *) „Nach dem Gottesdienst blieb ich zur Abendmahlsfeier und empfand eine größere Befriedigung als mir seit langem zu theil geworden ist. Manchmal wirkt diese Feier ganz unbeschreiblich; die Ruhe und Sammlung einer kleinen Gemeinde, die erneute Versicherung eines vergebenden Gottes. Der gekräftigte Glaube, daß um einen sich eine Menschheit befindet, die man lieben soll und kann, insbesondere aber einzelne Mitglieder derselben.“

Intim zärtlich schrieb er allzeit seiner Frau. (1866) *) „Wie ein Leitstern strahlst Du immer dieselbe Güte und Liebe auf mich herab.“ — 1872. „Wie unmerklich sind wir zu einem Wesen verwachsen und wiederum gleichzeitig zu einer ganzen Gruppe von Menschen. Das ist so allmählich herangereift, wie das Walten der Natur und ohne sichtliche Störung, ohne fühlbaren Ruck trugen sich beide erfreuliche Ergebnisse zu.“ „Einige Zeilen müssen Dich bei Deiner Ankunft begrüßen, ein Zeichen meiner unaussprechlichen Liebe.“ — (1880) „Jetzt muß ich mich durch den schriftlichen Verkehr mit Dir erquicken: Mir ist es, denk ich nur an Dich, als in den Mond zu schaun, ist eine Goethe'sche Stelle, welche mir sehr oft bei Dir einfällt.“ (1885) „Mein geliebter Rathgeber. Sag mir stets in allen Sachen Deine Meinung, nur immer mehr und mehr. Und lasse davon nicht ab, auch wenn ich Deinen Rath nicht buchstäblich befolge.“ (1884 zum Geburtstag) „Meine geliebteste Frau: Wie kann ich in einem Wort all die Vortrefflichkeiten und Vorzüge die ich seit dreißig Jahren an Dir kenne zusammenfassen. Ich bewundere,

verehre, achte Dich — ich liebe Dich, meine unvergleichliche Frau."

Der Reichstag feierte seine schöne Zeit. Die große National-Liberale Partei hat vielleicht damals die besten Elemente des Landes reiner und befriedigender vertreten als dies irgend einer parlamentarischen Partei bei uns vorher oder nachher gelang. Mein Vater saß in diesen Jahren vorn neben Bennigsen; oft half er Treitschke indem er ihm Notizen über den Debattenverlauf schrieb. Fern scheinen jene Tage zurückzuliegen, wieviel Haß und Verkenntung wurde späterhin aufgewirbelt.

Am 25. Juni 1873 schreibt er. „Hier verlaufen die politischen Angelegenheiten, wie dies ja erklärlich ist, nicht ganz so glatt, als unter dem unmittelbaren Einfluß des Krieges. Aber im Ganzen ist viel Hoffnungsmuth vorhanden, Glauben an die Gesundheit der Nation, Vertrauen auf die Führer. Alles in allem genommen bin ich deshalb so hoffnungsvoll als je.“ 1. Febr. 1873. - *) „Heute soll ich bei Bismarck's speisen und gehe natürlich hin, (obgleich ich sonst nirgendwo eine Tisch Einladung annehme), denn es wird mich doch interessiren ihn so von Nahem zu sehen und sprechen zu hören. 2. Febr. Ich ließ meinen Umschlag auf, um Dir noch über den Abend bei Bismarck zu berichten. Das Mittagessen und alles war durchaus anständig herrschaftlich, nach Tisch zogen sich die Damen zurück und wir Herren gruppirten uns um den Kanzler. Dort saß er, in strahlender Liebenswürdigkeit, seinen Generalsrock offen, den leuchtenden „Schwarzen Adler-Orden mit Brillanten“ vom Rauch seiner langen Pfeife umqualmt. Da saß er und sprach und sprach, gewiß über

anderthalb Stunden — stets interessant, oft indiscret, ohne jemals sein Ziel aus den Augen zu verlieren — nämlich uns zu zeigen, daß er wieder zufrieden in die Zukunft schaue, daß er alle Parteien mit sich selbst und seiner Führung auszusöhnen hoffe, vor allem lag ihm aber daran darzulegen wie gänzlich er seinem königlichen Herrn ergeben sei. Sein Gespräch ist sprühender als das irgend eines Deutschen der mir jemals vorgekommen ist, mit alleiniger Ausnahme meines Vaters, welcher mehr Einbildungskraft und einen höheren sittlichen Gesichtspunkt besaß." — „Erinnerst Du Dich," schrieb er ein anderes Mal (21. Nov. 1871) „des in Heidelberg so viel besprochenen Grafen Enzenberg? Er war Oesterreicher, dann in Preussischen Diensten, ist jetzt Deutscher Gesandter in Mexiko. Eine seiner fixen Ideen ist sein berühmtes Autographenalbum. Neulich übergab er es Bismarck und bat ihn sich auf der Seite einzuschreiben auf der bereits Autographen von Guizot und Thiers sich befanden. Das von Guizot lautete folgendermaßen. „Ma langue vie m'a appris de beaucoup pardonner et d'oublier rien.“ Der schlaue Thiers, welcher dieses las, schrieb darunter: „Un peu d'oubli ne nuit pas au pardon.“ Und was schreibt nun Bismarck? Etwas Meisterhaftes, nämlich: „Ma vie m'a appris d'oublier beaucoup et de me faire beaucoup pardonner.“ Kann man wahrer und zugleich vernichtender sein? Mir erzählte es jemand, welcher das Album noch am selben Abend durchblätterte." *) „Eine wahre Bemerkung machte neulich ein hiesiger vornehmer Mann, dessen Haß auf Bismarck's Politik ihn im Allgemeinen unfähig macht irgend eine moderne Frage ruhig

zu beurtheilen. Er sagte: Wie schlecht Bismarck auch sein mag, stets handelte er so wie, seiner Ansicht nach, das Staatswohl es erheische. Aber X kennt keinen Herrn, keinen Beweggrund, kein Ziel außerhalb seiner eigenen Person.“ Die schlimmen Gerüchte über des Reichskanzlers Gesundheit erschütterten ihn. „Diese Nachrichten sind leider ebenso authentisch als entsetzlich, wenigstens meiner Ansicht nach.“ Ein andermal endet er eine bewundernde Darlegung der Bismarck'schen Friedenspolitik mit den Worten: „Je ne suis pas payé pour louer Bismarck“, wie Sie sehr wohl wissen — aber wenn irgend Einer ihn studirt hat, so habe ich es gethan.“

*) „Am 2. Jan. (1873) sah ich den Kronprinzen . . . zu meiner großen Freude kam er sofort auf die Politik zu reden. Ich nahm mir die Freiheit zu bemerken, daß nur seine Krankheit“ (der hohe Herr befand sich in Wiesbaden zur Kur) „ihn verhindert habe die Ministerkrise zu beeinflussen.“ Denn es ist weit mehr das Preußen Curerer Königl. Hoheit, als das Preußen des Königs, welches durch diese Kreisordnung umgemodelt werden soll.“ Aber, ohne daß er klagte, ließ der Prinz durchblicken, wie man ihn aus dem Spiel gelassen habe, wie er die Vorkommnisse nur aus den Zeitungen und durch gelegentliche Briefe seiner Bekannten, (das Wort Freund gebrauchte er kein mal) erfahren habe. Da er aber mit berechtigtem Stolz zugab, damals in Versailles zur Errichtung des Reiches beigetragen zu haben, ließ er indirect meine Aeußerung doch zu.“

*) „Es ist kein Grund vorhanden,“ schrieb er um diese Zeit an seinen Freund, Mr. John Bige-

low*), „mit dem Lauf der Dinge unzufrieden zu sein, nur muß der Standpunkt genügend hoch gegriffen werden, nur muß man auch Glauben besitzen. Eine ungeheuerere Reform ist durch die Kreisordnung eingeführt worden, durch diese wird die Selbstverwaltung, d. h. Freiheit erweitert, auf eine breitere demokratische Basis gestellt. Es ist eine gleichzeitig gründliche wie auch conservative Reform.“

1. Dez. 1872. *) „Nach einigen Tagen beträchtlicher Unruhe will ich mich durch einen Brief an meine einzige Mutter erquicken: Der schrecklichen Nacht vom 13. November habe ich die neue Arbeit zu verdanken, indem der Kronprinz mir die Ehre erwies mich mit einer Centralisation jener unendlich vielen, über ganz Deutschland aus dem Boden schießenden Hilfsvereine zu betrauen. Da jener Befehl erst vor vier Tagen an mich erging, war es nicht so einfach bis gestern Abend den Verein“ (zur Vinderung der durch die Sturmflut verursachten Noth) „zu gründen. . . . Es wird Dich freuen zu hören, daß aus den offiziellen wie nichtoffiziellen Berichten ein ungebrochener Muth der Bevölkerung hervorgeht. Die Fischer stehen wieder mit den verschont gebliebenen Fahrzeugen in See um die Sprotten zu fangen, kehren sie beladen zurück, theilen sie, als wäre es ganz selbstverständlich, mit den weniger glücklichen Genossen. Die Häuser und Hütten werden neu aufgebaut, überall erwacht wieder das Leben. Aber welche Katastrophe! — die einzige ganz große seit 1304, dabei heftiger und von längerer Dauer, auch 2 $\frac{1}{2}$ Fuß

*) Hr. John Bigelow, amerikanischer Staatsmann, während der zweiten Kaiserzeit Gesandter in Paris. Sein Sohn ist Hr. Poultney Bigelow.

höher als jene Sturmflut vor fünf ein halb Jahrhunderten! Eine merkwürdige Erklärung wurde uns vorgestern gegeben. Seit sechs Tagen wehte Westwind in der Nordsee und drückte eine gewaltige Wassermasse in die Ostsee. Dieses Wasser konnte nicht nach Norden, da der Bottnische Meerbusen von einem andauernden Nordwind gefegt wurde. So staute sich das Wasser in den Theilen der Ostsee, welche so bald der Schauplatz der grauenhaften Verwüstung werden sollte, bis die Stauung das normale Maß um drei Fuß überschritt. Dann, plötzlich um 10 Uhr Nachts am 12ten, brach ein nordöstlicher Orkan aus, trieb die Wassermassen vor sich und schwemmte jedes Hinderniß fort."

Im August 1872 schrieb er vom Rhein: *) „Neulich traf ich Gelzer*) und unterhielt mich auf das Herzlichste mit ihm, später auch über denselben mit dem Fürsten Hohenlohe**), dem vortrefflichen früheren Bairischen Minister, dem treuen Freund Preußens. Seine Bemerkungen waren, wie immer, zutreffend und gerecht. „Gelzer“, so meinte er, „hat trotz einigen Fehlern eine werthvolle Eigenschaft. Er erinnert die Fürstlichkeiten, in denen immer, wenn auch oft verborgen, ein Zug zum Un-Idealen liegt, an rein ideale Nothwendigkeiten und Pflichten. Oft ist sein Rath unpractisch, immer ist er weitspurig, manchmal sogar thöricht, aber die Herrscher, welche nie auch nur von idealen Bedürfnissen reden hören, vergessen schließlich leicht deren Existenz.“

*) F. H. Gelzer, Geschichtsschreiber und Publizist; Vermittler zwischen Preußen und der Schweiz in dem Neuenburger Conflict; Erzähler des regierenden Großherzogs von Baden.

**) Zeitige Reichskanzler.

27. Sept. 1872. *) „Eben habe ich einige interessante Tage in Emden verbracht.“ (Es handelte sich um die Förderung einer Heringsfischerei-Gesellschaft.) „Es ist eine weit eher friesische als deutsche Stadt, unterscheidet sich nur wenig von einigen mir bekannten holländischen Städten. Als ich die Treppe des stolzen Rathhauses hinaufging, entdeckte ich zu meiner Freude den Wahlspruch meines Vaters „in silentio et spe“. Ich hatte eine Erörterung darüber mit meinem Begleiter, einem gewandten Geschäftsmann, welcher sich eine Stellung in der Stadt erworben hat, trotzdem er nicht Emdener von Geburt ist. Als ich ihm versicherte, es sei ein Bibelspruch, nahm er seine Mißbilligung zurück, „aber,“ sagte er, „wenn auch silentio zu den Emdenern, einem zurückhaltenden, stolzen Menschenschlag paßt, hätte ich doch Schweigen und Thatkraft richtiger gefunden.“ Ich erwiderte ihm jedoch, daß Hoffnung in hohem Maße dem Kaufmann zukomme, ohne Hoffnung würde er keine Gefahren laufen, würde er in Unternehmungsträgheit verfallen. — Die Freundschaft Emdens wurde zu einer Zeit lebhaft seitens Schottlands gesucht. Sie haben dort einen Brief der Maria Stuart und auch einen wundervoll getriebenen Postal, den ein Schiff mit blühenden Segeln schmückt. Einen schöneren Becher habe ich selten gesehen, ob aber Maria Stuart die Geberin war, konnte ich nicht ermitteln. Einstens war Emden ein Zufluchtsort französischer und englischer protestantischer Flüchtlinge und besitzt noch eine bedeutende Reformirte Gemeinde. Nührend und charakteristisch erschien mir deren Bibliothek. All die kostbaren Bücher zweier Jahrhunderte waren vertreten. Jeder Bürger

konnte sie in diesen einladenden, mit bequemen Tischen und Schreibvorrichtungen versehenen Zimmern benutzen. — Meine Unwissenheit beschämte mich tief als ich erfuhr, daß der Landzuwachs am Ausfluß unserer in die Nordsee mündenden Flüsse nicht durch mitgeführten Schlamm verursacht wird, sondern durch Millionen von Infusorien, welche allmählig festes Land bilden. Natürlich ist dieses dann der fruchtbarste Boden der Welt, sowie er eingedeicht ist, bezahlt man gern 100 Mark pro Morgen jährliche Pacht. Diese Folders nehmen fortwährend zu, große grüne Strecken, welche noch jede Flut überschwemmt, werden allernächstens eingedeicht werden. Natürlich giebt es eine Rehrseite, die Küste wird Binnenland, Embden entfernt sich alljährlich vom Meer, muß durch immer weiter fortgeführte Kanäle verbunden werden.“

Als mein Vater im Sommer 1873, wie das oft geschah, einige Sommermonate bei Verwandten an der englischen Seeküste verbrachte, wurde auch ihm klar, daß seine Gesundheit der Anspannung des Berliner Lebens nicht länger gewachsen sei. Er blieb in England, legte sein Mandat nieder, mußte ein ruhiges, hauptsächlich liegendes Dasein führen. Seinem Freund Mr. Seebohm*) schreibt er aus Tunbridge Wells. *) „Uns geht es hier gut. Ich kann etwas mehr gehen, lese viel und frage mich, ob mir doch noch wieder Arbeit diesseits vom Grabe beschieden werden möge.“ . . . Dann demselben aus der Mollstimmung. „Ich fühle mich recht niedergeschlagen.

*) Mr. Frederic Seebohm, Verfasser von „The English Village Community. The Tribal System in Wales. The Oxford Reformers.“

Politik und Parlament liegen außerhalb meiner Kräfte, auch das Schriftstellern. Wie gern würde ich mich an der Genossenschaftsbewegung betheiligen, aber auch die verlangt den ganzen Menschen. So muß ich mich ruhig verhalten, mich freuen, daß ich etwas auf meine Töchter einzuwirken vermag. *Diriget deus. Amen.* . An Mr. Bigelow. „Ich habe viel im Virgil gelesen und bewundere seine glatte Verstkunst ebenso sehr als ich nicht umhin kann seine kriechende Höflingsfrömmigkeit zu verachten. Es ist mir ganz erklärlich, weshalb er den Priestern des Mittelalters so zusagte.“ Seiner Mutter, (28. Jan. 1879) „Nie lese ich ein Buch, ohne den Wunsch, mich mit Dir darüber aussprechen zu können! Keines hat mich psychologisch mehr interessirt, wenige mich aber auch peinlicher berührt, als die Selbstbiographie John Stuart Mill's. Einige Stellen sind tief ergreifend. Man ist starr über die Engheit seiner Angriffe auf das Christenthum, dann raubt einem seine Apotheose der Mrs. Taylor den Athem! Vielleicht giebt es in der ganzen Vitteraturgeschichte keine so merkwürdige Vergötterung einer Frau. Die Sache wäre unerklärlich, wenn man nicht annimmt, daß J. St. Mill sich so daran gewöhnt hatte, Sachen und Personen nur aus Vernunftgründen zu beurtheilen, daß als diese kluge Frau seine ganze Seele in Fesseln geschlagen hatte, er seine blinde, menschliche Leidenschaft für Bewunderung ihres Geistes hielt. F. Reeve hat einen Aufsatz in der Edinburgh Review veröffentlicht, in der er erzählt wie Mrs. Austen“ (eine geistvolle Freundin des Bunsen'schen Hauses) „welche Mill während des größten Theils seines Lebens „Mutter“ nannte, sich weigerte die angebetete Frau zu

empfangen, worauf er gänzlich und auf immer mit ihr brach. Wenn Mill's Behauptung, ihre Freundschaft sei nie eine sträfliche gewesen wahr ist, finde ich doch, daß Mrs. Austen recht gut hätte nachgeben können. Zweifellos wurde Mill durch jene Vereinsamung, welche diese Frau verursachte, wieder der leidenschaftliche Fortschrittlere, zu dem sein Vater ihn erzogen hatte, während er grade angefangen hatte durch eine größere Lebenserfahrung von dieser Einseitigkeit geheilt zu werden.“

Im Sommer 1874 gelang es meinem Vater einen langgehegten Wunsch zu erfüllen, verbrachte er mit seiner Frau, den ältesten Töchtern und einem Neffen mehrere Wochen auf einer Segelacht längs der englischen und französischen Küste. Leidenschaftlich liebte er das Meer, war gänzlich seefest, war immer ein kerngesunder Mensch, so wie er den ganzen Tag auf schwankendem Verdeck, von Seeluft umgeben zubringen durfte. *) „Unsere Yacht Yone ist ein altmodischer Schooner (also Zweimaster) von 75 Tonnen mit besonders reichlich bemessener Unterkunft. Die Mannschaft besteht in einem Kapitän, einem Schiffsmann und vier Matrosen; eine recht anständige und harmlos heitere Gesellschaft. Dann haben wir einen Stuart und einen Koch welche, wenn es Noth thut, auch mit Hand anlegen. Unmöglich könnte ich Dir schildern, wie ausgestattet vollständig die Einrichtung ist. Platz für alles Nothwendige, alles am rechten Ort und genügend Raum. Hätte irgend eine andere Nation den Yachtluxus ausgebildet, hätte sie entschieden Gewicht auf bequeme Divane auf dem Verdeck gelegt. Davon ist keine Spur vorhanden; Sauberkeit gewiß — und wie! Aber auf dem

Verdeck muß jeder fügen wie er kann, die Bedürfnisse des Segelns überwiegen alle Rücksichten auf behaglichen Comfort.“ — Nacht Jone. Insel Wight 19. Juli 1874.

) „Liebste Mutter, unser Ausflug nach den Kanal-Inseln ist überaus glücklich verlaufen, jetzt sind wir zurückgekehrt um noch einmal unsern Kadetten zu sehn, er hofft morgen im Solent zu sein und bittet uns möglichst in der Nähe seines Schiffes zu ankern.“) Wir steuerten auf Cherbourg, hatten eine rasche Fahrt, welche der Anblick all dieser verschiedenen Schiffe belebte. Es interessirte mich an der normännischen Küste das genaue Gegenstück der englischen Felder und Hecken zu sehn. Cherbourg ist ein schöner, aber langweiliger Hafen, als wir ihn endlich zu verlassen suchten kam die Dampfyacht eines Mr. C. . . B. . vorbei und er rief herüber: „Haben Sie ein Tau an Bord?“ als der Kapitän dies bejahte, nahm er uns sofort in's Schlepptau, brachte uns bis Cap la Hogue, worauf er das Tau schlüpfte, unsere lebhaften Dankesbezeugungen mit Hutschwenken erwiderte und in der entgegengesetzten Richtung abdampfte. Unsere Matrosen hatten uns bereits öfters seine Yacht gezeigt, da der „Welschman“ ein bekanntes Original ist. Seit dem Verkauf seiner Bergwerke ist er schwer reich und verbringt den größten Theil des Jahres zur See, jeder Laune und Grille seiner vielleicht ein klein wenig zerstörten Phantasie gehorchend und mit Vorliebe Segelschiffen, auch einfachen Fischerbooten aus der Klemme verhelpend. — Wir erreichten Alderney

*) Karl v. Dunsen, der älteste Sohn, starb am 28. März 1890 als Kapitänlieutenant in Port Mahon an Bord S. M. S. „Kaiser“.

nach einer langsamen aber wundervollen Fahrt. Die Franzosen haben seit 1781, wo sie sich durch einen Handstreich der Insel Jersey bemächtigten, dieselbe aber nach wenigen Stunden wieder verloren, niemals den Boden dieser „Nos Normannes“ betreten. Nach den kolossalen Befestigungen zu schließen, würde eine Eroberung selbst von Cherbourg aus unmöglich sein. Allein an der Nordküste Alderneys zählte ich ganze zehn Forts, und der Wellenbrecher welcher England anderthalb Millionen Pfund Sterling gekostet hat, ist anscheinend auf eine Beobachtungsflotte berechnet. Alderney ist unbedeutender und ärmer als Guernsey und Jersey, so thaten wir gut daran die ruhige Vertraumtheit dieser kleinen Insel erst zu genießen. Es war entzückend dort auf einer hochgelegenen Wiese ausgestreckt zu liegen, fast ringsherum die Sicht auf das Meer, während ein frischer Seewind das Aroma von Thymian und endlos vielen andern Feldblumen mit sich führte. Die berühmten Kühe waren in folge der andauernden Dürre etwas mager, aber auch so fiel uns ihre oft an Rehe gemahnende zierliche Schönheit auf. — Am nächsten Morgen bat uns der Bootse trotz des Sonntags, weiterzufahren, da er der Brise nicht traute. Ohne einen Bootsen wagen sich wenige Kapitäne in diese Gewässer. Der unsrige, Jean Bott, war ein famoser Typus dieser normännischen Bevölkerung, gänzlich französisch, was das Aeußere, die Stimme und eine raube originelle Ausdrucksweise anbetrifft und doch in seinen Sympathieen und seiner Denkungsart vollkommen englisch. So fiel es ihm in St. Hôlier (Jersey) garnicht ein nur ein Wort mit der neben uns liegenden Besatzung einer französischen Yacht

zu wechseln. Sein Dialect war nicht rein, doch kann ich nicht beurtheilen, ob derselbe, wie behauptet wird, thatsächlich das mittelalterliche Normännisch sei. Während unseres Aufenthaltes in Guernsey und Jersey überzeugte ich mich wieder von der Weisheit mit der die Englischen Herrscher, auch die thörichtsten, diese Ausläufer ihres Reiches bedachten. Jakob, Karl der Erste und Zweite waren ebenso ihre Wohlthäter als Wilhelm, Elisabeth und Victoria. Nichts kann unformlicher sein als ihr Dialect, nichts veralteter als ihre politischen Einrichtungen, nichts anfechtbarer als ihr Rechtsverfahren und trotzdem wird ihnen dieses alles uneingeschränkt gelassen — nur legte man ihnen die englischen Steuern und Gesetze und den Freihandel auf. Untereinander verabscheuen sie sich. Während der englischen Revolution war Guernsey parlamentarisch und Jersey royalistisch, in Guernsey versichern sie einem, ihre Rüste seien die wahren, sogenannten „Aldernes“, in Jersey beweisen sie einem das nämliche. Als ich dort einen alten Herrn sprach, sagte er, „seit 1815 habe ich den Boden von Guernsey nicht betreten.“ Aber in der Anhänglichkeit zu England empfinden sie gleich. — Einstimmig gefiel uns Guernsey am besten, ja die dortigen Tage waren die Krone unserer Reise. Kein Lüftchen wehte (die Sorge unsers Booten hatte sich also bekräftigt) und von den verschiedensten Punkten hatten wir den Blick auf das südlich-regungslose Meer. Jede Hütte hat Blumen, ein Gewächshäuschen gehört zu jedem Haus, überall eine Hülle und Fülle dieser kleinen Besitzungen, denn dank der umsichtigen Regsamkeit, wie der Parzellirung des Bodens gelten dreißig Morgen bereits für ein größeres Gut,

Feigen und Erdbeerbäume, Steineichen, Vorbeer, Camelien und Magnolien gedeihen in üppiger Fülle, alle Farben, besonders die der blutrothen Pelargonien sind von einer südlichen Leuchtkraft und die Felsabstürze einiger Buchten von großartiger Schönheit. Jerses hätte uns vielleicht ebenso gefallen, wenn wir nicht unbilliger Weise dieselbe mannigfache Landschaft erwartet hätten. Aber es ist eine wundervoll gepflegte Hochebene, mit Weizenfeldern, die an Norfolk erinnern und ebenso verschwenderisch als die Schwesterinsel mit Blumen und Bäumen besät. Das Geheimniß der Fruchtbarkeit beruht in dem „vrais“ oder Seetang, welches als Dünger eingepflügt wird, wenn es nicht zuerst von den kleinen Leuten als Brennmaterial verwandt worden ist und dann erst als Mähe auf die Felder kommt. In beiden Fällen ist die Wirkung hervorragend, so wird manchmal eine Fuhre dieses Seetangs mit £ 2 verkauft! — (21.) Am 18. erlebten wir eine Enttäuschung, da die Insel Wight, trotzdem sie seit den Mittagsstunden in Sicht lag, erst um 2 Uhr morgens erreicht werden konnte. Es herrschte eine fast gänzliche Windstille, sonst war es bezaubernd. Ach die Schönheit jenes Sonnenunterganges über jener öglatten Fläche! Da lagen wir in Alum Bay, wären gern dort geblieben, hätten nicht die Matrosen, welche sich zum Sonntag mit Vorräthen versehen wollten, uns gebeten noch ein Städtchen zu erreichen. So ließen wir uns von der Fluth nach Portsmouth tragen. Von hier aus wohnten wir einem wirklich selten sympathischen Nachmittags-Gottesdienst bei; es war bei Portland Bay, in einem provisorischen hölzernen Gebäude und wurde von einem Mr. Bowen gehalten.

Seit den Tagen des Archidiaconus Hare habe ich noch niemals die Liturgie so verständnißvoll, so eindrucksvoll lesen gehört. Ich will versuchen noch einmal sein Gesicht zu sehen, wie jenes seiner frischen, ehrwürdigen Frau, welche so freundlich und gemüthlich hinter ihm saß. — Am Montag waren wir bereits sehr zeitig unterwegs, von der Fluth getragen (was hilft einem doch die Fluth!) da ein in Cowes erhaltener Brief von Karl uns dessen bald bevorstehende Ankunft in Rhyde angemeldet hatte. So eilten wir mit günstiger werdendem Wind dahin. Das erste Panzerschiff war der „Friedrich Karl“ und mit dem Fernrohr erkannten wir gleich Karl an Bord. Unser Kapitän, der sein Handwerk vorzüglich versteht, segelte dicht an das große Unthier heran. „Können wir an Bord?“ rief ich herüber. „Vieher erst um halb vier,“ war die Antwort, aber ein freundliches Offiziersgesicht erschien an einer Luke und rief „Er soll nach 5 Uhr zu Ihnen kommen.“ Sehr befriedigt legten wir uns also vor Anker, um uns herum etwa hundert andere Yachten. Der Nachmittag brachte eine Ueberraschung. Um zwei kam der Kronprinz von Portsmouth herüber, um die Flotte zu besichtigen und mit dem Admiral auf dem „Kronprinzen“ zu frühstücken. Gegen fünf Uhr fuhr er fort, aber vergebens warteten wir auf unsern Kadetten, kein Boot verließ den „Friedrich Karl“. Endlich wuchs unsere Ungeduld allzusehr, zwei Matrosen zogen sich ihre Regenröcke über, auch Henry Gurney“ (der Nefse) „und durch die etwas bewegte See ruderten sie nach dem Panzerschiff. Als sie ankamen, hatte Karl sich soeben ein Boot bestellt. Als der Admiral mit dem Kronprinzen fortfuhr, hatte er

den Befehl „Klar zum Gefecht“ ertheilt; und dieses äußerst umständliche Exerziermanöver war gänzlich unvorbereitet gekommen. Karl war sehr heiter und herzlich, ist groß und stattlich geworden. Die Matrosen tranken seine Gesundheit und er war sehr mittheilfam zu jedermann. Mich freute besonders die Verehrung mit der er von einigen Offizieren sprach, wie auch seine bewundernde Anerkennung einiger begabten Kameraden.“

Etwas später verließen Frau und Kinder meinen Vater und er nahm sich *) „eine nette, kleine, in Frankreich gebaute Yacht, welche deren Besitzer befehligt und zwei Matrosen, von denen der eine Koch und Stuart ist, bedienen. Das Verhältniß zum Meer ist an Bord einer solchen Nußschale von 25 Tonnen noch intimer als auf größeren Fahrzeugen. Ich schäme mich so fortwährend, wie dies seit meinem Yachtleben der Fall gewesen ist, über meinen Genuß zu reden, um so mehr weil ich augenblicklich nothgebrungen allein schwelge. Doch schließt dieser Genuß die verschiedenartigsten Gefühle in sich ein, vielleicht wäre das Wort Dankbarkeit auch die richtigere Bezeichnung. Denn ich betrachte diese Zeit als den Verlauf einer Kur welche sich durch Gottes Güte unaussprechlich angenehm gestaltet und bin hoffnungsfreudig und demüthig gewärtig nachher wieder für irgend einen guten Zweck arbeiten zu dürfen. — Mein Lieblingsbuch war in diesen Wochen die Odyssee. Diese mit der gelungensten Weiterschweifigkeit gepaarte Concentrirung wird von keinem Roman der Welt übertroffen. Die unglaubliche Naturwahrheit verdukt mich oft förmlich, dann dieser geistreiche Witz, diese fromme Gesinnung. Mit Hülfe einer Schul-

ausgabe vermag ich das Griechische leicht zu lesen.“ — Dort auf der Insel Wight lernte er jene hervorragende, noch immer was Größe der Auffassung betrifft, unerreichte Photographin, Mrs. Cameron, kennen. Sie war mit ihrem Nachbar, Tennyson, nah befreundet, trotzdem ließ sie meinem Vater gegenüber die folgende merkwürdige Aeußerung über den Schöpfer der warmherzigen, edlen Dichtungen und über den radikalen Naturforscher fallen. Mein Vater schreibt (Sept. 1874)... „Mrs. Cameron erzählte mir viel über Tennyson und Darwin, sagte ersterer hätte kein Mitgefühl für die Menschheit, der andere hingegen sei überaus gemüthvoll, leicht erregbar, theilnehmend und herzlich.“... Eines Nachmittags, als ich mich wieder im Solent befand, nahte sich ein prachtvoller Dampfer mit furchtbarer Schnelle — auf dem Mast wehte die königliche Standarte, endlos viele scharlach gefleckte Diener waren auf dem Vorderdeck sichtbar, auf der Brücke Herren in Uniform. Wer konnte es anders als die Königin sein. Und so war es auch; dort, ganz im Heel der Riesenhacht, durch einen Glaspavillon theilweise verdeckt, saß, regungslos, eine einsame Frau. Ich kann Dir garnicht sagen, wie mich dieser Gegensatz der Kraft und Hülflosigkeit, des Glanzes und Kummers ergriff.“

Im Herbst des Jahres konnte mein Vater mit einigermaßen hergestellter Gesundheit die parlamentarische Thätigkeit wieder aufnehmen. Ueber die mannigfachen Beziehungen des Berliner Lebens schrieb er regelmäßig der Mutter. (26. Jan. 1875) *) „Ich schicke Dir eine deutsche Uebersetzung welche ich so gut es eben anging von Sophocles' berühmten Gesang zu Ehren Athens ange-

fertigt habe. Wir“ (die Graeca)*) „lasen sie am verfloffenen Freitag und ich merkte doch, daß die moderne Philologie manche der allerschlimmsten Sprachschwierigkeiten gelöst hat. Es war ein wahrer Genuß Curtius über die im Stück vorkommenden Gegenden sprechen zu hören, auch wie er sich an den griechischen Gesandten Rangabe um Bestätigung wandte. Der liebe Joachim will jetzt ein schon lange mir gegebenes Versprechen einlösen und zum Besten des Asyl-Vereins geigen. Aber, sagte er, wenn ich spiele, muß ich auch das ganze Concertprogramm aufstellen, denn ein Programm ist eine Composition, an der ich oft stundenlang arbeite. Um so besser! — Schließlich muß ich Dir noch über meine Audienz bei der Kaiserin erzählen. Ihr Wesen war ebenso königlich wie natürlich, gleich war mir wieder behaglich zu Muth. Wie gewöhnlich hatte sie sich klar zurechtgelegt worüber sie mit mir zu sprechen wünschte. Erst ihre Theilnahme über Emma's und meinen Verlust“ (seine Schwiegermutter, mit der ein zärtliches und verständnißvolles Band ihn verknüpfte, war gestorben), „dann Interesse am Asyl-Verein den sie im Frühling besuchen will — dann ihr Bedauern über die in Berlin anwachsende Vergnügungssucht. Hierbei erlaubte ich mir zu widersprechen, wies auf die seit 1872 unvermeidliche Reaction, auf die unver-

*) Eine früher wöchentliche, jetzt vierzehntägige abendliche Versammlung von Freunden griechischer Litteratur. Lepsius und Curtius gehörten zu den Gründern, die Professoren Zeller, Mommsen, G. v. Seybel, Hermann Grimm, Erich Schmidt, Diels und Pernies, die Minister Rangabé, Krüger, die Geheimräthe Schön, Ed und manche andere bekannte Namen befanden und befinden sich auf der Mitgliederliste. Seit dem Beginn des Vereins gehörte mein Vater demselben an.

wüßliche Sparsamkeit der Berlinerin, einer sehr achtungswerthen wenn auch weniger anziehenden Gattung — nur beklagte ich die hohen Fleisch- und Mieths-Preise, durch welche die gebildeten Stände sich die gewohnten geistigen Genüsse der Concerte und Theater verkürzen mußten. Vor allem aber wünschte sie über Johannes Brandis' Tod zu sprechen und ich bewunderte wieder ihre Gabe anschaulicher Schilderung, als sie mir ausmalte wie ungern sie die Reise nach Wien unternahm, wie sie schließlich nur dem nachdrücklichen schriftlichen Befehl des Königs folgte, wie rasch Brandis darauf die Sache in die Hand nahm, alle Personalfragen ausarbeitete, ehe sie in Wien ankam, sie ganz auf dem Laufenden der Lage gesetzt hatte. Dann seinen thatkräftigen Beistand dort, dann ihre durch die Kammerfrau ihm am letzten Morgen übermittelte Bitte, seiner angegriffenen Gesundheit halber, zurückzubleiben, seine Weigerung, die zunehmende Schwäche während der Reise. Schließlich diese schreckliche Stunde in Linz, wo inmitten von Erzherzögen, ankommenden Telegrammen, dem Schein eine Mahlzeit einzunehmen, sie schließlich den Sterbenden, der jedoch kaum sich setzen wollte, bewog dort zurückzubleiben. — Die Unterredung gewährte mir eine wirkliche Erquickung."

In Kiel war er bei dem Professor von Esmarck in Behandlung. Zwar verabscheute er eine Kur. „Nichts entmenscht den Menschen mehr als ein Leben für den Körper" schreibt er einmal seinem jüngsten Bruder, Theodor; aber überall gelang es ihm Anregung und Belehrung zu finden und er meldet diesem selben. 19. Mai 1875. „Ich habe mir hier Erklärung gesucht für die auffallende

Thatsache, daß in Holstein, dem dünnbevölkerten, ackerbaureisenden, reichen Land, die Sozialdemokraten so große Erfolge haben. Die Angaben sind sehr charakteristisch. 1) Nach der Annection sei allen Klassen der Begriff des Rechts, der ihnen eine Grundlage des Characters geworden war, abhanden gekommen — die Besser-Situirten legten die Hände in den Schooß, die Arbeiter sagten sich: wenn Macht vor Recht geht, so wollen wir uns die Macht verschaffen. 2) Die Ratifundien haben, ähnlich wie in Mecklenburg, eine Arbeiterbevölkerung hervorgebracht, die sich nicht heben kann und woraus denn der Ueberschuß, vollständig heimatlos, in die Städte geht, ein gutes Object für Wähler.“ (27. Mai 1875) . . *) „Lebhafte bedauere ich noch immer, daß Bismarck im Aug. 1866, als Europa nach dem Böhmischem Feldzug noch nicht zu Athem gekommen war, seiner Absicht untreu wurde, einigen rein Dänischen Gegenden im Norden Schleswigs die Erlaubniß zu gewähren sich für Dänemark zu erklären und nur einige Freiheiten für die deutschen Städte Hadersleben und Apenrade innerhalb dieses Landstriches auszunehmen. Diese Absicht setzte er damals einem meiner Freunde auseinander, ich bin auch überzeugt, daß es sein Ernst war, weil es das Vernünftigste gewesen wäre. Hätte er es nur durchgeführt! Dann wären wir auch mit Dänemark gut Freund.“ Später schrieb er über den Schleswig-Holstein'schen Bauernstand. „Natürlich tritt Hochmuth noch krasser in solchen Kreisen als in Aristokratieen zum Vorschein. Ein Bekannter von mir, der viel in Schleswig reiste, besuchte eine Bauernfamilie, welche er vor einigen Jahren kennen gelernt hatte. Als er sich nach

einer Tochter des Hauses erkundigte, schüttelte der Vater den Kopf und sagte „die hat sich schimpflich verheirathet mit einem Pastor“ und nannte einen vortrefflichen, höchst angesehenen Geistlichen.“

*) „Unsere Barbarei datirt erst seit gestern,“ ist ein Ausdruck den ich vorhin benutzte und ich muß Dir die Veranlassung erzählen. Professor Thaulow von dieser Universität, weder Kunstsammler noch Kunsthistoriker, begann, durch das merkwürdige Altarstück in der Schleswiger Kirche angeregt, sich mit den Ueberbleibseln der Holzschnitzerei dieser Gegenden zu beschäftigen. Ihm kam es zu unwahrscheinlich vor, und Andern vor ihm hätte es ebenfalls auffallen müssen, daß dieser Künstler Brügge-
mann, ohne Vorgänger, sozusagen vereinzelt dagestanden hätte. Allmählig brachte er, meistens aus Privathäusern, zahllose Holzschnitzereien zu Tage, fast alle mit Figurenschmuck und Gruppen aus der biblischen Geschichte. Er sagte mir seine Ueberraschung sei genau ebenso groß, als die seiner jetzigen Besucher gewesen und citirte eine kunstfanatische Excellenz, der nichts von der Existenz dieser Kunstschätze seiner Provinz geahnt und, nachdem er die Sammlung in Anschein nahm, ausrief: Für die Entdeckung Amerika's habe ich eine Erklärung, für die Entdeckung dieser Herrlichkeiten keine! — Es giebt Schränke, Brautkästen, Plättbretter, Bettstellen, Tische, Stühle, Kirchenornamente, Altarstücke und dergl. Die Sitte, geschnitzte Eichenfachen überall am und im Haus anzubringen war damals anscheinend ganz allgemein; die einzelnen Stücke fallen in die Zeit vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, letztere weisen nichts Figürliches,

sondern nur Arabeskenmuster auf. Abgesehen vom kulturhistorischen Interesse sind einzelne Compositionen von fast rafaelischer Schönheit und ich denke mir, daß, ähnlich wie bei den pompejanischen Malereien, Zeichnungen großer Meister hier und da benutzt wurden.“

Ganz entzückt schreibt er über Lübeck, schildert die alten Bohnenhäuser *) „welche den Geist eines fleißigen, geordneten Familienlebens athmen. Dann sind fünf bis sechs Kirchen äußerst charakteristisch, alle aus heimischem Baumaterial, aus Backstein, alle aus einer Periode, der großen Periode der Stadt. Denn Lübeck hat eine große Vergangenheit; vierzig Jahre nach ihrer Gründung wurde sie Reichsstadt, als es ihr im vierzehnten Jahrhundert gelang die Hanse zum zweiten Mal aufzurichten, blieb sie das Haupt derselben, ihr Bürgermeister wurde von Heinrich dem Achten von England mit königlichen Ehren empfangen, während eines halben Jahrhunderts hatten sie ein Veto in der Wahl der Könige von Dänemark. Dann sank sie tiefer und tiefer. Jetzt ist es eine ruhige Stadt, obwohl viel Leben im Hafen pulsiert und ein schöner, gemeinnütziger Sinn sich zeigt. Ein Beispiel desselben trat uns gleich beim Eintritt vor Augen. 1871 beschloß der Senat durch ein Denkmal die Wiederaufrichtung des Reiches zu feiern. Also, meinte ein Senator, einen Brunnen. Schön, also einen Brunnen. Nun wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, die einlaufenden Modelle unterlagen einer Commission und diese befragte nur in ihrem Bericht, daß außer den vorzüglichen, mit dem ersten und zweiten Preis ausgezeichneten Arbeiten, ein drittes Modell vorläge, das leider einer Bedingung des Aus-

schreibens widerspräche, sonst aber von Allen das Verdienstvollste sei. Das schadet nichts, sagt ein Senator, dann setzen wir einen dritten Preis aus. Aber, meint der Berichterstatter, es ist doch immerhin bedauernswerth, daß der mit dem ersten Preis beehrte Entwurf, nicht dieser hervorragendste zur Ausführung gelangen soll. Darauf rufen mehrere Stimmen, folglich lassen wir alle drei Brunnen durch die betreffenden Künstler errichten. Dies wurde umgehend bewilligt, wir sahen bereits zwei derselben an Ort und Stelle. Heinrich" (sein ältester Bruder) „wird Dir über die Wunder der Marienkirche berichten, ich will nur einen, mir sehr poetisch blinkenden Vorwurf erwähnen. Auf einem Bild tritt König Olaf, der norwegische Heilige, einem Drachen auf das Haupt. Und dieses stachliche Ungeheuer hat die Züge — des Königs.“

Mein Vater hatte die Goethe'sche Gabe das Schöne nicht nur in der Kunst, nicht nur in der Natur, sondern auch in dem modernen Alltagsleben zu erkennen. *) „Beim Herannahen des ersten Juli überkommt mich die Poesie des durch unsern Generalpostmeister Stephan ermöglichten Welt-Portofages“ und er erklärt seiner Mutter die bis dahin unerhörten Bestimmungen desselben.

Der früher so häufig hervortretende selbstzergliedernde Zug kommt noch hin und wieder vor. An Mr. John Bigelow schreibt er (20. Juli 1875) über seine gekräftigte Gesundheit. *) „Diese Prüfungsjahre haben mir vielleicht genutzt, indem sie Härten meines Wesens milderten und mich einfacher machten, (die Schlichtheit hat mir nur allzu oft gefehlt). Aber leider hat diese Zeit keineswegs den

Hang zu endlosen Gedankengängen einer umherschweifenden Phantasie verringert und dies nimmt nicht nur zu viel Zeit in Anspruch, sondern schwächt die geistige Kraft." Eine der in seinem reiferen Mannesalter außerordentlich selten vorkommenden Äußerungen seines religiösen Lebens bringt um diese Zeit ein Brief an Mr. Seebohm. Es handelte sich um die Erziehung eines jungen Mannes. (1875) *) „Doch leben wir der Hoffnung, daß einmal der Tag kommen werde an welchem der Kern des christlichen Glaubens aus dem Feuerofen der jetzigen Krisen der freieren Richtung aller protestantischen Kirchen siegreich hervorragen möge. Der Kern wird gering an Umfang sein, wohl aber erfüllt von Licht und Liebe und Leben. Augenblicklich dürfen wir uns aber der Thatsache nicht verschließen, daß die gedrückte Haltung, der gemessene Schritt, der ängstliche Blick der freieren Lehre wenig hat von jener Wärme und Frische und Zuversicht, welche die frühe Jugend so bestrahlt. Diese Generation durchlebt eine Versuchszeit, befindet sich in der glühenden Esse einer Prüfung.“

Bedeutend später, im Jahre 1894, schrieb er seinem älteren Bruder, dem Kammerherrn Ernst von Bunsen über dessen „Die Ueberlieferung, ihre Entstehung und Entwicklung: „Es wird mir leicht Deine Ausführung anzunehmen, daß Jesus' Lehre als Kern die „Innwohnung des göttlichen Geistes im Menschen“ besaß. Lieb ist es mir weiter zu erfahren, was ich nie erfaßt hatte, daß Jesus vorzugsweise in der Synagoge wirkte, dem Tempeldienst hingegen sich fernhielt. Ebenso begreife ich, daß der im griechischen Schriftthum sehr bewanderte Saul

von Tarfus das Miltzeug zur Schaffung einer Mythologie (ich will's einmal fo nennen) und die Neigung befaß, durch eine folche Lehre dem Jefusthume feinen Hauptmangel wegzunehmen. Als folcher mußte Jedermann die Thatfache erkennen, daß mit der Lehre von innenwohnenden göttlichem Geifte fich eine kleine Gefellfchaft gründen aber nicht eine Welt erobern läßt. Und überblide ich nun die Jahrhunderte feither, fo dünkt mich Saul's Beftreben, eine Weltreligion aus dem Jefusglauben zu gestalten, ebenfo heilfam für die Menfchheit, wie es im höchften Sttl erfolgreich war. Mir perfönlich fagt nur die Lehre von Jefus zu, foweit ich fie zu errathen vermag. Sie allein gestaltet die Menfchenfeele um. Aber die von ihm angeregte, oder richtiger: in Fluß gebrachte Bewegung wäre (um im Bilde zu bleiben) verftiegt, wenn Saul fich nicht Paulus genannt und, im Verein mit einer zum Theil aus geiftig bedeutenden Männern beftehenden Sekte, ein weiteres, wenn gleich fchlammiges Bette gegraben hätte."

Mein Vater befuchte ziemlich regelmäßig die Kirche, hörte Prediger, nicht feiner freieren Richtung, fondern die der gemäßigten Orthodorie. So den Hofprediger Frommel, welcher Hausfreund war und alle kirchlichen Familienhandlungen vornahm, fo Hofprediger Dryander, ja, den ihm politifch unbeschreiblich fernftehenden Hofprediger Stöcker. Vielleicht ließ fich fein Kirchenbefuch oft durch jene Grillparzer'schen Worte erläutern:

„Heller Klang der frommen Gloden
 Bodt zu glauben, die da liebend hoffen.“

Aus dem Berliner Leben schreibt er dann (27. Dez. 1875) *) „Stelle Dir vor mit welcher merkwürdigen Macht Curtius uns bei der üblichen Geburtstagsfeier von Pepsius überraschte. (Die Feier wurde übrigens dieses Mal durch den einen, vom Familien- und Freundes-Kreis aufgeführten Akt des Don Juan besonders festlich begangen.) Er, Curtius, hatte soeben ein Telegramm aus Olympia erhalten, welches ihm meldete, daß die Siegesgöttin des Paionios zum Vorschein gekommen sei! Gerade das erste von uns Deutschen ausgegrabene Kunstwerk ist nun auffälliger Weise eins, welches durch dessen vor 1700 Jahren verfaßten Schilderung (von Pausanias), seit Jahrhunderten der gelehrten Welt vertraut ist. Zweifellos weißt Du vom Vertrag in welchem Deutschland im Jahre 1874 es übernahm Olympia auf eigene Kosten auszugraben und zwar unter der Bedingung, daß jede gefundene Antike Griechenland zufallen solle, daß uns nur das Recht verbliebe die ersten Gypsabgüsse zu besitzen. Die Griechen waren ob dieses selbstlosen Angebotes ganz stutzig, glaubten, daß irgend etwas Heimliches im Schilde geführt würde — ein Mißtrauen welches die Franzosen in Athen absichtlich verstärkten. Schließlich aber nahmen die Kammern das Gesetz an.“

Bei der Schilderung eines Graeca-Abends schreibt mein Vater „Zeller hat vor allem mein Herz erobert — ein wahrhaft griechischer Weise, in dem Athen sich verkörpert.“ Etwas früher, bei einer kurzen italienischen Reise kommt der Name Adolf Hildebrand's vor. „Der alte Viphart“)

*) Baron Viphart, der feinsinnige kurländische Kunstkenner, ein Freund der Dunsen's.

behauptet ein Genie entdeckt zu haben — es sei der größte Bildhauer unserer Zeit, der bedeutendste seit Michel Angelo u. dergl. Es ist ein junger Deutscher, heißt Hildebrand und wohnt in Florenz." — (12. Mai 1875) „Gestern wurde Theodor (welcher eben als Generalconsul nach Alexandrien versetzt worden war) zum Familientisch bei Bismarck's geladen. Außer ihm nur noch drei bis vier Andere; er war äußerst freundlich, gab ihm genaue Vorschriften über sein dortiges Verhalten. Theodor hatte den Eindruck einer nervösen Ueberreizung, seine Rede hätte etwas hastiges und gespanntes. Er hatte zur Gala-Tafel zu Ehren des Czaren absagen lassen und beauftragte seine Frau, welche zum Abendempfang fortfuhr, „sollte der Kaiser Alexander zu Dir sprechen, so sage, daß ich mich entschuldigen ließe um besser im Stande zu sein ihm morgen um eilf, wie befohlen, meine Aufwartung zu machen.“ Dann setzte er, zu den Tischgästen gewandt hinzu, „offen gestanden schaudre ich beim Gedanken, gewiß schlafe ich erst gegen acht Uhr ein und dann wird mein einziger Schlaf durch die Nothwendigkeit zur Audienz aufstehen zu müssen geraubt. Allerdings muß ich ja zugeben, daß dieselbe mir zu Viehe so spät (!) angesetzt wurde.“ — „(3. Nov. 1876) *) Eine sehr charakteristische Selbstkritik Lord Derby's wurde mir gestern erzählt. Als er zum ersten Mal Auswärtiger Minister geworden war frug ihn nach den ersten Monaten ein Freund, wie es ihm gefiele. „Ich thue weiter nichts,“ war die Antwort, „als im Rahn einen Canal herunter zu treiben und ein Strohbindel vorzuschieben, falls wir irgendwo anzustoßen drohn.“ (26. Sept. 1877) „William Edward

Forster*) aß am 18. bei uns zu Mittag und war unvergleichlich auf der Höhe seiner glänzenden Gaben, dabei freundlich und herzlich.“

Viel Freude verursachte meinem Vater die Aufforderung, Moltke's „Wanderungen um Rom“ herauszugeben. Er hatte immer eine unbegrenzte Verehrung für dessen Feldherrngröße, wie für die lautere Reinheit seines mit menschlich schöner Bildung gepaarten Characters empfunden, so genoß er die Gelegenheit ihn jetzt hin und wieder zu sprechen. Das folgende Briefchen schien ihm ein rührendes Beispiel seiner so echten, so seltenen Bescheidenheit. Mit recht anderen Wünschen händigen übliche Autoren ihr Manuscript einem Herausgeber ein! — „Berlin 20. Oct. 1878. Geehrter Herr, einer Feder wie der Ihrigen, wird es vielleicht gelingen aus meinen römischen Aufzeichnungen einzelne Fragmente von Interesse zusammen zu stellen. Strenge Sichtung und Auscheidung des Meisten, sowie redactionelle Verbesserung würden freilich nöthig sein. Wenn Sie sich dieser Mühewaltung wirklich unterziehen wollen, so stelle ich das wieder angeschlossene Manuscript gern zur Ihrer Verfügung. Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Gr. Moltke.“

* * *

Sein persönlicher Ehrgeiz — welcher begabte und willensstarke Mensch wäre ohne denselben gewesen — war der Resignation gewichen. Im Sommer 1874 erinnere ich mich in Heringsdorf mit ihm an den Wellen entlang gegangen zu sein. Er kam auf einen guten alten Roman

*) W. E. Forster, liberaler englischer Staatsmann, 1880 Secretär für Irland, gest. 1886. Ein entfernter Verwandter von Emma v. B.

„John Halifax, Gentleman“ zu sprechen. „Sehr fein,“ meinte er, „ist das Ende des Lebenslaufes geschildert. Der Held begann, wie so viele andere, mit voller Kraft, mit den edelsten Absichten, mit den vielversprechendsten Anlagen; er ist sich nicht untreu geworden, keine Katastrophe hat ihn gehemmt, aber es ist doch alles anders gekommen. Der Rhein ist nicht nutzlos, aber recht bescheiden im Sande verlaufen“. Ich war nur ein Kind, aber klar empfand ich, daß er bei diesen Worten auch des eigenen Schicksals gedachte.

Was aber die allgemeine politische Lage betraf, hatte er noch im Februar 1876 seiner Mutter hoffnungsvoll über dieselbe geschrieben. *) „Dir kommt meine Stimmung gewiß sehr sanguinisch vor. Das ist sie auch. Denn die jetzt heranwachsende Generation findet immerhin Verhältnisse vor, die gewiß viel Uebles bergen, aber auch die Möglichkeit des Handelns, also die Mittel das Böse zu bekämpfen — diese Generation findet ein Land für das es sich lohnt zu schaffen, öffentliche Einrichtungen, die es sich lohnt zu bewahren und zu verbessern — mit einem Wort einen Nationalstaat, welcher wohl Probleme, aber nicht Hoffnungslosigkeit darzubieten vermag.“ Er war ja im Grunde Optimist, wohl die liebenswürdigste und — practischste — Ungenauigkeit des Gesichts. Gottfried Keller sagt: „Höher und feiner als die Verachtung ist die Achtung vor der Welt im Ganzen.“ Einmal präzisirte er mir den Unterschied der liberalen und conservativen Weltanschauung folgendermaßen: Wir Liberalen glauben an eine fortschreitende Besserung und bestreben uns sie herbeizuführen, die Conservativen halten eine Besserung für nicht vor-

handen, auch für die Zukunft ausgeschlossen, finden die Gegenwart schlecht, möchten sie aber, als das geringere Uebel, erhalten.

Erfreulich war auch sein Verhältniß zum Hirschberger Wahlkreis. Im Jahre 1878 in die Stichtwahl gekommen, benutzte er eine mit seinen zwei ältesten Töchtern dorthin unternommene Fußreise um persönlich zu wirken und ich erinnere mich deutlich wie auffällig seine echte Freundlichkeit, sein echtes Interesse ihm die Herzen der verschiedenartigsten Menschen gewann. Am 25. Aug. 1878 schreibt er an Theodor v. B. „Die persönlichen Beziehungen sind enge und vertrauensvolle geworden, an jedem Ort den wir besuchten habe ich zwei bis drei mal so viel Stimmen erhalten wie vorher. Im Ganzen hatte ich 8110 Stimmen, Graf Constantin Stollberg 5447.“ Doch war dieses Jahr das kritische der liberalen Partei, von nun an ging es bergab, nie wieder hat sie activ ihren Einfluß bethätigen können, schöne Kräfte zogen sich muthlos zurück, andere verzettelten sich in nur zu oft steriler Opposition. Wie es in Jordanbeck's Leben von der nationalliberalen Partei an diesem Wendepunkt heißt: „Ihre Rolle wurde eine dienende, nicht mehr eine bestimmende.“ Vielleicht wird die Geschichte noch beweisen, daß jenes entagungsvoll selbstlose Ausharren doch reiche ethische Früchte brachte. „Those also serve who only stand and wait“ wie es in Milton's wundervollem Sonett auf seine Blindheit steht. Wahrscheinlicher überwiegen die Schattenseiten dieser dem öffentlichen Leben zugefügten geistigen und moralischen Verarmung.

Als ein Telegramm dem Fürsten Bismarck die Nach-

richt des Hödel'schen Attentats auf den Kaiser brachte, schlug er energisch auf den Tisch und rief aus, „jetzt haben wir sie!“ „Die Sozialdemokraten, Durchlaucht?“ fragte einer der Umgebung. — „Nein, die Liberalen.“ Es ist ihm vollständig gelungen: mit dem Jahr 1878 zog der „neue Geist“ ein.

Im August 1879 schrieb Bismarck dem König Ludwig von Bayern: „Die nationalliberale Partei wird, wie ich hoffe, durch die letzte Reichstagssession ihrer Scheidung in eine monarchische und eine fortschrittliche, also republikanische Hälfte entgegengeführt werden.“ Es ist dies eine, leider bezeichnende, Unrichtigkeit des gewaltthätigen Mannes. Er wußte an wen der Brief gerichtet war, wußte, daß der Vorwurf republikanischer Gefinnungen den Liberalen auch in den weitesten Kreisen allzeit bei uns schadet, er wußte aber auch wie haltlos derselbe sei. Ich fragte ein allseits hochgeachtetes Mitglied dieses linken Flügels, der späteren Sezessionisten hierüber aus. Er lachte: „Auch nicht Einer hatte die geringste antimonarchische, republikanische Neigung, auch bei den Weitgehendsten tauchte dieser Gedanke nicht einmal auf; Alle, ausnahmslos, standen wir, mit Ueberzeugung, auf dem Boden des verfassungsmäßigen Königthums. Aber eine solche Behauptung ist ja zweckmäßig und wohlfeil.“

An Herrn von Stöckmar*) schrieb mein Vater um diese Zeit. „Die Auflösung war gut erdacht. Ich meine die Analogie mit den englischen Wahlen von 1874“ (als Disraeli ziemlich unerwartet mit großer Mehrheit zur

*) Freiherr Ernst von Stöckmar, Sohn des Freiherrn Chr. Fr. v. St. f. S. 109.

Macht kam) „wird Bismarck vorgeschwebt haben. Auch er hat sich aus allen Verstimmungen, die eine Zeit rüstiger Reformen hervorruft, einen Strich zu drehen begonnen um daran die National-Liberalen aufzuhängen. Der Unterschied wäre nur etwa der, daß es sich in England um Gladstone'sche Reformen, hier um Bismarck'sche Reformen handelte! — um Reformen die seine Regierung vorgeschlagen oder angenommen hatte. Der Handwerker klagt über Lehrlingsfrechheiten — also über Gewerbeordnung, der Fabrikant über Bestellungs-mangel — also über den Freihandel; der Eichenschälwirth über Vohheimport, der Getreidebauer über Eisenbahn-Differential-Tarife; die Mütter über „religionslose“ Schulen, also über Maigesetze. „Euch Allen soll geholfen werden“ ruft Bismarck, „die Minister bin ich losgeworden, nun schafft mir die Parlamentarier vom Leibe.“

Im März 1882 schrieb er mir: „Mit meiner Leistungsfähigkeit geht's auch zu Ende. Geschaffen habe ich eigentlich nichts. Der Zweck meines Lebens: in Preußen einen freiwilligen Beamtenstand gründen zu helfen, der die von Privaten besser zu besorgenden öffentlichen Dinge ordnen sollte, ist zerfallen, vernichtet, ausgelöscht durch Bismarck's Verstaatlichung und den Mißcredit, den er jeder freien Thätigkeit bereitet.“

Um diese Zeit wurde einer der vielen Bismarck-Beleidigungs-Prozesse gegen meinen Vater angestrengt. („Bismarck bereichert unsere Sprache,“ schreibt er, „denn bisher hatte Verfolgungswahn einen passiven Sinn, hin-führe einen activen.“) An Mr. Seebohm bemerkt er 15. März 1882. *) „Bismarck's Anklage hat sich lange

verzögert, soll jedoch jetzt, am 28. erfolgen. Einem Laienverstand erscheint eine Verurtheilung unmöglich. Aber Richter, selbst wenn sie gleich den unsrigen ehrenfest und anständig sind, fällen ja manchmal schwer begreifliche Sprüche. Ich sagte nur, nachdem ich die auswärtige Politik Bismarck's warm, ja wirklich überschwänglich gelobt hatte, daß das augenblickliche Programm (April 1881) folgenden Anstrich habe: Ein Gesetz um die Biersteuer zu verdoppeln — dagegen kein Gesetz um die viel zu geringe Branntweinsteuer zu erhöhen — daß dieses mir nicht nur lächerlich, sondern auch im hohen Grade unmoralisch erschiene. Und hierauf stützt sich die Anklage!" An Stockmar schrieb er. „Die Rede habe ich gestern Abend sorgfältig wieder durchgelesen und konnte wie ich zu Ende war, mir nur das Zeugniß geben, daß ich zu mäßig gesprochen.“

„Die Monarchie und der idealste Monarch — bedarf der Kritik — die Kritik kann nur geübt werden durch eine freie Presse und durch Parlamente.“ Und wieder: „Wenn man die gesetzgebende Gewalt von der öffentlichen Kritik der Presse und der parlamentarischen Behandlung emanzipirt, so wird die Gefahr erhöht, daß sie auf Abwege gerieth.“ So sagt Bismarck (Geb. u. Erinner. II 61 u. 68). Sind es denn nur die Minister, welche dieser Kritik nicht bedürfen?

Nach seiner Freisprechung dankt er Mr. Seebohm für dessen Glückwunsch. „Persönlich nehme ich ihn an, nicht für mein Vaterland, in dem fünf durchschnittlich intelligente Richter auf Beleidigung erkannten und zwar auf absichtliche Bismarckbeleidigung, in jener Stelle enthalten welche ich Ihnen im Auszug schickte. Diese Stelle wäre

in keinem europäischen Land, mit allenfalls möglicher Ausnahme Rußlands, stark, noch viel weniger strafbar erschienen. So beklage ich diese mir unerwartete Offenbarung des 28. März, deren Eindruck mir zeitlebens verbleiben wird, wenn ich auch wenig darüber spreche. — Vielleicht möchten Sie wissen, wie die fünf Richter den Spruch motivirten? Sie haben den Berichterstatter der Zeitung zu einer Geldbuße und zu den Kosten verurtheilt, weil er meine, von mir am Tag nach der Versammlung niedergeschriebene Rede der Redaction gebracht hatte. Der liebe, vortreffliche Mensch hatte mein Original, wie er es mit jedem Autographen von mir thut, behalten und die Rede für den Setzer abgeschrieben, folglich hatte er die Rede gelesen, während dies bei den andern Mitgliedern der Redaction nicht der Fall war, sie deßhalb nicht gefaßt werden konnten. Darum wurde auch ich freigesprochen, denn da die Bismarckanklage sich auf meine Rede bezog, tiftelten die Richter heraus — ergo bezieht dieselbe sich nicht auf die geschriebene und gedruckte Rede, sondern auf die gesprochene, und Niemand kann behaupten, daß thatsächlich diese identischen Worte gesprochen wurden. . . . Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß diese merkwürdige Episode in keiner Weise meine Gefühle für Bismarck geändert hat. Mir ist er jetzt wie zuvor — die große Intelligenz des jetzigen Europas — der fast unfehlbare Richter dessen was Deutschland Noth thut, — unerreichbar in großen Europäischen Fragen — der Erfinder einer noch niemals versuchten Deutschen Politik. Unglücklicher Weise dem Haß und der Rachsucht noch mehr als dies bei Despoten üblich ist zugeneigt — und in kleinen Sachen klein.“

An Mr. Bigelow schrieb er am 5. Juni 1882. „Bismarck ist beim Leipziger Reichsgericht um Revision meines Prozesses eingegangen“ und er erzählt dessen Verlauf. „Die Strafe hätte in einer Geldbuße von etwa 500 Mark bestanden. Gewiß eine Kleinigkeit — aber eine Niederlage. Schade, daß Bismarck seine Freunde verkennt. Ich, wie Mommsen,“ (gegen den ebenfalls ein Beleidigungsprozeß angestrengt worden war) „würdigen seine Verdienste, sowohl der Vergangenheit als auch der Gegenwart, verehren sein plastisches Genie noch weit anders als die Tausende welche in blindem Gehorsam ihre Kniee beugen. Seine jetzigen Verdienste sind einfach ungeheuer. Es gelingt ihm ohne Kriegsdrohung, ja unter Hervorheben seiner Friedensliebe eine mehr oder minder zugegebene Herrschaft in Europa einzunehmen. Die einzige Analogie bieten die letzten Lebensjahre Friedrichs des Großen. Kann man es uns aber verdenken, wenn wir uns diese Sachlage ohne eine absolutistische Verschwörung seitens Deutschlands, Rußlands und Oesterreichs wünschen, kann man es uns verdenken, wenn wir unser Volk einer bessern Behandlung als abwechselnde Süßigkeiten und Prügelstrafen für würdig erachten? Sind wir mit Blindheit geschlagen, wenn wir in diesen angeblich zu Gunsten des kleinen Mannes eingebrachten Vorlagen, nur Blendwerk, nur Räder und cäsaristische Gelüste erkennen? Bei uns ist der Freihandel, glaube ich, wirklich gleichbedeutend mit der Entwicklung eines selbständigen Characters. Darum ist Bismarck's Uebertritt zum Schutzzoll durchaus logisch.“ Die Freihandelsfrage war meinem Vater mehr als eine national-ökonomische Richtung, sie war ihm eine Sache

des Herzens, sozusagen eine Religion. Wie im Verkehr der Menschen untereinander, trotz aller Cynismen, aller sophistischen Gegenbehauptungen, anerkanntermaßen Aufrichtigkeit, Entgegenkommen und Wohlwollen schließlich sich doch noch am Besten bewähren, so auch im friedlichen Wettbewerb der Völker. Und diese innerste Ueberzeugung glaubte er auch klar aus der handelspolitischen und national-ökonomischen Geschichte nachweisen zu können, denn er überließ sich nicht nur der allerdings instinctmäßigen Abneigung gegen jene Gesinnung von der Stendhal bemerkt: „Les nations doivent-elles toujours se conduire entre elles comme des jeunes gens mal élevés et présomptueux?“ Zwischen Schutzöllnern, also den Vertretern von Einzelinteressen und ihm bestand eine nicht leicht überbrückbare Kluft; sein intimer Freund, Kammerherr von Behr-Schmolbow war ausgesprochen conservativ, aber im Freihandel stimmten sie überein.

Einen kleinen Freihandelsscherz erzählt er Mr. Seeböhm (6. Juni 1882) *) „Gute Dienste hat ein netter Scherz unsrer Freihandelspartei geleistet. Eine angebliche Petition an den Reichstag, seitens süddeutscher Gutbesitzer und Bauern beklagte sich über die durch den Sect. Gotthardstunnel zugefügte Schädigung und kam um höhere Schutzölle ein. Zu unserem Gaudium wurde die Petition ganz ernsthaft aufgenommen und freihändlerische Blätter citirten entsetzt eine Phrase jener Petition in der nachgewiesen wurde, daß der Tunnel die „durch göttliche Allwissenheit eingesezte Schranke frevelhaft aufzuheben gedente“.

Um dieselbe Zeit schreibt er über England in Aegypten.

*) „Englands Stellung in Aegypten erscheint mir vorzüglich; Bismarck's Weisheit über alles Lob erhaben: — den Einfluß ausüben, da wir allein keine selbstsüchtigen Beweggründe haben — zwei andere Mächte verhindern entweder zu intim oder zu ausfallend zu werden, dabei jeder Partei die volle Verantwortung lassend.“ 11. Juli 1882 an Theodor v. B.: „Marie traf einen amerikanischen Bekannten aus Aegypten, der ihr mittheilte, sein Arabischer Freund habe ihm stets (Winter 1881—1882) gesagt 1) vor Mitte Mai werde es nicht losgehen und 2) den Deutschen werde kein Haar gekrümmt werden, weil Bismarck der nationalen Partei Freund sei.“

Einer der Punkte in welchen mein Vater seiner Fraction nicht zu folgen vermochte (in Armee- und Flottenbewilligungen kam dies auch öfters vor) war die Stellung zur colonialen Ausdehnung des Reichs. An Herrn v. Stockmar schreibt er (7. Sept. 1885) „Die Colonialfrage behandelt Bismarck ein wenig leichtfinnig, als Sport für sich, als Ablenkung für den Deutschen Michel.“ (demselben) „Bismarck will, daß uns der Aequator etwas von unserer Ueberproduction abnehme. Zugleich muß er aber (siehe Congoconferenz) den Freihandel einführen. Ist darin nicht Humor? Und dennoch billige ich das „coloniale Vorgehn“. Und zwar weil es uns „en évidence“ für die Zeit bringt, wo Staaten zusammenbrechen die brauchbare Colonieen haben, wie Brasilien, Holland, Spanien.“ An Theodor v. B. (21. Dez. 1884) „Es ist ein schönes Werk, was dort“ (in Afrika) „vollbracht wird und ich bin stolz darauf, daß unser Vaterland die erste Rolle darin spielt. Gelingt es mir meinen Kopf zusam-

menzunehmen, so gedente ich sowohl bei Kamerun als bei den Dampfern in diesem Sinne das Wort zu nehmen."

Ueber die anschwellende reactionäre Hochflut schrieb er 8. Nov. 1884. *) „Meiner Partei geht es politisch denkbarst schlecht. Wir sind 35, werden möglicher Weise 55 von 400 Mitgliedern sein, sind von der vatikanischen Kohorte abhängig, um allzu heftige Angriffe auf constitutionelle Rechte abzuwehren und gänzlich machtlos eine bedeutende Steigerung der indirecten Besteuerung, welche ein großes Defizit decken soll, zu verhindern. Wenn Sie aber glauben sollten, daß das Land sich hiergegen erheben wird, sind Sie im Irrthum. Erstens: Unsere Regierung ist qua Verwaltung zu anständig und gut — selbst jetzt. Zweitens: Die Wähler haben uns herausgeworfen, weil sie mehr Zutrauen zu Bismarck dem Erfolgreichen haben. Meine eigene Wahl verlief übrigens glänzend — 4300 Stimmen Mehrheit. Auf den Bürger und Bauern können wir allein uns verlassen. Fast alle Mühlen-Fabrik-Besitzer u. dergl. welche früher liberal waren, sind durch Schutzzölle herübergezogen worden. Der Adel aber durch politische Macht und durch Kornzölle."

Der Dezember 1884 brachte meinem Vater die unliebsten parlamentarischen Erfahrungen seines Lebens. Es handelte sich um den zweiten Directorposten im Auswärtigen Amt, den die Budgetcommission abzulehnen empfahl, worauf Bismarck eine leidenschaftlich pathetische Rede hielt, welche im ganzen Land den erregtesten Nachhall fand. Mein Vater war Referent. Dieser Beschluß war, wie er an Emma v. B., ähnlich auch an Theodor v. B.

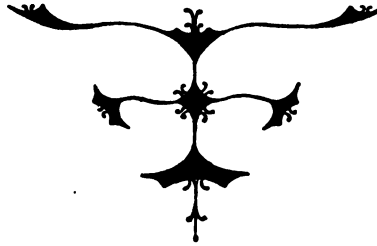
schrieb „damals gerechtfertigt, denn weder die gedruckten Erläuterungen noch die mündlichen der (ziemlich subalternen) Regierungs-Commissarien, enthielten etwas anderes als: . . . Wir erhalten täglich so und so viele Briefe, und ein Director kann diese Zahl nicht überwältigen. Natürlich weiß aber jeder, daß der Director diese Briefe den betreffenden Räten weitergibt, daß, falls nicht genug Räte vorhanden wären, ein großer Fond besteht, aus dem Hilfsarbeiter jederzeit besoldet werden könnten. . . Diese Gründe, sagten wir, können uns nicht imponiren, es muß bessere geben, wenn die Herren weiter nichts anzugeben wissen, so setzen wir vorläufig ab. . . Nach Bismarck's Auslassungen hätten wir aber vernünftiger gehandelt diese geringfügige Kleinigkeit zu bewilligen, als Referent war ich selber machtlos. Aber auch jetzt ließe sich viel für die Ablehnung sagen was aus Bismarck's rein nepotischer Geschäftsführung herkommt . . . „Herbert va remplaceur Busch d'abord et puis Hatzfeldt“ hörte ich zur Bestätigung des Obigen heute Karolyi“ (den österreichischen Botschafter) „zu einem italienischen Diplomaten sagen.“ Den tactischen Fehler sah er vollkommen ein, bedauerte erst später erfahren zu haben, was er trotz langjähriger parlamentarischer Thätigkeit nicht wußte, daß nämlich ein Referent auch gegen den von ihm vorgetragenen Commissionsbeschluß stimmen darf. Diese Niederlage war mit ein Anlaß zur Vereinigung der Liberalen Parteien. Als der linke Flügel der National-Liberalen Partei sich, besonders wegen der Schutzollrichtung, unter dem Namen der Sezessionisten im August 1880 trennte, war selbstverständ-

lich mein Vater gleich Jordanbeck, Stauffenberg, Basker, Richter, Bamberger mitgegangen. Seiner Ansicht nach hat er nie seine Richtung verleugnet, nur die nach Rechts übergegangenen National-Liberalen. An Mr. Bigelow schrieb er (8. März 1884): *) „Wir versuchen unser Möglichstes eine Liberale Partei aus den drei verschiedenen zu schmieden. Seit dem 5. haben wir, nicht ohne meine Beihilfe, zwei vereinigt und ich hoffe, daß die übrigen Liberalen, die noch liberal sind, allmählig auch hinzukommen.“ Dies war die Freisinnige Vereinigung. Seine Hoffnung, den Einfluß Eugen Richter's zu brechen, verwirklichte sich nicht, das fortschrittliche Element trat stark hervor. So wurde mein Vater muthlos, zog sich nach langer, selbstloser Arbeit vom activen Kampfplatz zurück.

An Herrn v. Stockmar schrieb er (15. Sept. 1885) über die Mandatsniederlegung: „Was ich den Wählern draußen und meinen politischen Freunden hier sage ist „rien que la vérité: 22 Jahre Sitzen, 61. Lebensjahr, Chronischwerden gewisser Uebel; Ermüdung; Wunsch der Familie und gemeinnützigen Werken mehr zu leben. „Toute la vérité“ ist es nicht.“ In einem Brief an Theodor v. B. (19. Aug. 1885): „Ich verlasse die Politik aus Gesundheitsrücksichten, habe aber erklärt, daß ich mich nöthigenfalls wieder auf einer Bahre hereintragen lassen würde, wenn sie Eugen Richter herausgeworfen hätten. . . . Ein Brief des Prinzen Carolath hat mir so viel Freude gemacht, daß ich Dir ihn einlegen werde.“ (Der von meinem Vater hochgeschätzte Prinz Heinrich Carolath, hatte in warmen Worten seinem Bedauern über diesen

Schritt Ausdruck verliehen.) An Sir M. Grant Duff schrieb er am 4. Dez. 1885*): „Hoffentlich tadeln Sie meine Mandatsniederlage nicht allzusehr. Aber — meine Gemüthsruhe verließ mich. Es ging absolut nicht mehr. Aus dem gesellschaftlichen Boycott machte ich mir nichts, obgleich dieser alljährlich zunahm und immer weitere Kreise ergriff, sodaß selbst die vortreffliche Kaiserin es nicht länger wagte mich zu empfangen, so daß der Kronprinz vom Fürsten Bismarck einen Tadel einstecken mußte, weil er sich etwas vertraulich mit mir bei Gelegenheit eines kleinen Balles im Palais unterhalten hatte. Aber mehr und mehr empfand ich, daß die Freisinnigen mich nur noch aus persönlicher Achtung duldeten. Mit Ausnahme des Freihandels waren wir fast immer anderer Meinung. Vielleicht tactische Fragen, aber wenn sie peroriren wollten ohne die Initiative zu ergreifen, wollte ich drängen, vorschlagen, trotz Niederlagen zum Volke sprechen, welches anfang zu glauben, daß wir kein Programm mehr besäßen. Auch die Persönlichkeiten sprachen mit, denn die Fäden sind in den Händen von Eugen Richter, mit dem ich fast tägliche Auseinandersetzungen hatte, den aber auf einen „Berg“ zu drängen mir der genügende persönliche Anhang fehlte. So nahm ich denn Abschied. Sonderbarer Weise erhob sich Bismarck nach meiner letzten Rede im Haus“ (in der er zu Gunsten der Kamerun-Colonie aufgetreten war) „meinte die Rede habe ihn „sehr sympathisch“ berührt und schickte mir eine begeisterte Bestellung durch Poschinger, jenen Glücksmenschen, welcher diese wunderbaren Frankfurter Berichte aus den Jahren 1849 bis 1857 herausgeben darf.

Ave cara anima! Nie wieder werde ich seine Wege kreuzen. Obwohl vielleicht Wenige ihn als Politiker so würdigen als ich, ist jede Möglichkeit ausgeschlossen mich in den inneren Angelegenheiten des Landes mit ihm verständigen zu können!"





Maienstr. 1.

VIII.

Die letzten Jahre.

Unspeakable is the importance
of man to man. Carlyle.

È un animatore; appartiene alla
più nobile casta degli uomini. La
sua opera è una continua esalta-
zione della vita: è il continuo
sforzo di comunicare una scin-
tilla alle creature che egli incontra
nel suo cammino.

G. d'Annunsio.

In dem verflossenen Zeitraum hatte sich vielerlei
Freud und Leid im Familienkreis ereignet. Im Jahre 1872
wurde sein jüngstes Kind, ein Sohn, geboren. 1876 starb
seine Mutter; wie dies öfters geschah, war er in den
Osterferien zu ihr gereist, brachte, wie immer, ihr eine
Auswahl seiner auf neun gestiegenen Kinderschar mit.
Noch in ungetrübter geistiger Frische genoß sie seine Unter-
haltung — von ihr sagte er einmal, „bis zuletzt hatte sie
ja noch viel weitere und regere Interessen als ich“ —
dann drückte er ihr die Augen zu. Seinen Schwestern
schrieb er in späteren Jahren am Geburtstag der Mutter.

„Ihr Leben durchlebte sie mit unwiderstehlicher Energie, dabei hatte sie aber das andauernde, bescheidene Gefühl der ungenügenden Kräfte; sie war Eindrücken ebenso zugänglich, als ihren Grundsätzen getreu, unaussprechlich von Liebe erfüllt aber paucorum hominum; ein glücklicheres Dasein ist Wenigen zu theil geworden.“ Der Verlust traf ihn so persönlich, daß als ein Freund in Hinsicht ihrer sechs und achtzig Jahre den tiefen Kummer nicht recht gelten lassen wollte, er etwas gekränkt meinte: „danach fragt man schwerlich, wenn man auf einmal so viel entbehrt!“ Aber noch weit härter, noch weit krasser traf ihn der Tod seiner zweiten Tochter, Ida, eines warmherzigen, begabten Geschöpfes, welches, blutjung, 1881, bald nach einer genussreichen italienischen Reise starb. An Fräulein Amalie Sohr*) schrieb er bald darauf. „Kein Kummer, kein innerer oder äußerer Riß hat das junge Leben gestört, keine Bille kann weißer und goldgetippter ihr Haupt senken. Wir entziehen uns nicht dem Reden von ihr, pflegen im Gegentheil ihr Gedächtniß und wollen's auch bei unsern Kindern thun. Unser Segen soll sie bleiben.“ Und an Herrn von Stockmar: „Daß alle die Knospen einer reichen Geistes- und Character-Entwicklung ganz vergehen und nicht irgendwo zur Blüthe und Frucht kommen sollten, kann ich mir nicht vorstellen und glaube es nicht.“

Das Leben geht aber an kaum geschlossenen Gräbern und kaum geschlossenen Wunden weiter. Reiche Anregung

*) Verfasserin von Rüdert's Leben, auch philanthropisch eine überaus thätige Frau.

brachte ihm seine Amerikanische Reise. Zur Einweihung der Nord Pacific Bahn waren durch den Vorsitzenden Mr. Willard deutsche und englische Delegirte eingeladen worden; Politik, Kunst, Wissenschaft waren bei der Wahl berücksichtigt worden, ich nenne nur die Namen Gneist, Hoffmann (der Chemiker), General von Eylander, Prof. Zittel (der Geologe), Paul Lindau, die hanseatischen Senatoren Gröning und de Chapeaurouge. Am Bord der Elbe 17. Aug. 1883 (an Emma v. B.) „Unser Tender hielt an der Mündung vor Southampton und im selben Moment kam die „Elbe“ in Sicht. Ein herrlicher Anblick . . . Sie ist 420 Fuß lang . . . die Bequemlichkeit weit größer als auf den englischen P. u. O. Dampfern . . . Hoffmann ist ungewöhnlich angenehm, Gneist ist von einer wirklichen Herzlichkeit, ist ganz väterlich zu Marie; jetzt liegen sie oben auf ihren Deckstühlen, plaudern und lesen . . . Der herrlichste klare Himmel und sommerlichste Luft sind auf feuchten Nebel gefolgt. Dieser begann bereits unsere Stimmung zu bedrücken, ließ unsern vorzüglichen Kapitän Tag und Nacht nicht zur Ruhe gelangen und verschaffte uns alle fünf Minuten das gräßliche Nebelhorngeweul. Wir verdankten dieses Wetter den Neufundland-Bänken, deren Grund und Boden von den durch schmelzende Eisberge zurückgelassenen Sandmassen und Granitblöcken besteht. Diese kommen aus Grönland, treiben südwärts, bis sie unter dem Einfluß des Golfstromes schmelzen. Sie bilden eine ernste Gefahr und unser vorsichtiger Kapitän dampfte nicht nur sehr behutsam durch den Nebel, sondern ließ auch die Wassertemperatur regelmäßig messen. Einmal merkte er, daß der Wärme-

grad von 14° auf 2½, plötzlich fiel und wußte, daß wir uns in der Nähe eines dieser Eisberge befänden. Stelle Dir die Verantwortung des Mannes vor, von dessen Umsicht 1326 Seelen abhängen, vom prachtvollen Schiff zu schweigen. Jetzt sind alle diese Schattenseiten geschwunden. Jeder ist überaus vergnügt, bedauert diese vorübergehende Heimath am Sonnabend morgen verlassen zu müssen — auch die denen das Schiff noch vor einigen Tagen ein Ort der Qual gewesen war! . . . Gestern Nacht war nach einem herrlichen Sonnenuntergang Ball auf dem mit chinesischen Lampen erleuchteten Verdeck. Dann überholte uns aber wieder Nebel und das auf sechs Meilen vernehmbare Nebelhorn weckte mich bereits um 4. Mit heißem Kopf ging ich auf's Verdeck, hoffte den Sonnenaufgang zu erleben. Statt dessen dichter Nebel. Zu meiner unaussprechlichen Dankbarkeit erschien aber bald darauf Hoffmann in der selben Absicht und wir plauderten zusammen.“ Dann begann die Durchquerung des ungeheueren Continentes in jenen mit fürstlichem Luxus eingerichteten „presidential cars.“ (Ein jeder kostet 25000 Dollars; die folgenden Schilderungen sind fast eine Vorahnung jenes einzigen, mit Recht berühmten Kapitels in Rudyard Kipling's „Captains Courageous.“) Alles war vorbedacht worden, Lebensmittel, Wagen, Pferde für diese große Gesellschaft. Vierzig Millionen Morgen waren durch diese Rieseneisenbahn dem Verkehr, der Bebauung eröffnet worden. „Wir bilden eine recht nette Gesellschaft. Graf Lippe, der österreichische Geschäftsträger . . . Herr v. Mohl, Herr v. Eisendecher und Gemahlin . . . Villard und seine Familie sind sehr merkwürdige, bedeutende

Menschen. Unter den Engländern gefällt mir der Richter, Sir James Hannen, ganz besonders. Zu den Mahlzeiten in unserm Wagen kommt immer Karl Schurz, ein überaus anziehender Mensch." Hoch interessant war der Ausflug den mein Vater mit einigen Reisenden nach dem erst kürzlich entdeckten, früher feuerspeienden Berg Tacoma machten. „Douglas-Riefen haben wir von 276 Fuß Höhe gesehen . . . zu Pferde ritten wir 25 (englische) Meilen, durch den schönsten Wald, den ich noch jemals gesehen habe. Diese und die folgende Nacht verbrachten wir unter Zelten; sie waren vorn geöffnet und dazwischen flackerte ein riesiges Feuer. Wir schliefen in Decken gehüllt und zwar vorzüglich, trotz der Härte des Bodens. Am andern Tag bestiegen wir den 14400 Fuß hohen Mount Tacoma, wir waren 12 Stunden unterwegs, fast ausschließlich zu Fuß. Einige der schneebedeckten Aufstiege waren ziemlich steil und wenn es über Schnee ging, wurden wir angefeilt . . . Was malerische Schönheit und Großartigkeit betrifft kann Tacoma es mit den bekanntesten Alpenlandschaften aufnehmen, dies war auch die Ansicht von Bryce" (Professor in Cambridge) „und Zittel. Dazu kommt nun noch der Reiz jener herrlichen Wälder und das besondere Interesse des einstmals feuerspeienden Berges." . . . Dann schilderte er ausführlich die Wunder des Yellowstone = Park und seiner 5000 Geysir. Es war ein anstrengender Ausflug und „etliche unserer Berliner meinten, um bloß den Ganssout-Springbrunnen zu sehen, wäre es eigentlich unnöthig gewesen den angesammelten Staub des ganzen Tempelhofer Feldes zu verschlucken. Ich hingegen nenne es einen herrlichen Ritt durch meilenweite Wälder

an tausenden von heißen Quellen und Seen und Geysern vorbei — ganz wunderbar war es! Viele Touristen haben bereits diesen erst eben eröffneten National-Park besucht. Unter ihnen sahen wir bezeichnende Züge amerikanischen Lebens, Illinois und andere Farmer, welche mit ihren Familien eine „Sprikfahrt“ unternahmen. Der Leiterwagen war mit allen Bedürfnissen besetzt, vorn saß Mutter mit einigen Kindern. Die älteste Tochter, wie auch der Vater, rittlings zu Pferd. So bedurften sie keiner Gasthöfe, hatten alles Nothwendige zur Verfügung, denn Gras für die vier Pferde giebt es in Hülle und Fülle. Anscheinend genossen sie alles außerordentlich, wahrscheinlich mit ähnlichen Gefühlen als jener Farmer, der seine Frau auf eine der Abendgesellschaften beim Präsidenten führte. Erst tränkte ihn die Ungleichheit der Vosse; er mußte im Schweiß seines Angesichtes arbeiten, hier im „White House“ lebte sein Präsident in Hülle und Fülle, dann aber meinte er: Na Alte, schließlich gehört dies alles uns ebenso gut wie ihm. — Es war ja eine recht ausgedehnte Reise von Livingston, beim Eingang des Yellowstone-Park, bis Saint Paul und Chicago, 4 Tage und 3 Nächte und dann mit nur einer halbtägigen Unterbrechung in 19 Stunden nach Niagara. Um so besser bekommt mir hier (am Niagara) die Ruhe; ich schlafe vorzüglich, nehme die Sehenswürdigkeiten allmählig vor, und während ich lese oder einnickle malt Marie. Thatsächlich war diese lange Reise nicht angreifender als ein einziger europäischer Reisetag. Wenn ich auf die ganze Zeit zurückblide, kann ich meiner Dankbarkeit garnicht genügend in Worten Ausdruck verleihen.“ Dann reisten wir nach Canada. „Du kannst Dir garnicht

denken," schreibt mein Vater an Emma v. B., „wie verschieden die Canadier und die Amerikaner wirken. Diese immer unruhig und unterwegs, jene, befriedigt — und träge Die Bevölkerung von Montreal besteht hauptsächlich aus französischen Canadiern, aber alle Adressaufschriften sind englisch. Sie sprechen ein etwas eigenthümliches Französisch, sind ultra katholisch, aber überaus loyal der Englischen Krone ergeben und bebauern die seit der Revolution eingetretene Verwilderung der „belle France.“ Die Vereinigten Staaten verabscheuen sie geradezu . . . kein Politiker, keine Zeitung wagt die Trennung von England vorzuschlagen.“ In Ottawa, dem Sitz der Regierung, waren wir die Gäste des damaligen General-Gouverneur, des Marquis von Vorne und der Prinzessin Luise, (Tochter der Königin von England). „Ottawa ist ein langausgestreckter Ort mit hübsch bewegtem Gelände. Auf einem der Hügel erhebt sich das prachtvolle Parlamentshaus, welches neue Anbauten erfordert, so wachsen die Geschäfte an. Nicht weit von der Stadt gelangt man durch eine Pförtnerwohnung in einen englischen Park und fährt dann an einem anspruchlosen aber weitläufigen Gebäude vor, welches innen überaus geschmackvoll eingerichtet ist, ein richtiges englisches „home“. — Englische Gouverneure vertreten bekanntlich unmittelbar den Herrscher, haben Adjutanten, einen quasi-Hofstaat, zu dem in diesem Fall Hofdamen der Prinzessin hinzukamen. So streng ist aber die Etiquette, daß selbst in diesem Ausnahmefall die Gattin ihrem Gemahl, solange er die Königin vertrat, den Vortritt zu lassen hatte. — „Seine Excellenz“ ist die verkörperte Liebenswürdigkeit und führt uns überall selbst

umher. Gestern besahen wir die großartigen Parlamentshäuser mit ihrer geschmackvollen Bibliothek. Dann Nachmittags unternahmen wir einen wundervollen Spaziergang durch einen Park am hübschen Ottawa-Fluß entlang . . . Die Prinzessin spricht meistens mit uns deutsch, ist überaus natürlich im Gespräch, welches sie gern auf interessante Gegenstände hinüber leitet.“ Von Canada reisten wir weiter nach Boston, welches uns durch den Bishop Philip Brooks verschönt wurde, dann nach Newport, wo wir beim alten Bancroft in seinem entzückenden, inmitten von Rosen, dicht am Meer gelegenen Landhaus wohnten — besuchten noch Philadelphia, Baltimore und Washington, wo wir die mit Güte überhäuften Gäste des früheren Berliner Gesandten, Bancroft Davis waren. Ueberall wurden wir mit einer Gastfreundschaft empfangen, welche man nie vergißt. Nach einem Aufenthalt beim lieben Mr. Bigelow am Ufer des herrlich, zwischen bewaldeten Höhen dahinfließenden Hudson und dann in New-York verließen wir, um vielerlei Eindrücke bereichert, die neue Welt.

„Der Amerikanische Volkscharacter übertrifft meine Erwartungen“ schrieb mein Vater. „Zweifelloß begegnete man viel kindlicher Eitelkeit und Prahlerei, aber ersteres beruht auf der harmlosen Naivetät dieser Menschen, letzteres wohl auf der vielfach ungerechten Beurtheilung seitens englischer und anderer Schriftsteller. Sie sind eine Erobererrasse, wollen als solche behandelt sein. Die Französischen und Spanischen Vorgänger verschwinden, fristen nur noch ein kümmerliches Dasein. Deutsche und Scandinavier zeigen sehr viel Energie —

aber ihre Kinder sind Amerikaner. Kein Wunder, daß ihre großen Erfolge, ihre guten Geseze, zunehmende Volksbildung, ihr Hang zum Höhern, ihr Gefühl einer sittlichen Verantwortung, daß alles dieses in ihnen den Glauben erweckt, daß eine in der Menschheitsgeschichte noch ungenannte Kultur ihnen vorbehalten sei. Ein angenehmer Zug ist ihre Selbstbeherrschung, sie gebrauchen keine gemeinen, nicht einmal grobe Redensarten und sind höflich, lassen sich nicht gehen . . .

(An Sir Mountstuart Grant Duff) „Am meisten bewunderte ich am Amerikanischen Volkscharacter ihre große Sangmuth und Geduld. So eine dichtbesetzte Pferdebahn in New-York wird von jedem Lastwagentutscher, dem das Vordrängen gelingt, aufgehalten, so daß man oft 80 Minuten zu einer Entfernung von 20 Minuten gebraucht. Natürlich sitzen nur Geschäftsleute darin und doch kein Wort, keine Miene des Aergeres. Ich traute kaum meinen Augen und sah mehrere fragend an, worauf sie nur lächelten. Was mir am wenigsten zusagte, war das anmaßende Selbstgefühl. Ich erklärte es mir durch die Abgeneigtheit der Engländer den Amerikanern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn vor allem liegt es ihnen daran von Engländern für voll angesehen zu werden. Unter oberflächlichen Ausdrücken des Wohlwollens und der Abneigung entdeckte ich stets eine tiefe, wenn auch unausgesprochene Verehrung. Aber es wurmt die Amerikaner nicht als Ebenbürtige behandelt zu werden, sie die Nachkommen der Kleinbürger seitens der Familien, zu denen einst die Vorfahren heraufblickten.“ . . . An Mr. Seeböhm schrieb er später eine ihm dort in Amerika gekommene Beobachtung*): „Mir sieht

es so aus als trieben weltbewegende Gedanken und Thaten von einer Völkerguppe zu einer andern herüber, die verlierende Gruppe ist aber die der lateinischen Nationen. Dies wurde mir handgreiflich klar in den unbebauten Steppen von Montana, als die gesammte „gebildete Welt“ ihre Vertreter zur Vollendung der riesenhaften Nord Pacific-Bahn sandte, jene gebildete Welt bestand aber schließlich nur aus Amerikanern, Engländern und Deutschen mit einigen wenigen Scandinaviern. Doch war kein Volk von der Feier ausgeschlossen worden; aber diese Völker, welche Nord-Amerika allein colonisiren, schienen mir allein das thätige Prinzip der Menschheit zu vertreten. Früher war dies nicht der Fall, man denke nur an die Vormacht von Portugal, Spanien und Frankreich. — Darauf stellt sich einem die Frage, sind vor allem die Elemente in den jetzigen teutonischen Rassen ausgebildet, welche Erhaltung und Fortschritt versprechen — oder weisen sie auf Verfall? Allerdings scheinen mir größere Bestrebungen unter den Amerikanern, Engländern und Deutschen ersichtlicher als unter z. B. den Franzosen und Italienern, welche Beide auf ihrer alten Kultur ruhn, ohne in dem Maße mit neuen Problemen zu ringen. Dann zeigt sich in der Volkswirthschaft das merkwürdige Zusammentreffen, daß nur jene deutschen Rassen sich gesunder Finanzen erfreuen . . . Im Großen und Ganzen sind die Aussichten unserer Kinder gut.“

Das traurige Jahre 1888 brach heran. Obwohl mein Vater den Kronprinzen nicht oft sah, schenkte dieser ihm stets, kamen die seltenen Gelegenheiten, das alte Wohlwollen und Vertrauen. So erzählt ein Brief

an Theodor (30. Aug. 1881) vom „wunderbar glücklichen Tag in Coblenz. Ich fuhr mit dem Kronprinz in seinem adytum von Coblenz bis Köln im vertrautesten Gespräch, auch über politische Dinge, das ich seit Jahren mit ihm oder mit irgend jemand gehabt habe. Seine Herzensgüte“ (es war kurz nachdem mein Vater die Tochter Ida verloren hatte) „übersteigt jede Erwartung.“ Neben der persönlichen Anhänglichkeit und Verehrung war ihm der Thronerbe ja auch die kommende Verwirklichung einer politisch gesunderen und besseren Zeit.

Am 25. Nov. 1887 schrieb er Herrn von Behr: „Wie ein Alp lastet die Sorge um den lieben Herrn auf unserm Gemüth.“ Zur selben Zeit an Frau von Stockmar aus England: „Hier zu Lande ist eine Liebe sonder gleichen dem hohen Patienten erwachsen. Nicht die Gesellschaft allein, über deren Empfindungen Lord Arthur Russell unter Anderm berichtet, nein auch das Volk empfindet für unsern Kronprinzen die innigste Theilnahme, redet von nichts Andrem, bewundert die heldenhafte Geduld und Sanftmuth, fürchtet zitternd in ihm einen Freund alles Guten zu verlieren.“ — Am 1. Dez. 1887 an seine Schwester Francis: „Kürzlich schrieb mir Frau v. Stockmar einen Brief ab, den sie von der armen Kronprinzessin mit der Weisung ihn mir mitzutheilen erhalten hatte. Es war ein bedeutender Brief, zeigte ihre große Geistes- und Willens-Stärke. . . . Meine sehnlichste Hoffnung geht dahin, daß ihm noch eine gewisse Anzahl von Jahren, ja wären es selbst Monate, zuertheilt werden möge, damit er einige seiner langgehegten, ausgereiften Gedanken verwirklichen könne. Es wäre ein großes Glück für das Land

wenn man einsehen lernte, daß noch andere Grundsätze mit Vaterlandsliebe und gesunder Politik vereinigt werden können. — Merkwürdig ist was Bismarck vor etwa sechs Wochen, Herrn Friedberg, unserm Justizminister sagte. Dieser war früher ein Vertrauter des Kronprinzen, ist noch immer sein Freund, wenn auch schon längst nicht mehr liberal. Bismarck klagte: Nachts kann ich nicht schlafen. Die Möglichkeit, daß der Kronprinz sterben könnte, läßt mir keine Ruhe. . . Natürlich kann man ausrufen — reine Comödie. Aber ich glaube, daß es aufrichtig gemeint ist. (Daß er diese Worte sagte, ist ganz gewiß, denn Fr. v. S. wiederholte sie mir brüthwarm, nachdem Friedberg sie ihr wiedererzählt hatte. Ich stehe Friedberg nicht mehr nah, obwohl wir noch immer freundschaftlich verkehren.)“ Mein Vater hatte stets geglaubt, daß der Kaiser Friedrich Bismarck im Amt erhalten würde. Im Jahre 1883 schrieb er hierüber an Sir M. Grant Duff: *) „Was Bismarck anbetrifft, bin ich ziemlich sicher, daß seine Dienste, so lang er dienen kann, in Anspruch genommen werden. Ich halte es sogar für möglich, daß er beim Regierungswechsel sagt: Unter dem Kaiser Wilhelm war absolutes Regiment nöthig, unter Eurer Majestät will ich constitutionell regieren. Denn die deutsche Politik ist so vollständig auf Bismarck zugeschnitten worden und es ist ihm so gänzlich mißlungen — wenn er es gewollt hat: — Schule zu machen, fähige Nachfolger heranzuziehen, die Möglichkeit einer Reform anzubahnen, daß Kaiser Wilhelm's Nachfolger wohl vor der übermenschlichen Aufgabe zurückschrecken möchte. Ohnehin findet er sein Band von verrätherischen oder zaghaften

Freunden oder blutdürstigen Feinden umzingelt." Dann am 17. März 1888 an Mr. Seebohm. *) „Ihr Brief war mir eine Erquickung in der dürren Wüste durch welche wir jetzt wandern. Ich will nicht behaupten, daß sich viel an der europäischen Sachlage verändert hat. Bismarck wird den neuen Herrn so finden, wie er mir 1868 sagte, daß er ihn während des Oestreichischen Feldzuges in Nikolsburg — gefunden hatte: „Den einzigen vernünftigen Menschen der ganzen Gesellschaft.“ — Aber in der innern Politik steht es schlimm. Die äußerste reactionäre Partei besißt alle Stellungen und Aemter, allen Einfluß im Land. Sie haben wirklich jeden Mann von liberalen Ansichten herausgebissen. Selbst in unsern Universitäten werden nur fanatische Conservative gewählt. Dieselbe Richtung, mit einem scheinheiligen Firniß versehen, hat jetzt auch in K. . . einen offenen Anhänger gewonnen. In diese, leider nicht übertriebene Sachlage, fällt der Anfang der neuen Regierung. Hierin läge ein Trost, denn der neue Herrscher ist wohlwollend und glaubt noch an die Menschheit. Aber leider gilt er für sterbend, wird deshalb, selbst wenn sein Leben ihm jenseits der von den Aerzten gestellten Frist verlängert werden sollte, keinen Gehorsam finden. . . Kaiser Friedrich wird versuchen der Verwaltung einen liberaleren Geist zu verleihen, diese Versuche werden, wenn er deren Nutzlosigkeit erkennt, sein Leben verkürzen. Durch geschicktes Aufschieben wird die Partei alles hinzuhalten verstehen.“

Als das ergreifendste Trauerspiel unserer Tage vorüber war, schrieb er am 25. Juni 1888 an Mr. Seebohm. *) „Ganz zerschmettert und gebrochen habe ich noch

nicht für Ihre so rührende und echte Theilnahme in diesem furchtbaren Zusammensturz so vieler nationalen und internationalen Hoffnungen gedankt. Erst hatte mich der Regierungsanfang des armen Kaisers enttäuscht. Anscheinend hatte er selber seine beiden Proklamationen herabgestimmt, um jede Opposition Bismarck's zu vermeiden, denn in den letzten Jahren hatte er doch die Nothwendigkeit eingesehen diesen im Amt zu belassen. Alle Minister seines Vaters blieben! Als zu Ostern die übliche Amnestie erlassen wurde, fehlte gerade die Kategorie, auf welche es uns besonders ankam, die der Sozialdemokraten. Erst gestern lernte ich, daß der Kaiser im bestimmten Glauben, diese seien mit aufgeführt, unterzeichnet habe! Dies zeigt auch recht die doppelzüngige Politik des Ministers! Wie gesagt, Viele von uns waren enttäuscht, aber das treue Volk hatte Entschuldigungen und Erklärungen bereit. Dann, zuletzt wählte er den Kampfplatz gut, zwang durch seine alleinige Willenskraft den Mann seinen Abschied zu nehmen, der recht wohl unserm Land ein Polignac hätte werden können, ich meine Herrn von Puttkamer. Es handelte sich um die Wahlfreiheit, eine grundlegende Forderung der höchsten Bedeutung. Bismarck, anders wie sonst, verhielt sich passiv. So ist Kaiser Friedrich's Regierung die Regierung einer einzigen That, aber nicht nur scheint mir das ausreichend für 99 Tage, sondern diese That wird uns ein Eckstein, wird den Gegnern ein Aergerniß bleiben. Jetzt wird Niemand leugnen können, daß von den ersten beiden Kaisern der eine ein Liberaler auf dem Throne war. Rührend ist es wahrzunehmen wie das Volk seinem aufrichtigen, reinen, wohlwollenden Freunde nachtrauert.

Nährend ist auch die Liebe in Ihrem Land. Niemals habe ich die Kaiserin (Friedrich) mehr als in diesen letzten Zeiten bewundert. Denken Sie sich, an dem schrecklichen Donnerstag vor dem Ende verfaßte sie einen langen Brief an den Vorstand der Victoria-Schwestern über eine wichtige Pensionierungs-Angelegenheit; unser Vorsitzender erhielt denselben in der Todesstunde des Kaisers! Während vier Tagen und vier Nächten kam sie nicht aus den Kleidern, als alles vorüber war, fand man ihre Füße angeschwollen und mit Blasen bedeckt. Was sie im intimen Kreis gesprochen hat, war einfach und weiblich, demüthig und ergeben, auch was erlittene Willkür betraf."

(3. Aug. 1888 an Mr. Bigelow) *) „Treitschke's Auslassungen über die „Zwei Kaiser“ sind, um es gelinde auszudrücken, merkwürdig. Diese ungeschminkte, offenkundige Anpreisung des Absolutismus als der begehrenswerthesten Regierungsform für das Deutschland am Schluß des Neunzehnten Jahrhunderts ist mir doch, trotz Allem, überraschend." (18. Oct. 1888 an Seebohm) *) „Macht und nur Macht ist das Ziel des jetzigen Deutschlands, wie derjenigen welche vorgeben ihm zu dienen. Jedes Ideal wird verachtet. Aber — das Land gedeiht." (17. Oct. 1887 an Bigelow) „Bismarck macht Deutschland groß und die Deutschen klein." Lord Reay, einem andern befreundeten liberalen Politiker, mit dem er viel correspondirte, schrieb er am 10. März 1891 über die Lage: *) „Was Sie über die Gefahr den arbeitenden Klassen den Hof zu machen sagen, ist vollkommen richtig, sowohl bei Ihnen wie bei uns; diese Richtung ist eine thatsächliche Revolution. (Dann nach einer Schilderung der deutschen auswärtigen

Politik) Sie ersehen hieraus, daß ich Wilhelm II die höchsten Beweggründe zuschreibe."

Dem in Paris weilenden, etwas unter dem Einfluß französischer Politiker stehenden Freund Bigelow schrieb er 13. Jan. 1891 über die, nur in Frankreich überhaupt noch existirende Frage der Reichslande: *) „Glauben Sie ja kein Wort über eine friedliche Verzichtleistung auf Elsaß-Lothringen, oder, was auf dasselbe herauskommen würde, aber den Friedensaussichten noch gefährlicher wäre, an eine Umwandlung der Provinzen in einen selbstständigen Staat. Sie werden doch keinen Augenblick bezweifeln, daß ein solcher Staat sofort ein Brutheerd französischer Intriguen werden würde. . . Bei uns in Deutschland würde ein Jeder gern den einen lothringischen Streifen abgeben, wenn es sich nicht um Metz handelte, diesen unvergleichlichen Ausgangspunkt für den achtzehnten (ich glaube das wäre die richtige Ziffer) französischen Einfall in deutsches Gebiet. Daß wir aber einen rein deutschen Randstrich, deutsch durch Ursprung und Sprache, aufgeben sollten, würde Niemandem hier einfallen. In den Siegen von 1870, nicht in deren naturgemäßer Folge, ist die Ursache der französischen Wuth zu erblicken.“ Als Mr. Bigelow wieder auf den Gegenstand zurückkam, fuhr er am 24. Jan. 1891 fort: „Wie herzlich hätten Sie gelacht, hätten Sie den neuesten französischen Scherz nicht in Paris sondern hier in meinem Zimmer vernommen. Diese hervorragenden Schauspieler haben eine so einschmeichelnde Art einem die Börse abzuverlangen, als brächten sie und nicht wir ein Opfer! Welchen Ersatz bieten sie uns denn für jene directe oder indirecte Verzichtleistung (und Beides

wäre, glauben Sie mir, gleichlautend) von Elsaß-Elsringen? Ihr Wohlwollen? Und Sie, ein Geschichtsforscher und Psychologe glauben, daß die Franzosen jene ansehnliches verlorenen Schlachten vergessen könnten? Unmöglich! Deswegen versuchen wir einen festen Riegel vorzuschieben, so wie die Natur den Britischen Inseln einen vorgeschieben hat. Und noch im Winter 1847 auf 48 versuchte der Prinz von Joinville Frankreich zu bewegen in England einzufallen um Waterloo zu rächen. Als mein verstorbener Freund, Johannes Brandis, 1869 Prévost Paradol in Paris besuchte, sagte der Franzose: „Darauf können Sie sich gefaßt machen: Gewinnen wir, behalten wir das linke Rheinufer; gewinnen Sie, so werden Sie Elsaß behalten.“ — Wir haben Elsaß nicht vergessen. — Ein Bekannter von mir, welcher sich dort aufgehalten hat, nicht nur als Tourist dort reiste, erhielt überall die gleiche Antwort: „Zeigt uns, daß Ihr entschlossen seid uns zu behalten, zeigt es uns in dem kommenden Krieg, den die Franzosen ja planen, und dann nachher werdet Ihr uns schon anhänglich finden. Aber jetzt — jetzt wollen wir es nicht mit Weiden verderben.“ Eine Bauernlogik, aber erklärlich und entschuldbar.“

Nach den für die Liberalen unglücklichen Wahlen vom Sommer 1893 schrieb er (5. Juli) an Frau v. Stodmar. „Bismarck ... hat Individuen, Stände-Klassen jahrelang gelehrt, rücksichtslos Jeder nur sein eigenes Geldinteresse zu verfolgen, ja noch mehr — zum Vortheil desselben die Gesetzgebung zu verwenden. Was soll da eine auf Individualismus, Freihandel, gleichem Recht für Alle und freie Bahn für jede ehrliche Arbeit begründete Partei? Sie hat nichts

zu verheißen. Sie hat nirgendwo auf Verständniß, auf Einfluß, auf Macht zu rechnen." Derselben, 8. Juli 1893. „Hier ist, wie ich von verschiedenen Seiten vernehme, Miquel der kommende Mann. Wenn der zugegen ist, will der Kaiser mit keinem Andern reden. Den Conservativen ist er „a new Daniel“. In früheren Jahren verkehrte ich mit dem geistreichen Mann recht viel. Die leidige Politik hat uns geschieden. „Il a les défauts de ses qualités“, man ist nicht ungestraft schöpferisch in immer neuen Auskünften und Mitteln.“ 2. Febr. 1894 an Mr. Seebohm: „Ich will nichts über Deutsche Politik schreiben. Meine Augen erblicken nur eine riesige, musterschaft organisierte Mühle in deren Schlund immer mehr Ergebnisse des auf einen armen Boden vergossenen Arbeitschweißes herunterbefördert werden. Immer neue Steuern oder gesteigerte alte. Nirgend etwas Begeisterung erweckendes, nirgend Wohlwollen und Mitgefühl. Wohl aber Pomp und Pracht. Was mich am meisten überrascht, ist, daß trotz der allgemeinen Mißstimmung, trotz der Spannung an unsern beiden Grenzen, trotz großer Verluste durch Amerikanische, Portugiesische und Spanische Papiere eine ungeheuere Thätigkeit in jedem Erwerbszweig herrscht und die Wohlfahrt zunimmt.“

Mein Vater ließ jedoch die großen Ergebnisse der letzten Jahrzehnte nicht durch die so lebhaft empfundenen Mißstände verdunkeln. (15. Sept. 1885 an Mr. Seebohm) *) „In Bamberg sagte ich Hildegard“ (der jüngsten Tochter) „wie Deutsche meines Alters die jüngere Generation beneiden. Diese erblicken im Kaiser Heinrich II oder Konrad III einfach die Vorläufer unserer jetzigen

Herrscher. In ihrem Alter lernten wir ja alle Kaiser auswendig, sie standen uns aber nur etwas näher als die Könige von Castilien und Arragonien." Demselben schrieb er 26. Jan. 1896 über den Jameson'schen Einfall. „Kaum wage ich diesen plötzlichen Ausbruch der Gehässigkeit zwischen unsern beiden Ländern zu berühren. Die Briefe aus England melden einstimmig, daß keine solche Kampflust seit Jahrzehnten vorgekommen sei — „nicht seit dem Krimkrieg“, sagte Sir Frank Bascelles“ (der englische Botschafter in Berlin) „als er uns vor etwa einer Woche freundlich besuchte. . . . Offengestanden verstehe ich nicht wie die moralische Seite dieses feindlichen Einfalls in das Gebiet eines verwandten, gottesfürchtigen Volkes von der gesamten englischen Presse anscheinend so gleichgültig aufgefaßt worden ist . . . Unter den sogenannten berechtigten Klagen gelingt es mir nicht auch nur eine stichhaltige zu entdecken. Selbst die Vereinigten Staaten verlangen einen fünfjährigen Aufenthalt, ehe sie das Wahlrecht verleihen. Und wenn ich mich nicht irre, muß eine Erklärung abgegeben werden, daß der Betreffende vor hat sich dauernd niederzulassen. Den englischen Bewohnern von Johannesburg fällt aber alles dieses garnicht ein. Jedem politischen Körper ist Selbsterhaltung das oberste Gebot, wie kann man also von Krüger verlangen, daß er die Regierung des Boerenlandes den Boeren entziehe und sie Fremden gebe!“ Nun noch aus dem letzten politischen Brief meines Vaters; mit zitternder Hand schrieb er ihn zwei und ein halb Monate nach seinem Schlaganfall in Baden-Baden an Mr. Seebohm. 13. Juni 1896. „Ich bin ganz verzweifelt über die Rich-

tung der Politik hier wie bei Ihnen. Die *signatura temporis* in beiden scheint mir Mangel an Vertrauen zum Fortschritt der Menschheit, das Zurücknehmen früherer Schritte. Die ganze Legislatur all dieser Jahre bezweckt fast ausnahmslos nur die Untergrabung der liberalen Gesetzgebung von 1866 bis 1876. Während dieser Zeit hatten wir zwar nicht die Regierung in Händen, wohl aber die parlamentarische Majorität, modelten nicht die Verwaltung, wohl aber die Gesetze mit Rücksicht auf höhere Grundsätze."

Ich bringe nichts mehr über die politische Seite seines Lebens, ich glaubte aber mich nicht kürzer fassen zu können. Vielleicht birgt das Gebrachte auch ein trauriges Interesse, vielleicht sind es keine ganz werthlosen Dokumente einer unterlegenen Partei. Es glauben, selbst heute, doch nicht Alle, daß, wie Grillparzer sagt:

„Erst der Erfolg des Wollens Werth bestimmt

Der reinste Wille werthlos — wenn erfolglos.“

Er schrieb selber ein mal, „nichts ist so irreleitend als Briefe“, aber immerhin schien es doch sicherer ihn möglichst oft selber zur Sprache gelangen zu lassen. Leider mußte ich allzu oft übersetzen, nicht nur weil er naturgemäß bei den auswärtigen Freunden vor allem auf den brieflichen Verkehr angewiesen war, sondern auch weil ich die etwas bedenklich stimmende Wahrnehmung machte, daß während in England mir fast alle verlangten Briefe eingehändigt werden konnten, ich bei unsern deutschen Bekannten nur zu oft die Nachricht erhielt, daß „alle erlebigen Briefe grundsätzlich vernichtet wurden.“ Und in diesen Fällen handelte es sich nicht um die sonst wohl-erklärliche Angst der zur Miethe wohnenden Berliner

vor jedem überflüssigen Ballast, sondern um die Bequemlichkeit, oder — Vorsicht von Bewohnern eigener Häuser. Sollte meine Erfahrung keine vereinzelte sein, steht es schlimm um die Kulturbilder und intimen Memoiren, ja um die Geschichte der kommenden Zeit.

Etwas von seinem Wesen haftet doch hoffentlich auch an diesen zusammenhangslosen Auszügen. Vielleicht genug um Aussprüche wie die folgenden begreiflich erscheinen zu lassen. Mr. Bigelow schrieb seinem Sohn, als er von meines Vaters gefährlicher Erkrankung hörte. *) „Falls ich wieder nach Europa kommen sollte, würde ich Niemanden so vermissen. Keiner meiner Bekannten war so gleichmäßig anregend, interessant und hochdenkend im Gespräch.“ Und Sir Mountstuart Grant Duff schrieb — es sei einer der interessantesten Männer, denen er jemals begegnet sei, meinte kaum noch ein anderer habe, seines Wissens, so die Fähigkeit besessen die politische Seite der Ereignisse, in deren Mitte er sich befand, zu erfassen. Ob mein Vater sich aber zum Parlamentarier eignete? Zum politischen Erfolg gehört ein flotter und doch massiver Prestekostil, eine subtile Finselführung, gebrochene Töne werden meistens übersehen. Auf jeden Fall fehlte ihm das geeignete Temperament, die Fähigkeit alle persönlichen Angriffe als etwas Neußerliches abzuschütteln oder wenigstens durch frisch freien Debattenkampf, durch die Aufregung des Rede-Duells den Hauptärger zu besiegen. Zu seinem Glück trug die Politik nicht bei, sie brachte ihm Herzeleid, Enttäuschung, Entfremdung.

Aber viel Anderes in seinem Leben war besonnen, er besaß und pflegte die Beanlagung zu schönem Genuß. „Oft frage ich mich,“ schrieb er (30. Dez. 1891) an Mr.

Seebohm, „welcher geheimnißvolle Bestandtheil des menschlichen Daseins die Thatsache des Lebens so angenehm gestaltet, selbst nachdem die Schatten sich verlängern und die Wolken sich ballen. Meine Antwort ist dann tautologisch: man genießt das Leben, weil Leben ein Genuß. — Aber das Ergebnis solcher Betrachtungen ist dann immer der Entschluß, soweit als möglich die Beschäftigungen welche höhere Freuden bieten zu pflegen, und dann, meinen Liebsten einen unbewölkt sonnigen Himmel zu zeigen, soweit meiner Natur dies gegeben. Denn ihr Antheil an den Freuden dieser Welt hängt doch auch etwas vom Einfluß des Mittelpunktes ihres augenblicklichen Lebens ab.“ (1885) Selbst während seiner politisch niedergeschlagensten Zeit schreibt er über einige in Gries bei Bozen verlebte Monate der völligen Erholung: *) „Ich glaube, daß ich die „Austria“ noch mehr als irgend ein anderer ihrer Insassen genieße. Keinen Moment der Langeweile, meine Gesundheit verhältnißmäßig vorzüglich, Spaziergänge u. dergl. ganz nach meinem Geschmack und die Lust wie geschaffen um einem litterarischen Thätigkeit zu erleichtern.“ Wie allseitig beliebt war er auch in diesem Gasthof, wie dankbar empfanden die verschiedenartigen Kranken seine Anregung und Theilnahme. Er hatte nicht nur Mitleid, das, wie Jean Paul sagt „den Weibern leichter wird“, sondern auch „die Mitfreude, die mehr männlich ist.“

(Sils Maria 13. Aug. 1893 an Mr. Seebohm)

*) „Von uns kann ich nur Gutes und Glückliches melden, sowie endlose Ursache dankbar zu sein.“ Keineswegs erlahmte seine Thätigkeit, sie schlug nur andere Bahnen ein. So hatte er auch jenen Ausdruck den Anatole France er-

wähnt: „cet air joyeux, qu'on ne voit qu'aux hommes qui travaillent beaucoup sans y être forcés.“

Zu der oben erwähnten „Pflege höherer Freuden“, gehörte die Liebe zur Musik. Das Beste zog ihn an, sei es aus älterer oder neuerer Zeit. Ueber den „mehr als Genuß“ der Bach'schen Matthäus-Passion schrieb er ebenso beglückt wie aus Bayreuth über die „Wunderdichtung des Parsifals — bei Weitem das schönste Werk des Meisters“. Ebenso stand er zur bildenden Kunst; sein Geschmaç war an den klassischen Meistern des Alterthums wie des Tre-Quattro und Cinque-Cento gebildet worden, doch hat er sich sein Leben lang warm für die Entwicklung der modernen, lebenden, also unoffiziellen Kunst interessiert. Eine bei Laien seltenere Begeisterung empfand er für Architectur. Analog wie zur Musik und Malerei war sein Verhältniß zur Litteratur; es entsprang alles derselben Quelle, kein einziges ausgesprochene Talent, wohl aber eine starke, poetisch-künstlerische Veranlagung, welche durch die ungewöhnliche Atmosphäre des elterlichen Hauses, durch verständnißvolle Freude an Meisterwerken geläutert und befestigt wurde. Er war ein „Dilettant“ im eigentlichen und schönen Sinn des Wortes, ohne die — ach gewiß — entschuldbare, aber selten erfreuliche Beigabe des persönlichen Schaffens. Wie alle Dilettanten, beurtheilte er neue künstlerische Erscheinungen öfters falsch, wie dies bei wenigen Dilettanten zutrifft, beurtheilte er aber auch das ungewohnt Neue manchmal instinctiv, unmittelbar richtig. Noch viel ungewöhnlicher war jedoch seine Fähigkeit bis zuletzt, also bis an die Schwelle des Greisenalters, sich auf diesem Gebiete weiter zu entwickeln. Was Erich

Schmidt von Lessing sagt, darf man auf meinen Vater beziehen: „Kein satter Gast saß er am Mahl des Lebens, sondern allzeit hungrig nach Ueberzeugung, allzeit durstig nach Wahrheit, und immer gern hungrig und durstig.“ Selbst bei künstlerischen Naturen endet die Evolution allermeistens mit den Vierziger oder Fünfziger Jahren, in meinem Bekanntenkreis kenne ich nur einen ähnlichen Fall, es ist der einer Frau, deren siebzigsten Geburtstag wir gefeiert haben, welche auch dem unerwartet Modernen, wo es gut ist, willig und freudig folgt. Dies ist die allerseistenste künstlerische Faser. Darum blieb mein Vater auch so merkwürdig jung. Eine zwanzigjährige kleine Freundin, welche viel mit dem bedeutenden Umgang ihres Vaters verkehrt, sagte mir, diese Eigenschaft sei ihr nur noch einmal vorgekommen; sonst die gewiß überbrückbare, aber bestehende Scheidewand der Generationen: dies selbstverständlich ihre, dies selbstverständlich unsere Anschauung, unser Geschmaç. Im Verkehr mit meinem Vater sei sie nie sich einer Kluft bewußt geworden; es kam eine ausgereifte Erfahrung hinzu, sonst eine genau ebenso jugendliche Aufnahme neuer Eindrücke, die gleich dankbare Würdigung frischer Talente.

Als Kind bewunderte er Thorwaldsen und Cornelius — er lernte auch Böcklin und Klinger verstehn; mit Palestrina, Händel, Mendelssohn großgeworden, wurde er im Alter von Tristan bis in die Seele ergriffen. Zu einer Zeit erwachsen, in der Rafael'sche Stiche und Gypsstatuen im Verein mit den hausbäckersten Möbeln die verfeinertsten ästhetischen Bedürfnisse befriedigte, hat er sich an dem Wiedererwachen zwanglos malerischer Innendecorationen

mit ihren Anleihen beim Mittelalter und dem Orient theiligt, interessirte sich für die letzte Strömung, welche für neue Menschen, mit neuen Bedürfnissen, zweckmäßige, darum neue Einrichtungen verlangt. Hatten auch die Rachel, die Ristori ihn früher begeistert, so erschien Eleonora Duse ihm doch eine ungeahnte Offenbarung, entzündete ihn nichts weniger die feinberechnete Natürlichkeit von Antoine und dessen Théâtre Libre. — Streng klassisch erzogen, Mitglied der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaft, wurde er darum von Gottfried Keller, Rudyard Kipling, Maeterlinck, Gerhart Hauptmann nicht minder unmittelbar gepackt.

Die Kunst war ihm keine heiliggesprochene, einbalsmirte Leiche, sondern ein lebendes, tastendes, sich fortentwickelndes Wesen.

Doch ersetzte sie ihm nicht die Natur. Er war „Frei-
luftmensch“, jene Zimmerexistenz mancher Berliner Freunde erfüllte ihn mit Grausen. Stets verschaffte er sich draußen Bewegung, kletterte und schwamm in der Jugend, ging immer viel spazieren, lernte noch in späteren Jahren Schlittschuhlaufen und Tennis, ritt noch bis in sein zwei und siebenzigstes Jahr. Eine besondere Freude war ihm das Reisen; mit frischen, wohlwollenden Augen nahm er die neuen Eindrücke auf. Er hatte jenes „Génie de l'admiration et de la compréhension“ durch welches, wie Balzac meint, gewöhnliche Sterbliche selbst großen Dichtern anverwandt werden. Wie oft begann er auch mit den wenigst versprechenden Mitreisenden ein Gespräch, wußte, dank seiner geselligen Gewandtheit, seiner unmittelbar wirkenden Herzensgüte, die Leute mittheilbar zu machen,

ihnen viel Interessantes und Lehrreiches zu entlocken. Um jedoch solche Brocken zu verwerten, bedarf es bekanntlich sowohl guter Vorkenntnisse, als einer rasch synthetisch verallgemeinernden Auffassungsgabe. Defters machte er aber nur aus freundlicher Höflichkeit anregende Conversation da wo er nur ausgab und nichts, garnichts empfing. Nach solcher, von seiner Familie ernst gerügten Verschwendung, war er dann abgespannt und müde. Aber wer weiß, vielleicht lag in der dankbaren Verehrung welche diese vielen reizlosen alten Damen, schüchternen jungen Mädchen, unbedeutenden Jünglinge und nüchternen Philisterherren ihm ausnahmslos auf Reisen entgegenbrachten, ein genügender Lohn. Eigenartig war eine vierzehntägige Seefahrt, welche er als Gast des Kapitäns Schröder auf „S. M. S. Nymphé“ im Herbst 1881 in der Ostsee unternahm. In vollen Zügen genoß er die Meeresexistenz, dann interessirte ihn das complizirte Leben an Bord eines Kriegsschiffs, die vielfach originelle Art der Leute. Einer derselben war als blutjunger Mensch an eine entlegene asiatische Küste gestrandet, hatte sich längere Zeit unter einem wilden Volksstamm umhergetrieben, wurde wegen seiner blonden Schönheit als Gott verehrt, bis ihn ein vorüberfahrendes Schiff der alltäglicheren, aber doch befriedigenderen europäischen Heimath wieder zuführte. Mein Vater überhörte einen Deckoffizier als er einen Matrosen mit „Sie grant Monart, Sie alter Emigreh“ anfuhr, eine recht unerwartete Begriffsanwendung. Um seinem Sohn und auch dessen Kameraden die langwierigen Nachtwachen zu verkürzen, ließ er sich wecken und ging mit dem Betreffenden im Sternenschein auf und nieder. — Nicht

ohne Beziehung auf diese heitere Fahrt war eine traurige Reise nach Spanien. Sein Seemannssohn, Karl, ein großer stattlicher Mensch, eben Kapitänlieutenant geworden, hatte sich an der Afrikanischen Küste den Todeskeim geholt, starb März 1890, fern von der Heimath, an Bord „S. M. S. Kaiser“ in Port Mahon. Dorthin, nach Minorca reisten im nachfolgenden Frühling mein Vater, mein Bruder Lothar und ich. Merkwürdig ist diese weltentlegene spanische Insel mit ihren alten, malerischen, blendend weiß angestrichenen Gebäuden, mit ihren uralten, noch nicht aufgeklärten Steindenkmälern aus vorgeschichtlicher Zeit. Weite Hochebenen werden durch eine arbeitssame, genügsame Bevölkerung angebaut, mein Vater schrieb an Emma v. B. *) „Wie gern hätte ich Dir das Arbeiterhäuschen, welches wir besuchten, gezeigt. Es wurde von armen Leuten bewohnt, außen sowohl wie innen, überall weiß getüncht, eine Handmühle wie aus dem Alten Testament, eine Spindel, zwei Brautkästen wie bei uns und schöne Majoliken rings an der Wand. Das Hauptzimmer hatte nur ein einziges Fenster und das war nur etwa einen Quadratfuß groß. Sie fürchten die Hitze!“ In der Charfreitagsnacht zog eine Prozession durch die selbst in der Dunkelheit sonderbar hell schimmernden Straßen; Trauermusik, Kerzen, lange, dunkle, wehende Banner, der hochgetragene heilige Leichnam, verhüllt, mit Ketten beladene Büsser, welche hierdurch ein Gelübde erfüllten, eine laut psalmodirte, eindrucksvolle Litanei. Selbst die radikalen Zeitungen waren an jenem Tage mit Trauerrand erschienen, feierten mit religiösen Gedichten, an Stelle der üblichen Zeitartikel, den Tag.

In einer lautlosen, von Tamariskenbäumen umschatteten Bucht liegt, hart am Ufer, der verlassene protestantische Kirchhof aus der englischen Occupationszeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Innen zerfallene, steinerne Denkmäler, von weißen, wilden Blumen umblüht. Ungeklärt breiten die Bäume sich aus, denn „Niemand würde sich heranwagen, wegen der Geister der Verstorbenen“. Dort liegt mein Bruder begraben. „Die Liebe,“ schrieb mein Vater an jenem Tage unserer Mutter, „ist das bleibende Element. Diese Liebe wird durch seinen Tod nicht unterbrochen, erhält nur eine andere Richtung. Wohin? In welcher Gestalt, in welcher Form des Daseins wir seiner gedenken könnten, sollen wir nicht einmal ahnen dürfen. Doch wissen wir, daß Liebe bis in alle Ewigkeit dauert. Gott gebe uns, dieser Ewigkeit mit jener Ruhe, welche nur eine andere Bezeichnung für Glauben ist, entgegen zu sehen.“

* * *

Einige Winter wurden an der Riviera, vor allem in Cannes und Mentone verlebt. Er war dort gern, aber, wie er (23. Febr. 1890) aus Cannes schreibt, „einfach bodenlos ist die Leere dieser Orte. Das sage ich, trotzdem ich an jedem Tag, in jeder Stunde dankbar die Herrlichkeiten der Luft, der Sonne, der See, der Berge und Bäume und Blumen genieße.“ Doch erwähnt er mit Freude der in Cannes erneuten Bekanntschaft mit dem Historiker Lord Acton, „einem hervorragend belehrten und philosophisch angelegten Mann“. Auch in Mentone ward ihm anregender Verkehr mit dem Comte Foucher de Careil, dem früheren französischen Botschafter und dem feinen


Kenner und Uebersetzer von Schopenhauer und Hegel zu theil. Auch mit dem Philosophen Fouillée, dessen rührend schöne Biographie *) des zu jung verstorbenen Guyau **) er dort las, und mit dem interessanten Pariser Bitteraten, Octave Mirbeau. Zu unserer heiteren Ueberraschung kamen wir denn bald darauf, im Figaro, auf eine Unterhaltung Mirbeau's mit einem „Fremden von Distinction“, „ich schäme mich nicht zu gestehn, daß ich ihn von Herzen liebgewann“. Hauptsächlich hätten sie über neue französische Bitteratur gesprochen, und nachdem meines Vaters Ansichten über Zola und Daudet wiedergegeben wurden, folgte eine weitere scharfsinnige, feine Kritik über die allerletzten Autoren, deren Namen, und vollends deren Werke, meinem Vater vollständig unbekannt waren. Der Pariser hatte diese hübsche Form gewählt, um einige Kollegen bequemer loben und tadeln zu können. Dem Wunsch der — cosmopolitischen — Hotelgesellschaft entsprechend, hatte er damals in Mentone am Geburtstag Kaiser Wilhelm II eine Tischrede gehalten. . . . „In männlicher Kraftfülle steht der reichbegabte Herrscher da, ein Vertreter zweier erlauchter Fürstengeschlechter. Sein Volk und die Welt kennt ihn bereits in seiner unbefiegbaren Thatkraft, in der Raschheit und Bestimmtheit seiner Entschlüsse, in dem Muth seiner Ueberzeugungen, in seinem, wenn das Herz ihm lacht, bezaubernd

*) La Morale, l'Art et la Religion d'après M. Guyau. Paris. Alcan 1887.

**) Guyau, der Verfasser von L'irreligion de l'avenir. L'art au point de vue sociologique. Er selbst nennt einmal seine Lehre: Une philosophie de désillusion intellectuelle et d'espérance morale.

leutseligen Wesen." Wie intensiv er das nahegelegene La Mortola des Commendatore Sanbury, bewunderte und genoß, wird unsern gütigen Wirthen möglicher Weise noch unvergessen sein.

Wohl die allerschönste Reise war die nach Athen. Mit sich brachte er als Vorbereitung seine ganze Bildung, die Liebe seines ganzen Lebens. Erschien ihm doch die Verquickung germanischen und hellenistischen Geistes als höchste Blüthe der Kultur. An einem strahlenden Frühlingsmorgen 1894 sahen wir Korfu und die fernen, noch mit Schnee erglänzenden Albaneserberge sich aus den saphirblauen Wasserflächen erheben. Dann kam das bunte, theils italienische, theils eben noch anders gemuthende Treiben und Getümmel des Hafens — sein freudiges Interesse zum ersten Mal griechisch „sprechen“ zu hören. Am nächsten Morgen fand ich ihn am Frühstückstisch in tiefem, auf italienisch geführtem Gespräch mit einem Kellner. Es war ein Anhänger von Trikoupis und er führte mit südllicher Lebhaftigkeit aus, wie alle schädlichen Verwicklungen einzig und allein dem Delhanni und dessen Anhang zuzuschreiben seien. Als wir nachher ausfuhren, fand ich im Flur meinen Vater in ebenso eifrigem Gespräch mit einem andern Kellner. Dieser bewies ihm beredt und mit schlagender Statistik wie seit Trikoupis alles bergab gehe, wie man unter ihm des Verhängnißvollsten gewärtig sein müsse. Dieser letzte Politiker und Kellner war auch Violoncellist an der Oper und auf sein dringendes Anrathen beschlossen wir Boito's Messstofele zu hören. Persönlich führte er uns nach dem prachtvollen venetianischen Palazzo, in dem sich jetzt eine kümmerliche Truppe eingenistet hatte.



Boito schließt mit der Helena-Episode, Faust stirbt in Erkenntniß der wahrsten, ewigsten griechischen Schönheit, „Elena“ ist sein letztes Wort. Tief packte meinen Vater diese Symbolik an der Schwelle der hellenischen Lande.

In jedem Frühling unternimmt das Deutsche Archäologische Institut in Athen eine Dampferfahrt um die Inseln und Küsten; Archäologen aller Herren Länder überwiegen, aber auch andere Menschen werden freundlichst zugelassen, mein Vater war ja auch ein altes Mitglied der Berliner Archäologischen Gesellschaft. Die, welchen der Vorzug zu theil geworden ist, den an Ort und Stelle gehaltenen Vorträgen des Professors Dörpfeld zu lauschen, wissen wie unvergeßlich anregend eine solche Woche verläuft. Delos — Marathon, es sind „Namen mit denen man zaubert“, aber die Wirklichkeit mit ihrem geheimnißvollen Zusammenfließen von Tod und von ewigem Leben bringt doch noch mehr. Mit allen Fasern nahm mein Vater das Gebotene auf, war bei allen, auch den anstrengenden Ausflügen dabei. Während des letzten Mittagseffens hielt Professor Voeschke, der ebenso hervorragende, als menschlich lebenswürdige Bonner Archäologe eine Rede auf ihn. Sein Vater habe der Deutschen Archäologie die erste Stätte, damals in Rom bereitet, seiner eigenen Färsprache im Reichstag habe die Sache reiche Förderungen zu verdanken.

Eine hübsche Episode in einer seiner letzteren Reisen nach England war ein Besuch beim Marquis von Salisbury im berühmten, historischen Hatfield House. *) „Es war alles äußerst gelungen,“ schreibt er (27. Oct. 1892) an Emma v. B. „Wir fanden die Familie am Theetisch

und ich hatte ein angenehmes Gespräch mit Lady S., sowohl wie mit der unverheiratheten Tochter, welche (wie auch anscheinend die ganze Familie) entschiedenes Conversationstalent besitzt. Diese nämliche Lady Gwendoline Cecil führte ich zu Tisch, und saß rechts von der Hausfrau, welches auch noch die weitere Annehmlichkeit mit sich führte, daß nach dem Schluß des Essens, Lord S. herumkam, um den Platz seiner Frau einzunehmen und eine ganz ungewöhnlich interessante Unterhaltung mit mir begann. Erst besprachen wir allgemeine Gegenstände, dann Deutschlands Auswärtige Politik. Er besitzt einen seltenen Zauber im Gespräch und zeigte gar keine Zurückhaltung, war mittheilksam und offen. Unter den übrigen Gästen gefiel mir vor allem Lord Rayleigh und dessen Frau, eine Schwester von Arthur und Gerald Balfour. Wie Du weißt, ist er ein großes Licht der Mathematik und Naturwissenschaft. . . Nach dem Frühstück am nächsten Morgen zeigte mir Lady S. die hervorragendsten ihrer zahllosen Portraits. Drei der Königin Elisabeth, eins (das einzig bekannte) von Richard III, zwei der Maria Stuart. Im Ganzen 180 Stück, viele von den ersten Meistern gemalt!"

Aber die Reisen bildeten doch nur Episoden; es wurde ihm jedesmal schwer die selbstgeschaffene Häuslichkeit, den heranwachsenden Garten zu verlassen. Er empfand auch ein besonderes Interesse an Berlin, bewunderte und achtete den in manchen Kreisen gern geschmähten Berliner Magistrat, die zahlreichen, so gewissenhaft arbeitenden unbefoldeten Stadträthe, die energische Verwaltung des ungeheueren Gemeinwesens. Herr von Jordanbeck war sein persönlicher Freund; an jeder Entwicklung der Stadt, sei

es neuer Verkehrserleichterungen, besonders aber sanitärer Fortschritte nahm er Antheil. Wie oft hat er durchreisende Freunde, vor allem Ausländer, nach den städtischen Nieselfeldern geführt, fand das aus einer Sandwüste hervorgezauberte Obst- und Blumen-Paradies geradezu poetisch. Schwerlich hätte er anderswo als in Berlin gelebt und doch war er nichts weniger als „berlinisch“, als „märktisch“; hatte er lokale Färbung, so war es noch eher die vom Rhein.

Sein Interesse an öffentlicher Wohlfahrt hat er ja auch bethätigt, er zahlte mit seiner eigenen Person. Dem Wesen nach mehr zum Lesen und Studiren angelegt, hat er wie wohl Wenige in dem Maaße freiwillig sich practische Vereinsarbeit auferlegt. Manche dieser Vereine wurden bereits erwähnt, aber wie viele fehlen: die für Volksbäder, für alternde Erzieherinnen, für Krankenpflege, Kochschulen, Kindererziehung, Gesundheitspflege, Feriencolonieen — die vollständige Liste wäre ermüdend lang. Als an einen berufslosen Menschen traten eben die verschiedensten Vereine an ihn heran und es wurde ihm, unserer Ansicht nach übertrieben schwer dann nein zu sagen. Allerdings eignete sich seine ruhige, verbindlich-vermittelnde Art ganz besonders zum Mittelpunkt so manches allzu heterogen zusammengesetzten, manchmal sogar etwas electrisch geladenen Vorstandes, während seine oft in schwungvollen Worten sich äussernde Begeisterung für die humanitären Fragen ansteckend wirkte. In einem Nachruf schildert E. Bely seine gemeinnützigen Bestrebungen: „Und wer ihm auf diesem Gebiete je begegnet ist, der wird seine vornehme Erscheinung, seine freundliche Weise in welcher er Sitzungen

leitete, Verhältnisse beleuchtete und Vorschläge machte, auch nicht vergessen.“ Mein Vater war „freundlich“ aus den von Frau von Stael angeführten Gründen: „Tout comprendre rend très-indulgent et sentir profondément inspire une grande bonté.“

In verschiedenen Zeitungsnachrufen nannte man unser Haus „den glänzendsten Vereinigungspunkt der gebildeten Gesellschaft Berlins“. Das war nun keineswegs der Fall. Zu einem solchen Mittelpunkt gehören verschiedene günstige Factoren, hier fehlten mehrere derselben. Auch weiß Jeder wie selten in Deutschland sich eine feine, harmlos angeregte Geselligkeit, wie mein Vater sie nur zu gern gewollt hätte, ohne Berufs- oder Standes-Gleichheit erzielen läßt. Er gehörte aber weder zu einem Beruf noch zu einem Stand. Von Kindheit auf an die wirklich beste Gesellschaft gewöhnt, fühlte er sich in dieser heimisch, hätte sie ungern gänzlich entbehrt. Die ausschließlich bürgerlichen, auch noch so gebildeten Berliner Kreise hätten ihm schwerlich als einziger Verkehr für sich und seine Familie genügt, doch war ihm jeder aristokratische Kastengeist, alles Junkerhafte selbstverständlich ein Greuel. So sagte ihm die Berliner Gesellschaft als solche, wie gern er auch mit Einzelnen verkehrte, nicht übermäßig zu. 1884 schreibt er an Theodor v. B.: „Ich erhole mich schwer vom Eindruck der „Société de Berlin“. Einheimische müssen geholfen haben, fremde Diplomaten kommen nicht zu den K... u. dergl. Das Geheimniß des Erfolges eines solchen Buches liegt darin, daß das Land von einer „Société“ in Berlin schlechterdings nichts weiß. Die gebildeten Mittelklassen haben mit der „Société“ nichts zu schaffen; sie

sind fröhlich im Vollbesitz aller guten Dinge, lassen sich nichts abgehen und fragen nach der „Société“ garnicht. Deshalb wissen sie auch nichts davon und fallen gierig über dergleichen Enthüllungen.“ (demselben 1884) „Wir haben keinen deutschen, nur einen provinziellen Adel in Berlin, München, Düsseldorf, Münster, Breslau. Die einzigen zwei Ausnahmen bilden die Reichsunmittelbaren und die Familien der russischen Ostseeprovinzen.“ Diese beiden Ausnahmen waren ihm auch besonders sympathisch.

Zimmerhin verkehrten manche angenehme und interessante Menschen in unserm Haus, es denkt vielleicht dieser oder jener noch einmal gern an heiter und anregend dort verlebte Stunden zurück. Oft brachten durchreisende Fremde Empfehlungen. So lernten wir auf der Höhe seines Ruhms, zur Zeit der Congo-Conferenz, die eisern dünkende Persönlichkeit Stanley's kennen, so begeisterte uns der hochgebildete edle Bishop Philip Brooks, der in Amerika einen ganz seltenen Einfluß, vor allem auf die studirende Jugend, ausgeübt hat. Oder es kamen alte Freunde, Mr. William Cartwright, der originelle, geistvolle Lord Houghton, der General Lord Wolseley, oder der jetzige rumänische Ministerpräsident Prinz Demètre Stourdza, ein Freund aus Bonner Zeit, von dem er damals (1853) geschrieben hatte, „ein ganz deutsch gebildeter junger Mensch, der mit außerordentlichem Eifer in Bonn Jura studirt und durch Bescheidenheit, Verstand und Tüchtigkeit unser Aller Liebling geworden ist.“ Auch Franzosen sprachen bei uns vor; so einige Schriftsteller, der uns alle durch sein Gespräch entzückende M. Bourbeau, der anregende junge M. Jules Vegras, welcher gute Feine-

studien seither veröffentlicht hat. Beim Aerztecongreß 1890 wohnten einige Mitglieder in unserm Haus und er schrieb an Mr. Seebohm: *) „Was sind doch diese Aerzte interessant. Wo ich nur mit ihnen zusammenkomme, und das war öfters der Fall, fand ich Regsamkeit und Gründlichkeit, einen fast religiösen Eifer, eine unerwartete Abwesenheit von Gehässigkeit, viel „Heldenvergötterung“ und wenig Schul- und Claqueu-Wesen. Am Eröffnungstag wurde weder Sir J. Vister noch Sir J. Paget wärmer begrüßt, als die Ankündigung, daß beinah 200 Franzosen theilgenommen hätten. So weit ein Außenstehender es beurtheilen kann, beherrscht die Wissenschaft alles und der Wunsch nach Wahrheit ließ keine Vorurtheile entstehen.“

Naturgemäß verkehrte viel Jugend im Haus, die Töchter „gingen aus“, es wurde getanzt, und ich bin oft überrascht gewesen, wie nachhaltig selbst solche flüchtigen Berührungen mit meinem Vater auf junge Leute wirkten. Nicht nur auf die Jugend; und ich möchte geradezu von dem starken Eindruck, den er auf die mannigfaltigsten Charactere hinterließ, die Hauptbedeutung seines Daseins erhoffen. Dem Eindruck einen weiteren Spielraum zu verleihen ist ja auch der Zweck dieses Buches. Ein ganz ausgesprochenes Interesse nahm er an der Jugend, hatte eine besonders feine Würdigung der, wenn auch noch so unreifen Persönlichkeit. Nur selten fand er seine Gäste langweilig und das Pascal'sche Wort trifft auf ihn zu: „A mesure qu'on a plus d'esprit, on trouve qu'il y a plus d'hommes originaux. Les gens du commun ne trouvent pas de différences entre les hommes.“ Bei einer makellos verlebten Jugend hätte man eine gewisse

Strenge begreifen können, nie erinnere ich mich eine solche Beurtheilung gehört zu haben. Er trat jungen Menschen nicht nur gütig, sondern gradezu achtend entgegen, erwies ihnen jene ausgesuchteste, schmeichelhafteste Höflichkeit, er gab ihnen im Gespräch sein Bestes. Und dies beiden Geschlechtern im selben Maß.

Seine Großmutter, Mutter, seine Schwestern waren begabte, hochgebildete Frauen, wie wohl jeder fein und harmonisch besaitete Mann hatte er gern mit solchen verkehrt. So empfand er auch eine warme Sympathie für die Frauenbewegung, namentlich für die späteste und allergeringste — die deutsche, war z. B. Ehrenvorsitzender des Vereins für Errichtung weiblicher Gymnasial-Kurse. (Den selbstverständlichen Gemeinplatz brauche ich wohl nicht anzuführen, daß extreme Emanzipation, die absolute Gleichmachung der Geschlechter ihm zuwider war.) Im Interesse der Gesamtheit verlangte er die Berechtigung einer jeden Individualität. „Man frage nicht immer was frommt den Frauen, man frage was frommt dieser Frau,“ schrieb er als Sentenz einmal nieder. Seiner Ansicht nach gehöre zu einer jeden harmonischen reichen Cultur eine weitere Bildung der Frauen, auf daß diese sich ebenfalls am Schönen und Guten und Großen betheiligen könnten. Dadurch verliere nicht, dadurch gewinne die Einzelne, ihre Familie, ihr Haus und ihr Land. Wie in einem gesunden Staatswesen alle denkenden Bürger sich um ihre Institutionen, um deren Entwicklung — also um die Politik kümmern sollten, so auch die Frauen, als Theil der berechtigten öffentlichen Meinung. Das politische Urtheil seiner Schwester Francis stellte er außerordentlich

hoch und nach dem Tod seiner Schwester Theodora v. Ungern-Sternberg schrieb er an den Legationsrath Abeken. 19. April 1862: „Nach allen Seiten ist es ein Verlust, sogar nach der politisch-nationalen. Mit der bescheidensten Art bearbeitete sie das den Frauen zu eigen gegebene Feld der Politik, die Begeisterung. Und da ein Jeder erkennen mußte, daß keinerlei Exaltation in ihrem Innern Wurzel greifen konnte, so hätte die kältere Art unserer höheren Frauen-Kreise nothwendig eine Aenderung erfahren müssen, wenn sie sich überzeugten, daß man gebildet und *comme il faut* und doch liberal, ja sogar national sein kann.“ Aber nicht nur intellectuell wollte er den Frauen jede harmonische Entwicklung gestatten, er war ein ausgesprochener Bewunderer weiblicher Schönheit und Grazie, hatte Freude an gefälligem Anzug und geschmackvollem Luxus. „What you do, do gracefully“ citirte er oft seinen Kindern. Und auch hierin sollten keine verknöcherten Schranken gelten. Als vor einigen Jahren die beste europäische Damentwelt anfang zu rabeln, einzig in Berlin noch fast alle Väter und Mütter sich dagegen sträubten, sah er sofort das Berechtigte einer harmlosen und gesunden Zerstreuung ein, gestattete es sofort seinen Töchtern. Und wie dankbar waren wir bereits als Kinder und Backfische, daß wir nicht, wie unsere Freundinnen, in einem fort sagen mußten: Nein, das dürfen wir nicht, das ängstigt Papa zu sehr.

Wie er als Vater war, wie feinfühlig er jede Entwicklung seiner Kinder begünstigte — es geht mir zu nah, um darüber schreiben zu können. Eine Dame, die oft im Haus gewohnt hatte, sagte mir als ich den Plan dieses

Lebensbildes mit ihr besprach: „Als Tochter wirst Du aber keinen Begriff seines so ganz exceptionellen Wesens im Familienkreis geben können.“ Es ist auch schwer; alle Töchter, welche je über ihre Väter geschrieben haben, preisen deren ungewöhnliche Güte im engsten Verkehr, diese stereotypen Versicherungen sind sehr begreiflich, aber von keiner schlagenden Ueberzeugungskraft. Was die Dame meinte, war nicht nur das liebevolle Wohlwollen, die stete Theilnahme, sondern trotz der Harmlosigkeit heiterer Stunden — und er hatte einen ausgesprochenen Sinn für Humor, auch für dessen feineren aber gefährlicheren Bruder, den Witz — jenes vornehme geistige Gepräge, welches er dem Ton im Hause zu geben sich bestrebte. Dann aber auch die nicht nur Rücksicht, sondern geradezu Höflichkeit, welche er allen Bewohnern, waren es Kinder, waren es Diensthoten erwies. Unsere einstmalige Haushälterin (eine originelle, gebildete Dame, welche sich eigentlich nur aus Passion dieser Mühe unterzog) wurde von einem neuangekommenen jungen Diener gefragt: „Ist das denn immer so bei Herrschaften? Sind alle „gnädigen Herren“ so gut und höflich zu Frau und Kindern?“ „Nein X.“ war ihre energische Antwort, „glauben Sie mir, und wenn Sie neunzig Jahr alt sind, wird Ihnen so etwas nicht wieder vorgekommen sein. Das giebt es nicht mehr.“ Immer war er sorgfältig und gut angezogen, eine äußere Vernachlässigung wäre ihm unästhetisch erschienen.

Schon einmal erwähnte ich, wie jung er blieb. Ich erinnere mich wie er während einer Aufführung von „College Grampton“, (Georg Engels gab die Titelrolle), dem anwesenden Professor Erich Schmidt seine Begeisterung

aus sprach. Dieser freute sich, „denn erst vor ein Paar Tagen beschwerte sich unser gemeinsamer Freund Bamberger über meine dringende Empfehlung dieses Stückes, daraufhin habe er es sich angesehen, habe demselben aber gar keinen Geschmack abgewinnen können.“ „Bamberger,“ antwortete mein Vater, „hat ein äußerst feines litterarisches Verständniß, aber um Gerhart Hauptmann zu würdigen, ist er eben zu alt.“ Dabei war er selbst kaum ein Jahr jünger! Zum siebenzigsten Geburtstag (1894), beglückwünschte ihn eine Deputation der Liberalen Vereinigung, er antwortete ihnen: „Als ein Jeder von uns sein siebenstes Jahr vollendet hatte, sagten die Eltern — „nun ziehst Du die Kinderschuhe aus“ und wir trampelten stolz in Mannerschuhen umher und zerschlugen den Schwesterchen ihre Puppen. Heute aber, da ich ein Siebziger werde, habe ich mich am frühen Morgen gefragt, ob es nicht an der Zeit sei, die Kinderschuhe endgültig wegzuschließen. Denn es ist mir Glücklichen bisher nicht gelungen, die süßen Illusionen, wenn es in der That Illusionen sind, abzustreifen, — den Glauben an eine, wenn auch oft in großen Curven, allzeit wachsende Besserung der Menschheit . . . — Selbst in der kurzen Spanne Zeit des Erdenlebens, dünkt mich, kann der Mensch erkennen, daß das Faule abfällt und das Gesunde sich erhält. Wieviel haben wir älteren Männer in der Richtung verfolgen können! . . . Nicht zu vergessen der tastenden Versuche das Deutsche Volk zu einem National-Reiche zu verbinden, Versuche die schon in ihrem bisher innerlich wie äußerlich bruchstückartigen Zustand eine früher ungeahnte Erhöhung unserer nationalen Fähigkeiten an den Tag gebracht haben. Wie wenig er-

quidlich auch die nationalen Dinge uns augenblicklich vor-
kommen, ein Unverbesserlicher wird sich immer neuen
Trost einreden." Unter seinen Notizen fand ich ein
J. R. Lowell'sches Citat:

„As less the golden glow abides,
And less the chillier heart aspires,
With driftwood beached in past spring-tides
We light our sullen fires.“

Darunter hatte er geschrieben: „Paßt nicht auf mich,
weder die zweite noch die dritte Zeile. G. B.“ Als wir
im Frühling 1895 einige genufreiche Tage bei seiner
treuen Gönnerin der Fürstin-Mutter zu Wies verleben
durften, meinte diese gelegentlich, im Alter empfinde man
ja nicht mehr so lebhaft wie früher. Später wiederholte
er nachdenklich ihre Worte und schüttelte den Kopf. „Bei
mir ist das Umgekehrte der Fall.“

Sein Haar war gebleicht, war spärlicher geworden,
nach dem Tode seines Sohnes ging er gebeugt einher.
Aber dann kam die stattliche, ja manchmal fast jugendlich
elastische Haltung zurück, beim Gespräch blitzten die blauen
Augen, erlangten die Züge ihre frühere Beweglichkeit
wieder. Im Allgemeinen wirkte er jedoch ruhig und
beruhigend — als Erscheinung, wie die von ihm warm
gewürdigte Frau von Helmholtz mir einmal bemerkte. Es
ist schwer zu sagen worin dies besteht; bei einigen Menschen
empfindet man es wenn sie zur Thür hereintreten. Es ist
wohl der Ausfluß des reichen Innenlebens einer abgeklärten,
zum Frieden gelangten, harmonischen Natur.

Friedlich verließen seine letzten Jahre. Bereits oft

hatte er Einiges über politische und andere ihm nahe-
liegenden Gegenstände in deutschen und englischen Zeit-
schriften veröffentlicht. Sein gewählter Stil war gedrungen
und klar. Nun arbeitete er in der Bibliothek an der,
jetzt von Professor Nippold übernommenen Herausgabe
einiger seinen Vater angehenden Schriften*). Dazu waren
Nachforschungen im königlich englischen Hausarchiv nöthig
und hierüber schreibt er (5. Juli 1893) an Frau v. Stodmar:
„Ueber London kann ich nur in hellster Freude schreiben.
Ich wurde förmlich jung im Buckingham Palace Hotel,
wo ich, um ungestört zu sein, mit meiner Frau mich nieder-
ließ. Die Fürsprache der Kaiserin Friedrich erwies sich
als überaus mächtig. Im persönlichen Auftrage der
Königin erhielt ich ein schönes Zimmer mit allem Schreib-
zeug eingerichtet und das freie Studium eines einzig
interessanten Archivs, Deutsche Politik betreffend, aus dem
ich mir Bunsen's Briefe an den Prinzen Gemahl aus-
schreiben durfte. Je mehr ich mich in dasselbe hineinlas,
desto größer trat mir die Persönlichkeit des Prinzen
Albert entgegen. Nicht bloß Talent, rasche Auffassung,
Fleiß — nein das Urtheil des noch ganz jungen Herrn,
seine Hingabe an den nationalen Gedanken, seine Freiheit
von jeder engherzigen, eigennützigen Besorgniß — alles
erschien selbst mir, der doch in Bewunderung seiner Person
erzogen war, geradezu überraschend. Ich fand, daß meine
alte Arbeitskraft doch nicht ganz geschwunden war und wie
ein verzehrend Feuer fuhr ich jeden Morgen, wenn die
Glocke 10 schlug, über die Schätze.“

*) Deutsche Revue, Nov. 1895, Febr. 1896, Juli, Aug., Sept. 1897,
Febr. 1898.

Noch immer beschäftigten ihn die Vereine. „Ich arbeite ziemlich fleißig (schreibt er Sept. 1886) an Wohltätigkeitswerken, besonders an solchen welche dem Arbeiter und dessen hungernder Familie zeigen sollen, daß sie auch Freunde, auch wenn diese sich ihnen nicht aufdrängen, besitzen.“ In diesen Jahren wurde ihm wieder der langentbehrte Genuß des Lesens zu theil. 20. 8. 89*) „Ich kann Ihnen garnicht sagen, wie ich jetzt, seit meinem Abschied von der politischen Thätigkeit im Lesen schwelge. Es ist wie Wasser auf dürrem Erdbreich. Der Verkehr mit großen Geistern, oder wenigstens großen Schriftstellern (denn dieses ist nicht immer gleichbedeutend, siehe den anziehenden Gellust) ist überaus fesselnd.“ Viel Zeit nahm seine Correspondenz in Anspruch, noch immer sprach er sich mit auswärtigen Freunden über Tagesfragen aus, wie ich denn wirklich glaube, daß sein Einfluß auf die richtige Beurtheilung deutscher Politik in England nicht allzu niedrig eingeschätzt werden darf. Er kannte England so ungewöhnlich gut, daß er die englische Strahlenbrechung abschätzen konnte, unsere Zustände nicht nur sprachlich zu übersetzen vermochte. Doch genoß er nicht nur den schriftlichen Verkehr mit den Freunden. Wie arm ist das Leben der Meisten an den besten Freundschaften, den im reiferen Alter geschlossenen „Wahlfreundschaften“. Im Allgemeinen begnügen sich die Menschen an den Zufälligkeiten des oft so bald ab- und wegsterbenden Kinderverkehrs, kommen später garnicht darauf sich eng an gleichgesinnte oder beglückend ergänzende Naturen zu schließen. Mein Vater hatte nahe Freunde und die Meisten hatte er erst im Manneßalter kennen gelernt. An Mr. Seeborn schreibt

er (1884) „Ihre Freundschaft wäre mir unter allen Umständen ein unschätzbares Gut. Mir ist sie dies doppelt da sie mir als Himmelsgabe verliehen ist, nachdem der Abstieg des Lebens bereits begann, also zu einer Zeit wo diese Früchte einem spärlicher zufallen als im Maienglück der Jugend.“ Und an Herrn von Behr-Schmoldow*) (1887) „Theurer, Ich bedarf gewiß keines Anstoßes um Dir zu schreiben. Ist doch der Verkehr mit Dir der einzige Gewinn den mir ein zwei und zwanzigjähriges öffentliches Leben nach der gemüthlichen Seite — ja nach allen Seiten — gebracht hat.“ Nach dem 1891 erfolgten Scheiden dieses warmherzigen, edlen Freundes fand sich ein Brief, den er meinem Vater vor Jahren geschrieben hatte, um nach dem Tode demselben übergeben zu werden. „Theurer Freund. Seit Du mir im Winter 1867/68 im Hause der Abgeordneten so wohlthuend entgegenkamst, hat uns manch auf's Edle gerichtete Interesse verbunden. Als mein irdisch Glück zusammenbrach“ (der Verlust des vielversprechenden, einzigen Sohnes) „und ich in Schmerz versank — da zeigtest, gabst Du mir Arbeit — „in piscibus.“ Und ich biß an — habe festgehalten bis heute, hoffe es zu thun so lange ich noch wirken darf und kann. Hab treuen Dank, Du warst mein Wohlthäter hierdurch!“ (Nun folgen zwei persönliche Verhältnisse angehende Bitten) „Verzeih mir theurer Freund, wo ich Dir weh that — es war schön Dich im Leben getroffen zu haben. F. v. Behr. Schmoldow. 15. 1. 79.“

*) Der Kammerherr, Dr. Fr. Felix von Behr-Schmoldow, durch seine humanitäre, volkswirtschaftliche Thätigkeit, vor allem durch die rastlose, als Vorsitzender des Deutschen Fischerei-Vereins, bekannt.

Unter den Notizen meines Vaters steht folgender Satz: „Wer bleibt sicher Dein Freund? Der Mann einer Frau die Dir wohl will.“ Dies hatte er selbst erfahren, mit den Angehörigen seiner Freunde verknüpfte ihn ein ganz persönliches Band.

Natürlich hörte sein Interesse an der Politik nicht auf; mit seinen treuen und verehrten Freunden, dem Director Schrader und Dr. Barth stand er im häufigen Verkehr, führte lange, politische Gespräche mit denselben.

Aber keine Freundschaft entzog ihn der eigenen Familie, auch nicht in der Correspondenz. In einem Brief an Theodor v. B. schrieb er: „Du wirst es noch erfahren — man ist zuletzt nur noch Vater und bloß in Nebenstunden etwas Anderes.“ Und nicht nur zärtlich, ganz persönlich und individuell war das Verhältniß zu einem jeden der Enkel. Regelmäßig schrieb er seinen auswärtigen Kindern; rührend erscheint in diesen Briefen neben der warmen Liebe, auch die Sorgfalt mit der er ihnen alles was er nur gehört oder gelesen hat und das in ihren Beruf hineinpaßt, ausführlich niederschreibt. So seinem Seemannssohn über technische Neuerungen, dem jüngsten Sohn, der die Merseburger Husaren verließ um in den Colonialdienst über zu treten, über afrikanische Vorkommnisse, dem Mann seiner Tochter Berta, einem jungen amerikanischen Historiker Henderson, über neu-erschienene Geschichts- und Memoiren-Werke.

* * *

Er vertrat die in Deutschland noch ungenügend vertretene Gattung des „unabhängigen Herrn“. In England

besteht der Typus und das Wort „Gentleman“ seit mehreren Generationen, bei uns wirkt die Bezeichnung „Rentier“ nicht nur sprachlich verlegend, sondern erweckt auch eine wenig ästhetische Ideenverbindung von unfein philisterhaftem Genuß. Wir sind aber als Volk keineswegs zu arm um uns diese höhere Gattung zu leisten; mein Vater hatte eine große Familie, war keineswegs reich, und wie viele in etwas knotigem, ästhetisch und ethisch unfruchtbarem Luxus lebende Deutsche giebt es jetzt überall! Die Veredelung dieses Reichthums bildet nicht die allergeringste Aufgabe der anbrechenden Zeit.

Ich weiß nicht ob irgend einem Andern die Idee noch gekommen ist, daß mein Vater merkwürdig Vieles mit Wilhelm von Humboldt gemeinsam hatte. Als ich dessen „Briefe an eine Freundin“ las, wie die Schilderung im Leben seiner Tochter*), als ich in dem stimmungsvollen, pietätvoll unberührt gelassenen Räumen von Tegel weilte, habe ich es stark empfunden. Gewiß ist Vieles verschieden; gewiß will ich meinem Vater keinen Augenblick die Bedeutung der, wie Frau von Stael seinerzeit meinte, „ersten Intelligenz Europa's“ zuschreiben. Ganz anders ist auch die Bethätigung ihrer ethischen Ueberzeugung. Humboldt legt den Schwerpunkt auf weittragende, schöne Ideen, practisch einzugreifen, persönlich an der Vinderung der sozialen Noth zu arbeiten liegt ihm fern. Grade an solchen Gegenüberstellungen erkennt man wie unendlich viel tiefer diese freiwillig humanitären Verpflichtungen in unser Leben eingegriffen haben. Aber dann wieder er-

*) Gabrielle von Bülow.

kenne ich dieselbe weite, klassische wie moderne Bildung, die gleiche warme, deutsche Vaterlandsliebe, welche den Patriotismus nicht in kenntnißloser Verkleinerung fremder Völker sucht. Ich ersehe dieselbe innige Familienliebe, das gleiche Verständniß für Frauenseelen, dieselbe undogmatische aber echte Religiosität — die gleiche Liebe für Kunst und Natur, ja die gleiche würdig einfache, etwas gehoben stilisirte Lebensart, welche an den alten Goethe gemahnt. Und vielleicht habe ich den bedeutenden Goethe'schen Einfluß auf das ganze Leben meines Vaters nicht genügend hervorgehoben?

* * *

In Baden-Baden, wo er sich im Frühling 1896 von einer Influenza erholen wollte, trat ein schlagartiger Anfall ein. Es war der Vorbote vom Ende, aber noch dreiviertel Jahr wurde er uns erhalten. Oft ändert eine Krankheit die ganze Gemüthsart, anscheinend das innerste Wesen eines Menschen. Gern entschuldigen die Nächsten dann die eingetretene Veränderung, „er war es ja nicht, es war ein Kranker, ein anderer Mensch.“ Aber unbeschreiblich dankbar empfindet man es, wenn selbst langwierige Krankheit nur bekannte, schöne Züge an die Oberfläche treibt. Dieses Glück wurde uns zu theil. Nur Milde, Güte und Geduld brachte auch diese letzte schwere Prüfung zum Vorschein. Anfangs erholte er sich langsam aber stetig, genoß die in Baden-Baden so hinreißend üppige Maienpracht in vollen Zügen, ließ sich stundenlang vorlesen. Außerordentliche Freude bereitete ihm der St. Francois d'Assise v. Sabatier und er schrieb an Mr. Seeböhm darüber. „Nie las ich etwas so herz-

bewegendes, so ausdrucksvolles als dieses echt wissenschaftliche Werk eines frommen und wahren Historikers." Gern hörte er auch Pierre Voti's reizvolle, feinsinnige Schilderungen von „Galilée“, „Jubée“ und „Jérusalem“. Als eine Schwägerin in England auf den Tod lag und die Anwesenheit meiner Mutter nöthig machte, lag kein Grund vor die Reise dorthin zu unterlassen. Wir waren in Heidelberg, meine Mutter war vorausgeeilt, mein Vater und ich reisten nach. Etwas erschöpft von der Hitze begann er dennoch mit dem an der Hausflur zur Verabschiedung wartenden Hoteldirector die eingehendste, höflichste Conversation, bis ich ihn, da der Wagen noch immer nicht vorfuhr, unter dem Vorwand des Zuges in ein Nebenzimmer brachte. Wir nahmen den Dampfer nach Köln, obwohl das Sprechen im Wind ihm nicht gut war, ließ er es sich nicht nehmen einem eine Zeitlang neben uns sitzenden, recht alltäglichen amerikanischen Ehepaar auf alles Interessante der Fahrt aufmerksam zu machen. Zum letzten Mal fuhr er den so geliebten Rhein hinunter, mit freundlicher Behmuth sah er nach Burg Rheindorf, dem ersten, glücklichen Heim seiner Ehe hinüber.

Wald nach seiner Ankunft in England trat eine ungünstige Wendung ein. Langsam, allmählig griff eine Lähmung um sich. Er klagte nicht, ließ sich nicht gehen; selbst als das Verlassen des Wagens ihm recht große Schwierigkeiten bereitete, schritt er, sich auf uns stützend, mühsam die Stufen der National Gallery hinauf, saß lange in freudiger Betrachtung vor einigen seiner Lieblingsbilder. Noch ließ er sich vorlesen, aber nur wenig. Nie

sprach er über das Ende, aber er sah es kommen. Vor Jahren hatte er Herrn v. Stodmar über den Tod dessen Stieffohnes geschrieben „Ist noch ein Wunsch erlaubt, so wäre es der, daß doch auch eine Vorschau, daß das Ende bevorsteht, den Kranken erfüllt haben möge. Um einen „vernünftigen Tod“ betete, nach Anleitung Benj. Schmölde's, mein Vater oft, als etwas Wünschenswerthes. Den wichtigsten Akt des Lebens möchte man gern mit Bewußtsein begehen.“ Dieser „vorbereitete Tod“ wurde ihm zu theil. Mit der körperlichen Kraft nahm die geistige ebenfalls ab, aber die Vernunft, die menschliche Würde, blieb unberührt. Er sprach immer weniger, immer begrenzter wurde der Kreis seiner Interessen, aber niemals fiel ein gehaltloses Wort. — Erzählt der erste Bericht der Mutter über des Kindes Freude an der Natur, über die Liebe zu den Seinen, so sind dies auch die letzten Aeußerungen des warmen und reichen Gemüthes. Auf dem Rollstuhl im Kensington Park wies er noch oft auf die prachtvollen alten Bäume, auf Sonnenschein und Wolkenbildung; am vorletzten Tage, als er nicht mehr sprach, öffnete er die Augen und blickte Frau und Kinder mit unendlicher Innigkeit an, das letzte Zeichen des Bewußtseins war ein Druck seiner lieben Hand.

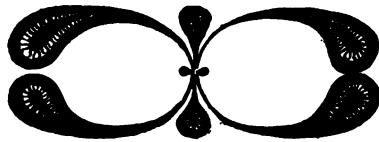
Menschen unserer Zeit sterben schlichter als die Vorfahren. Es liegt wohl an den sensitiveren Nerven; wir können nicht diese herzerbrechenden Abschiedsworte aussprechen, und den Meisten erscheint die Zukunft räthselhaft verhüllt.

Nach dem ruhigen Verlöschen trat jenes Merkwürdige ein. Es verschwand das Alter, die Krankheit, das Leiden

— alles was an den Erdenjammer erinnert. Und auf den jugendlich schönen, marmornen Bügen lag ein geheimnißvolles, überwindungsglückliches Lächeln. So sahen wir ihn zum letzten Mal.

Auf dem alten Bonner Kirchhof ruht er neben den Eltern und zweien seiner Kinder. Als der Sarg in der Gruft verschwand, erschien oben am winterlich blassen Himmel die Sonne über dem Denkmal seines Vaters, über der Inschrift: „Lasset uns wandeln im Licht des Ewigen.“ Auf sein Kreuz setzten wir die Worte: „In Deinem Lichte sehen wir das Licht.“

War dies Leben umsonst? Sahen nicht viele, verschiedenartige Menschen in ihm das Muster einer reinen Gesinnung, einer vornehmen Bildung, einer werththätigen Güte? Sein Dasein durchzieht keine sieghafte Durfanfare, wohl aber ein edler Mollaccord — vielleicht klingt dieser nach.



Buchdruckerei von Gustav Schabe (Otto Franke) in Berlin N.

